
Was das Leben zerbricht
Ein Buch
von
Ernst Zahn





Bibliothek
zeitgenössischer Autoren

Was das Leben zerbricht

Ein Buch
von

Ernst Zahn

24.000 26.000

Vierundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Tausend



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt
1913

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Fräulein Mathilde Schwarzenbach

in Verehrung und Freundschaft

zugeeignet

Was still und verborgen
Das Leben zerbricht,
Die Helle des Tages,
Die weiß davon nicht.

Die Nacht ist die Stunde,
Die Tränen sieht.
Es hat keine Worte,
Des Unglücks Lied.

Und wenn eine Hoffnung
Zu Scherben fällt,
Wie sollte das hören
Die laute Welt!

In Nächten und Tiefen
Spinnt das Leid.
Sein Alter aber
Ist Ewigkeit.

Inhaltsverzeichnis

Die stillen Gewalten

1

In St. Felix sind noch viele enge Straßen, und sie haben ebenso ihre Schönheiten wie jene breiten und vornehmen anderen, die durch die neuen Quartiere leiten. Da ist die Staffelgasse. Nie rasselt ein Wagen, nie klappern Pferdehufe, nie können sie dort eine Straßenbahn schnurren lassen; denn sie ist zu steil, und sie hat sechzig wohlgezählte breite Stufen. Sie ist eine verlassene altmodische, sonntägliche Gasse, sauber und holprig, uneinträglich und unbequem. Sauber, weil von den zwölf Bürgerfrauen, die daran wohnen, jede und jeden Morgen ziemlich genau ihre bestimmte Zahl Stufen kehrt; uneinträglich, weil kein Wirtshaus je gewagt hat, sich in dem schweigsamen Gäßlein aufzutun. Die hohen, alten, schmucklosen Häuser nehmen der Gasse viel Sonne. Das ist aber eher ein Vorteil; denn in den schwülen Sommertagen ist es da oben noch kühl, und wenn die Sonne wirklich kommt, wenn ihr Gold immer tiefer an den Mauern niederrinnt, bis es endlich eine Weile köstlich auf den ausgetretenen Stufen liegt, dann steigt man diese mit einer dankbaren Freude hinauf, hat wieder einmal den guten Gedanken, der den Menschen ungewohnt zu werden droht, daß, was man selten hat, einem um so lieber wird, in der Beschränkung also der Genuß liegt. Diesen und ähnliche Gedanken trug in seinem lichten und verständigen Gemüte auch Herr Severin Nägeli, der Zuckerbäcker, einer von den Anwohnern der Staffelgasse. Sein Haus stand unten an der Ecke, wo die Gasse aus der breiteren Münster-

straße sich löst. So wohnte er eigentlich an zwei Straßen. Nach vorn hinaus ging sein kleiner, sauberer Laden, durch dessen fast immer offene Tür es den Leuten verlockend in die Nase roch. Nach der Staffelgasse hin war das Fenster der Backstube gelegen. Es hatte ein breites und niedriges Gesimse, und wie andernorts die Spatzen um Futter bettelnd an die Fenster fliegen, hockten da zu mancher Stunde am Tage die Schulkinder, so lange der Arbeit Nägelis und seiner zwei Gesellen zusehend, bis sie entweder etwas Schleckbares oder aber von seiten eines unwirschen Arbeiters einen barschen Verweis für ihre Dreistigkeit bekamen.

Meister Severin Nägeli hantierte an einem Sommerabend allein in der Backstube. Es wurde in der Stadt ein mehrtägiges Fest gefeiert, und die beiden Gesellen hatten vor einer Stunde frei bekommen, um sich den Festplatz ansehen zu können. Der Zuckerbäcker trippelte eifrig zwischen dem Ofen und einem in der Nähe des Fensters stehenden Tische hin und her, schwarze, mit Backwerk belegte Bleche vom Feuer nehmend. Er hatte die weiße Jacke und Schürze an, und auf dem Kopfe saß ihm die gestärkte weiße Mütze. Herausfordernd und straff stand ihm das blonde Knebelbärtchen vom Kinn ab, und in den kleinen braunen Augen war ein scharfes, freundlich funkelndes Licht. Er sah so sauber aus wie seine Arbeitsstube, die Gasse, an der sie lag, und der zu Ende gehende Tag, an dem kein Wölklein war. Zuweilen verweilte der Meister ein wenig an seinem Fenster und genoß des freundlichen Abendscheins, der hell die nahe Mauer des Nachbarhauses beschien. Da hielt eine Gestalt seinen Blick fest.

Ei, ei!

Die Neugier des Kleinbürgers fehlte auch Meister

Nägeli nicht. Er kramte die Brille aus der Tasche. Die Gasse herauf kam die neue Nachbarin, die seit vierzehn Tagen im Hause gegenüber mit ihrem Sohne Wohnung genommen. Man redete an der Staffelgasse eifrig von ihr, weil sie einem Patriziergeschlechte der Stadt angehörte, einer jener alten, angesehenen Familien, die noch ihre von Gärten umschlossenen einfachen Häuser inmitten der neumodischen Paläste und Spekulationsbauten bewohnen und mit einer stummen Hartnäckigkeit und Würde an Ueberlieferungen, alten Sitten und Gebräuchen wie an ihren schlicht vornehmen Wohnsitzen festhalten. Frau Klementine Brun kam langsam die Stufen heraufgestiegen. Ihr Gang war lautlos, und geräuschlos öffnete sie die braune Tür mit dem gelben Messingknopf, die ihr Einlaß in ihre Behausung gab. Sie verleugnete ihre Herkunft nicht, obwohl sie in ein so bescheidenes Quartier umgezogen war. Meister Severin sah sie mit Wohlgefallen. Er hatte eine Vorliebe für dergleichen altmodisch vornehme Menschen, hatte die heimliche Verehrung der Kleinbürger für die Patrizier. So richtete er, als sie verschwunden war, die Augen auf Frau Bruns im ersten Stock gelegenes Wohnstubenfenster, wo sie, wie er wußte, im nächsten Augenblick sichtbar werden mußte. In der Tat sah er bald, wie die schlanke, schwarzgekleidete Dame, die eine etwas verschlissene und aus der Mode geratene Mantille trug, erschien. Ihr schneeweißes, starkes Haar leuchtete durch das Fenster, und das scharfgeschnittene, feine und bleiche Gesicht mit der langen eigentümlichen Nase war dem Spähenden zugekehrt. Meister Nägeli ließ sich die Lebensgeschichte der Nachbarin durch die Gedanken gehen, wie sie die Staffelgasse letztlich beschäftigte und auch zu ihm gedrungen war. Sie hatte ein doppeltes Anrecht, sich den St. Felixer Patriziern

zuzuzählen, war sie doch eine Tochter des verstorbenen Säckelmeisters Brennwald und durch ihre Heirat in die Familie der Brun gekommen. Meister Nägeli erinnerte sich ihres Mannes, des verstorbenen Major Brun, noch sehr wohl. Er war ein flotter Offizier gewesen, nur in seinen Lebensgewohnheiten so ganz anders als seine schlichte, ehren- und geldmittelfeste Verwandtschaft. Er hatte als Kaufmann weniger Geschick gezeigt denn als Soldat und nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seiner Frau verunschickt. Eine Zeitlang hatten Angehörige ausgeholfen, als aber Kaspar Bruns Faß gar keinen Boden zeigte, ließen sie gehen, was ging, und wollten oder konnten nicht hindern, daß einer der ihren im Amtsblatt als zahlungsunfähig bekanntgegeben wurde. Kaspar Brun tat, was ihn seine Soldatenehre hieß: er nahm sich das Leben, noch ehe der Konkurs über ihn verhängt wurde. Damit rettete er sich selbst wohl vor der Schande, seiner Frau und seinem einzigen Sohne aber ließ er ein böses Erbe zurück: Armut, verlorenes Ansehen und den Zorn der Verwandtschaft, die der Frau unwillkürlich Mitschuld an dem Mißgeschick ihres Mannes beimaß. Es war jedoch nicht zu leugnen, daß Frau Klementine sich mit einer schönen Fassung und Entschlossenheit in ihr Schicksal fügte. Sie flüchtete sich mit dem zweiundzwanzigjährigen Sohne Kaspar und den kargen Resten ihres Hausrates in die kleine Wohnung an der Staffelgasse. Der Sohn hatte das teure Studium, dem er obgelegen, schon vor zwei Jahren an den Nagel hängen müssen, und seine Abstammung von einem der führenden Geschlechter der Stadt hatte ihm zu einer bescheidenen Stelle als Schreiber auf einem städtischen Amt verholfen. Seine Mutter holte sich Arbeit in einem Stickereigeschäfte und begann, was ihre feinen

Finger bisher zum Zeitvertreib gepflegt, als Nährberuf zu üben.

Würdig fügte sie sich in ihr Schicksal, wiederholte sich Meister Nägeli in Gedanken, ließ sich danach die Vergänglichkeit alles Irdischen überhaupt durch den verständigen Sinn gehen und erinnerte sich im Vorbeigehen mit einem vergnüglichen Empfinden seines eigenen wachsenden Wohlstandes. Dann machte er sich wiederum an seine Arbeit und vollendete sie bald. Nach einer Weile begab er sich in den nach vorn gelegenen Laden. Mit derselben peinlichen Sauberkeit und Appetitlichkeit war hier das Backwerk aller Art, das im Arbeitsraum nebenan entstanden war, zum Verkauf ausgestellt. Die weißbemalten Wände, der blankgewichste Boden, die Marmorplatte des Ladentisches, alles stimmte zu der verlockenden Verkaufsware und zu Meister Nägeli selbst, aber auch zu Jungfer Appert, der Verkäuferin, die seit einer unendlichen Reihe von Jahren hier die städtische Kundschaft bediente und so bekannt war wie der Zuckerbäcker und seine Erzeugnisse selbst. Sie stand eben hinter dem Ladentisch und wog Tee in eine Düte für einen Kunden, in dem Meister Nägeli Kaspar Brun, den jungen Schreiber und Nachbarn, erkannte. Mit umständlicher Freundlichkeit bediente die hagere, noch zwei Schmachtlocken an den Schläfen tragende Jungfer den jungen Mann. Dieser aber drehte sich gerade, als Meister Severin eintrat, vom Ladentisch ab und richtete ein paar Worte an die kleine, zierliche Kordula, die Tochter des Hauses, die vorhin gleichzeitig mit ihm von außen in den Laden getreten, und mit der ihn der Zufall vor ein paar Tagen bekannt gemacht hatte.

Meister Nägeli trat auf den Kunden zu und begrüßte ihn mit ein paar naheliegenden Bemerkungen.

Der sonst wortkarge und zurückhaltende junge Schreiber war von des alten Mannes ruhiger Heiterkeit sichtlich angenehm berührt. Es entspann sich eine Unterhaltung, die auf die Staffelgasse und ihre Anwohner Bezug hatte. Nägeli und Brun hatten den Hauptteil daran, aber manchmal schob auch Kordula eine Aeußerung dazwischen, und jedesmal, wenn ihr helles Wort in diejenigen der Männer fiel, war es, als ob ein Glöcklein fröhlich dazwischen klinge. Kaspar Brun fuhr dabei manchmal aus der fast lächerlich steifen Körperhaltung auf, und über seine scharfen Züge, die mit der langen nach unten gebogenen Nase stark denen der Mutter ähnelten, glitt ein spärliches Lächeln. Er war sonst ein wenig umgänglicher Mensch, war selbst während seiner Studienzeit meistens eigene Wege gegangen. Er hatte ein reiches Innenleben, das ihn gefangen hielt und äußeren Einflüssen verschloß. Er war ehrgeizig. Große Pläne beschäftigten ihn manchmal. Sein Gesicht mit dem kleinen, schwarzen Schnurrbart und den beiden gleichfarbigen Bartansätzen an den Ohren hatte einen zugleich entschlossenen und doch wieder nachdenklichen und in sich gekehrten Ausdruck. Dieser Nachdenklichkeit entriß ihn jetzt Kordulas glockenhafte Stimme mit einer belustigenden Häufigkeit.

Das Gespräch war indessen bald erledigt. Der junge Patrizier verließ den Laden und bog um die Ecke nach der Wohnung der Mutter. Meister Nägeli war ihm mit den Blicken gefolgt, wie er in seinem schwarzen, etwas zertragenen Anzug straffen Ganges hinwegschritt.

„Sie können die Zöpfe nicht verleugnen,“ sagte der Meister zu seiner Gehilfin; „er nicht und seine Mutter nicht.“

Er stellte sich in die Ladentür, und Jungfer Appert trat neben ihn. Auch Kordula gesellte sich zu ihnen.

Die Leute redeten, meinte sie, der junge Mann werde doch noch ein großer Herr werden, wenn er jetzt auch in spärlichen Verhältnissen lebe.

Der Meister sagte verständig, daß ein alter Name wohl ein guter Boden für künftiges Vorwärtskommen sei, doch schienen die Bruns in einer recht üblen Patsche zu sitzen.

Sie fuhren fort, die Verhältnisse der Nachbarn zu besprechen nach Art kleiner Leute, die aus Nichtigkeiten gerne ein langes und breites machen. Insbesondere war es die junge Kordula, die das Gespräch immer wieder auf die Bruns lenkte, ja so lange nicht mit den Gedanken von diesen abkommen konnte, daß Meister Nägeli erstaunt auf sein Töchterlein blickte. Zum ersten Male seit langer Zeit fiel dabei ein Gedanke in des Witwers ruhige und zufriedene Seele, der ihm zu schaffen machte. Als er bald darauf mit Kordula in die über dem Laden gelegene Wohnstube stieg und sich hinter seine Zeitung setzte, während das Mädchen sich mit einer Handarbeit am Fenster niederließ, ging sein Blick immer wieder über Brille und Zeitungsblatt hinaus nach der sich über ihr Weißzeug bückenden Tochter.

Kordula hatte einen großen Anteil an seiner, Meister Nägelis, Seelenbeschaffenheit. Sie war sein einziges Kind und seit dem vor acht Jahren schon erfolgten Tode seiner Frau seine vornehmste Lebensfreude. Sie hatte sich so durch die Schuljahre heraufgewachsen, von ebenso lieblichem Aeußern wie von wackerem Charakter. Zwar hatte sie nie durch besondere Begabung, durch irgendein Talent geglänzt. Sie war, wie Meister Nägeli sich oft lachend ausdrückte, „ein braves Mittelmenschlein", aber vielleicht war es gerade die mangelnde Eigenart, die Kordula zu einer so erfreulichen Erscheinung machte. Sie war

so wie ein bißchen Helligkeit, das ohne Aufhebens in einer Stubenecke weilt, an das niemand groß denkt und über das doch jedermann froh ist. Ihre Art hatte etwas zugleich Weiches und Liebreiches und doch Emsiges und Fürsorgliches. Sie lachte nicht laut, aber in jedem ihrer Worte war Heiterkeit. Dieses schöne Gleichmaß ihres Wesens gelangte gleichsam in ihrer äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Sie hatte dunkelblondes, weiches Haar, ein liebliches Gesicht, dem vor allem der innige und helle Blick der braunen Augen eine herzbewegende Anmut gab. Sie war nicht groß, aber ihre zierliche Gestalt hatte ebenmäßige, gefällige Formen. Es war eine Freude, die feinen, weißen, blaugeäderten Hände die Nadel handhaben zu sehen. In diesen Händen lag vielleicht trotz allem eine Besonderheit Kordulas. Sie sahen aus, als bärgen ihre feinen Glieder eine heimliche Kraft, und wiederum fragte sich, wer sie sah, unwillkürlich, ob irgendwo in Kordulas Leben ein Leid gewesen sei. Sie selbst würde freilich über diesen Gedanken gelacht haben; denn sie hatte nie eine tiefere Sorge gekannt.

Meister Nägeli betrachtete sein Kind, das ihm bis jetzt immer noch auch den Jahren nach ein Kind gewesen war. Er sagte sich, daß Kordulas Interesse für Kaspar Brun, den jungen Nachbarn, ein höchst unschuldiges, weiblicher Neugier entsprungenes sei; aber — aber — es war merkwürdig — heute zum ersten Male bemerkte er und überlegte sich's, daß seine Tochter in die Heiratsjahre kam.

2

Frau Klementine Brun und ihr Sohn lebten sich an der Staffelgasse ein. Sie waren stille Leute, machten kein Aufsehen, und so gaben sie auch schon

nach den ersten Wochen den Mitanwohnern der Gasse keinen weiteren Anlaß zum Reden. Scheinbar gleichförmig vergingen die Tage, Wochen und Monate. Gleichförmig war das Leben der Mutter, die wenig ausging, an ihrem aussichtslosen Fenster saß und stickte, und ebenso ebenmäßig verlief Kaspars Zeit, die sich in seine Gänge von und nach seinem Amt, in seine Stunden über den Schreibereien und seine Abendfristen daheim teilte. Im Amte war Kaspar Brun ein pflichttreuer, seine Arbeitszeit peinlich scharf innehaltender Angestellter. Seine Genauigkeit im Dienst grenzte an Kleinlichkeit, zu Hause aber zeigte er einen eisernen Fleiß, der ihn bis in die Nacht hinein über allerlei Studien sitzen ließ. Von der Vergangenheit sprachen Kaspar und seine Mutter nicht, wie man an eine schmerzende Wunde nicht rühren mag; und weil ihre Aussichten so klein waren, ihr Leben gleichsam in eine Sackgasse geraten, konnten und mochten sie auch von der Zukunft nicht sprechen. So waren sie zwei schweigende Genossen, die nur dann und wann in ihrer Sorge um das gegenseitige leibliche Wohl sich noch die tiefe Liebe zeigten, die sonst zwischen ihnen lebendig war. Je mehr Zeit über sie hinging, um so stiller wurden sie. Es kam allmählich in ihre Schweigsamkeit eine Bitterkeit, ein versteckter Groll gegen das Schicksal. Weil sie aber von Jugend auf gewohnt gewesen, ihre Gefühle zu bemeistern und nach außen nichts von dem zu verraten, was sich in ihren Seelen regte, so verbargen sie anfangs auch diese Herbheit voreinander und vor den wenigen, mit denen sie Umgang pflogen, Kaspar, als der Jüngere und Heißere, hatte am meisten mit der inneren Unzufriedenheit zu kämpfen. Ihm, dem heimlich Hochstrebenden, war die eintönige Arbeit der Amtsstube bald ein Greuel. Er sah, daß er wohl ein karges Lebensbrot

gewonnen hatte, aber nie viel weiter kommen werde. Er hatte das anständige, der Familienüberlieferung entsprechende Amt und Auskommen, aber er konnte darin ein alter, rostiger Mann werden, und die Zukunft hatte für ihn nichts als Eintönigkeit und Langeweile. Eines Tages entrann ihm wider Willen das erste Wort, das der Mutter einen Einblick in seine innere Zerfallenheit gab. Er kam an einem Sonntagabend von einem einsamen Spaziergang zurück. Frau Brun saß an ihrem Fensterplatz in der Wohnstube. Es war noch etwas Licht in den freundlichen, grauvertäfelten vier Wänden, denn der Tag war hell und sonnig gewesen. Die Stube hatte etwas Gediegenes. Vielleicht ging es von der großen, schwarzgekleideten Frau am Fenster selber aus, vielleicht von der spärlichen Ausstattung, die daran erinnerte, daß sie einst in den Räumen eines reichen Hauses gestanden hatte. Kaspar hatte Hut und Stock im Flur gelassen und trat mit einem Gruß zur Mutter, die in einem Buche las. Er ließ sich auf einen der geschnitzten schweren Stühle nieder, die an dem ebenfalls gewichtigen und unhandlichen Speisetisch standen. Sie wechselten einige Worte über das Wetter und den Gang, den Kaspar getan. Es sei ein wirklich sonntäglicher Abend, bemerkte Frau Brun mit einem Blick nach dem winzigen Stück blauen Himmels, das sie von ihrem Fenster aus noch zu erspähen vermochte.

Da sagte Kaspar plötzlich: „Heute bin ich am Lindenberg vorbeigegangen."

„So?" antwortete Frau Klementine trocken.

„Es ist eben doch ein schönes Gut," bemerkte nach einer Weile Kaspar wieder.

Sie hatten inzwischen jedes nachdenklich vor sich hingesehen, und wieder fielen sie dann in Schweigen. Aber allmählich in großen Pausen und in abgebrochenen

Sätzen sprachen sie von dem Gute Lindenberg weiter und zeigten damit, wie sie mit ihren Gedanken nicht davon loskommen konnten.

„Hast du niemand gesehen?“ fragte zum Beispiel Frau Klementine.

„Doch,“ antwortete Kaspar, „der Onkel war im Garten und sah nach seinen Blumen.“

„Er hat dich nicht bemerkt?“ fragte die Mutter wieder.

„Vielleicht nicht, vielleicht nicht gewollt,“ war die Antwort.

Nachher erzählte er, daß in Lindenberg der Flieder dieses Jahr besonders schön blühe.

Frau Brun wollte darauf wissen, ob das Haus neu gemalt sei.

Es war kein Neid in ihren Worten, nur eine versteckte, große Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem.

Lindenberg, von dem sie sprachen, war das Vaterhaus der Frau Brun. Ihr einziger Bruder saß mit Frau und zwei Söhnen darin, schwerreiche Leute; denn was der Major Brun verunschickt hatte, das ausgiebige Erbe seiner Frau, das hatte in seinem Teile Herr Georg Brennwald zusammenzuhalten und zu vermehren gewußt. Zudem hatte dieser das väterliche Geschäft, seine Seidenfabrikation, zu hoher Blüte gebracht. Seine Söhne standen im Begriff, in dieses Geschäft und in die Nachfolgschaft ihres Vaters sich einzuleben. Der Verkehr aber zwischen diesen Verwandten und den Bruns war vollständig abgebrochen. Herr Georg Brennwald war streng und ein Sonderling. Er hatte zweimal den Ruin des Schwagers aufzuhalten gesucht, dann aber plötzlich und für ganz seine Hand von ihm abgezogen und war unversöhnlich auch der Schwester gegenüber.

„Das Ansehen der Firma Brennwald wächst immer

noch mehr," sagte Kaspar jetzt wieder aus tiefen Gedanken heraus.

Frau Brun schwieg.

„Ich kann es beurteilen," fuhr er fort. „Wir auf dem Steueramt haben Gelegenheit, das Wachsen zu verfolgen."

„Es wäre wohl auch für mich da noch Platz gewesen," stieß er dann wieder heraus.

Frau Klementines weißer Kopf richtete sich stracks in die Höhe. An ihrem knappen Kinn zuckte etwas, als hätte sie einen Augenblick ganz fest die Lippen zusammengedrückt. Sie ließ sich sonst weder in ihre Freude noch in ihren Kummer sehen. In dem Zucken lag eine Geschichte. Sie hatte nicht nur unter dem Zusammenbruche ihres eigenen Glückes gelitten. Sie hatte auch für den Sohn vieles getragen: Ehrgeiz und Hoffnung, daß der Bruder ihm Wege ebne, Gram alsdann, daß diese Hoffnung trog, innere Qual und Zerworfenheit jetzt, weil der Gedanke ihr noch immer nicht aus dem Sinn wollte und der Stolz doch nicht zugab, daß sie ihn immer noch festhielt.

„Laß uns nicht mehr davon reden," sagte sie zu Kaspar. „Es wird keines von uns beiden den Onkel bitten wollen. Oder möchtest — du?"

Jetzt versagte Kaspar die Antwort. Die Stille, die ihren Worten folgte, zeigte, wie fern ihnen beiden der Gedanke einer Demütigung vor den reichen Verwandten lag.

Dann aber brach zum ersten Male etwas wie Verzweiflung aus dem jungen Menschen heraus. Er stützte den einen Arm auf die Tischplatte und legte auch noch den anderen hinzu, als müsse er sich in seiner ungewohnten Erregung an irgend etwas halten.

„Weißt du, Mutter," brach er los, „daß es mich manchmal packt, als ob ich die Stirn gegen die Wand

rennen sollte! Was habe ich vor mir, ich? Keine Zukunft! Was ich jetzt bin, werde ich in fünfzig Jahren noch sein, wenn ich das Leben habe. Mein Amt ist wie ein Hof mit hohen Mauern. Man ist sicher darin, aber man kann nicht heraus. Und wenn ich in fünfzig Jahren über die Straße gehe, werden sie mit Fingern zeigen: ‚Das ist der Amtsschreiber Brun, der Herr Amtsschreiber, ein angesehener Mann.' Und ich werde nichts haben auf der Welt als dieses Ansehen, werde ein dürrer, verknöcherter Mensch sein, einer, dem seine Familienzugehörigkeit Fußfesseln angelegt hat, daß er nicht frei ausschreiten, nicht auf den Berg Erfolg hinauf hat klettern können wie jeder Streber aus — aus —"

Er hielt erschöpft inne; nicht daß er laut gesprochen hatte, aber die Worte waren ihm schwer und aus einem aufgewühlten Innern gekommen.

Die Mutter hatte ihm zugehört, die Hände um ein Knie gefaltet und den Oberkörper vorgeneigt. Jetzt sah sie sich nach ihm um und fragte: „Möchtest du denn lieber einer von den — anderen sein, von denen, die, wie du sagst, den Weg freier haben?"

Kaspar Brun ließ den Kopf hängen. Wenn er so in sich zusammengesunken dasaß, war er mit seinem schwarzen Haar und der klugen Stirn ein schöner Mensch.

„Nun?" fragte die Mutter wieder.

„Nein," gab er knapp und dumpf zurück.

Dann stand er mit seinen steifen, gemessenen Bewegungen auf und ging nach dem nebenan gelegenen Schlafzimmer, das ihm gleichzeitig als Arbeitsstube diente.

Das eine Fenster dieses Eckzimmers gab Ausblick auf das unterste Ende der Staffelgasse und auf die größere Münsterstraße. Er stellte sich hin und blickte

hinaus, ohne etwas zu sehen, ein Oedegefühl und einen Widerwillen gegen das Leben im Herzen. Es war keine Farbe mehr in den Gassen; der letzte Schein von Sonne hatte sich verloren, und selbst das Blau des Himmels war blasser geworden. So blickte Kaspar Brun in ein eintöniges Grau hinaus, das seiner Stimmung entsprach. Er nagte an seinen Lippen, trommelte mit den Fingern an die Scheiben, tat in nervöser Unruhe allerlei und wußte nicht, was; nur als der Gedanke ihm kam, daß er morgen früh wieder zur gewohnten Stunde auf dem Wege zum Amt sein werde, schoß es ihm heiß zu Kopf: Herrgott, und das nun Tag für Tag, Jahr für Jahr, ein ganzes Leben hindurch! Plötzlich faßte ihn Müdigkeit. Die Abspannung nach dem innerlichen Kampfe. Er stopfte die Hände in die Taschen und lief ein paarmal im Zimmer hin und her. Was nützte alles Auflehnen! Es war doch alles, wie es war. So hieß es sich darein ergeben!

Er war nun ganz zerhauen und mürbe. Da fiel sein Blick zufällig abermals in die Gasse. Etwas Helles hielt ihn fest. Er blieb unwillkürlich stehen. Unten standen Leute. Unter ihnen eine Frau in weißem Kleid und mit einem gleichfarbigen Sonnenschirm, die ihm auffiel. Jetzt hörte er deutlich ein helles, freundliches Lachen und erkannte die Stimme der Kordula Nägeli. Er konnte es nicht helfen, daß der Wohlklang ihn aus seiner Verstimmung riß. Es war etwas, an dem man sich wohl oder übel freuen mußte. In diesem Augenblicke schloß Kordula ihren Schirm und hob ihr rundes, liebliches Gesicht nach dem Himmel. Dabei streiften ihre Augen sein Fenster, und sie erkannte ihn. Sie errötete und grüßte zögernd, verlegen und unsicher. Auch er nickte unwillkürlich und fühlte ebenso, wie er rot wurde. Da trat er

ganz verwirrt vom Fenster weg. Er öffnete dann seinen Schreibtisch, ein altes, wertvolles Möbelstück, und setzte sich vor die niedergelassene Klappe. Was er da wollte, wußte er eigentlich nicht, aber es war nicht die Niedergeschlagenheit von vorhin, die ihm diesmal das klare Denken verwehrte. Er hörte immer noch das anmutige Lachen der Kordula. Es war etwas Behagenerweckendes in dieser Erinnerung, etwas Sonniges, das sich gegen die früheren wolkigen Gedanken auflehnte und sie überwand.

Kaspar Bruns Herzschlag ging vielleicht an diesem Abend um der Nachbarin willen noch nicht rascher, aber allmählich, in den Tagen, die nun folgten, beschleunigte er sich jeweilen seltsam, wenn Kordula seinen Weg kreuzte. Wie von der Sonne gesponnen, so fein flogen die Fäden zwischen dem jungen Amtsschreiber und der Zuckerbäckertochter hin und her. Kaspar Bruns Herz war frei. Er war ohnehin ein Mensch, der nicht leicht aus sich heraustrat, und bis zu den Tagen der über sein Haus hereingebrochenen Katastrophe hatten seine Studien ihn so in Anspruch genommen, daß er für keinerlei Liebeshändel Zeit gefunden. Wie aber oft ein fast bedeutungsloses äußeres Ereignis in der Seele eines Menschen kleine Flämmchen des Zornes, der Eifersucht, der Begehrlichkeit, der Liebe anfachen kann, so hatte der harmlose Zufall, mit der sie einander an jenem Sonntag von Fenster und Gasse aus erblickt hatten, sowohl Kordula als Kaspar Brun aufeinander aufmerksam gemacht. Der Boden war vorbereitet. Kordula hatte ein neugieriges Interesse für die Nachbarn gehegt und teilte die Hochachtung der St. Felixer Kleinbürger für die Patrizier der Stadt. Bei Kaspar Brun fiel die Erkenntnis, was für eine liebliche Nachbarin ihm gegenüber wohnte, in die freudlosen Tage, die ihm

seine Unzufriedenheit mit seinem eigenen Schicksal brachte. Gerade weil er für sein eigentliches Lebensgelingen so wenig Hoffnung hegte, und Ehrgeiz und Lebensmut in diesen Tagen scheinbar tot in ihm waren, hatte die freudige Ueberraschung über die Erscheinung Kordulas in seinem Innern Raum. Wochenlang blieb es eine Ueberraschung, ein Gefallenfinden. Es äußerte sich darin, daß er manchmal fast unbewußt an sein Fenster trat, um nach dem Mädchen auszusehen, daß er jetzt einen Blick in den Konditorladen warf, wenn er daran vorbeiging, während er sonst achtlos vorübergeschritten war, und daß er ein-, zweimal hineintrat, um einen kleinen Einkauf zu machen, ohne daß er einen solchen vorher beabsichtigt und nur, weil er Kordula im Laden bemerkt hatte.

Allmählich spann sich eine Art Freundschaft zwischen ihnen an. Sie kamen sich näher, so daß sie einander nicht mehr begegnen konnten, ohne einen Augenblick stillgestanden und ein paar Worte gewechselt zu haben. Kaspar wurde inzwischen auch mit Meister Nägeli und dem Hausfaktotum, der Jungfer Appert, näher bekannt. Kordula ihrerseits fand dagegen zu Frau Klementine keinen Weg, da diese mit niemandem verkehrte.

Eines Sonntagmorgens traf Kaspar Brun die Nachbarn im St. Felixer Berg, einem waldigen Hügel, der mit seinen sorgfältig gepflegten Spazierwegen ein beliebtes Ausflugsziel der Städter war. Man stand still, ging eine Weile zusammen und gestand sich gegenseitig die Vorliebe für diese Sonntagmorgengänge. Schließlich verabredete man, sich zu diesem Zwecke manchmal zu treffen. Kaspar Brun holte schon am nächsten Sonntag die Nachbarsfamilie ab. Dabei übersah er einen Vorgang in seinem Innern, der ihn hätte nachdenklich machen können. Ehe er

ins Haus des Zuckerbäckers trat, schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: Mit wem stand er im Begriffe sich anzufreunden? Der Gedanke schaffte ihm Unbehagen. Und noch während des Spazierganges überlief es ihn ein paarmal heiß, wenn Leute ihnen begegneten, als ob er sich der Gesellschaft schämte, in der er ging. Schon aber band ihn etwas an die Nachbarn. Die Aussichtslosigkeit seiner Zukunft erschien ihm deutlicher. Er sagte sich, daß er kein Recht habe, Ansprüche zu machen. So kostete er die Freude besser, die ihm der Umgang mit den neuen Freunden gewährte.

Bald nachher ereignete es sich, daß eines Tages sowohl Meister Nägeli als Jungfer Appert verhindert waren, an dem Spaziergang, zu dem Kaspar Brun sie abholen wollte, teilzunehmen. Auch Kordula wollte deshalb zu Hause bleiben, allein ihr Vater redete ihr zu, den besonders hellen Morgen zu genießen.

Es hatte die Woche hindurch viel gewittert, und noch in der Nacht war ein heftiger Regen niedergegangen. Nun spannte sich der Himmel blauer und weiter denn seit langem über die Stadt. Es war noch kühl, obwohl die Sonne hoch stand. Kaspar und Kordula machten sich auf den Weg. Der Wald, den sie bald darauf betraten, leuchtete in tiefem, sattem Grün, trug silberne Tropfen an Blättern und Zweigen und empfing sie als eine kühle, köstliche Halle, in der es sich wie in einem festlichen Raume ging. Wohl der Feuchtigkeit der Wege halber trafen sie wenig Menschen an, aber im Walde selbst erwachte ein immer fröhlicheres Leben, je mehr Sonne ins Gestämme drang. Vögel waren in den Zweigen laut, zuweilen blitzten einem wehenden Fähnchen gleich aus den Büschen die bunten Flügel eines Schmetterlings, und auf dem moosigen Grund wurden die ganz

kleinen Stimmen lebendig, die dem Walde das Geheimnisvolle, Märchenhafte geben. Auf einmal fiel Kaspar ein, daß er mit dem Mädchen allein war. Der Gedanke verwirrte ihn. Manchmal verhielt er den Schritt, damit er sie von hinten heimlich betrachten konnte, und je öfter er es tat, um so mehr wuchs das an Beklemmung streifende Empfinden, das ihn ergriffen hatte.

Kordula war voll Heiterkeit. Sie trug ihr weißes Kleid und den weißen Schirm, den er damals vom Fenster aus an ihr gesehen hatte. Sie war gesprächig und ließ den schweigsamen Begleiter nicht stumm werden. Manchmal senkte sie den offenen Schirm auf die Achsel zurück und hob das lachende Gesicht frei zu ihm. Dann sah er in ihre hellen Augen und bemerkte, wie schön sie war. Und nach einer Weile fiel ihm das Zarte, Geschmeidige ihrer Gestalt auf. Seine Verwirrung wuchs. Er gab sich Mühe, seine sonstige Zurückhaltung zu überwinden. Mit etwelcher Linkischheit sagte er Kordula diese und jene Schmeichelei.

Sie schritten tiefer in den Wald hinein. Einmal ließen sie sich auf einer Bank nieder. Kordula zog die weißseidenen Handschuhe aus und legte Hut und Schirm beiseite. Der städtische Firlefanz gehöre nicht in diesen freien, kunstlos großen Wald, sagte sie frisch. Es sei ihr, als lachten die Bäume die geputzte Puppe aus.

Das Wort gefiel Kaspar.

Als gleich darauf einer der Handschuhe der Kordula zu Boden glitt, beugte er sich rasch, ihn aufzuheben und legte dabei seine Linke unbewußt auf ihre im Schoß liegenden Hände. Ein Wohlempfinden durchrieselte ihn. Er fühlte die Feinheit ihrer Finger. In diesem Augenblick fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Während er bisher sich selbst getäuscht und gemeint hatte, der Verkehr mit den Nachbarn sei ihm nichts als eine angenehme Abwechslung, eine

Unterhaltung in seiner gesellschaftlichen Verlassenheit, sah er jetzt mit jäher Klarheit, daß es Kordula war, die ihn im Grund angezogen. Und nun, noch während er neben ihr saß, kamen ihm allerlei Erwägungen. Sein scharfer Verstand legte dabei gleichsam seinem Herzen Zügel an. Meinte er etwas Ernstes mit diesem Mädchen? War es denkbar, daß er, Kaspar Brun, etwas Ernstes meinen konnte? Ebenso schnell gab er sich Antwort. Warum sollte er nicht? Seine eigenen Kreise waren ihm verschlossen. Niemand von den früheren Freunden und Verwandten kümmerte sich mehr um die Mutter und ihn. Als man es aufgab, ihm zu helfen, stellte man auch den Verkehr ein. So mußte er, Kaspar, sich neue Menschen suchen. Und der Amtsschreiber mit dem Hungersold durfte den Kopf nicht hoch tragen!

Er erwog. Seine Gedanken zwangen ihn so sehr in ihren Bann, daß er die Hand von der Kordulas zu nehmen vergaß. Sie errötete tief und saß in lieblicher Verwirrung wortlos, den Blick am Boden. Eine geraume Weile verging. Kordulas Bedrängnis wuchs immer mehr. Endlich stand sie mit schlecht verhehltem Seufzer auf und meinte, man müsse an die Heimkehr denken. Dabei gewahrte Kaspar erst, wie sonderbar er sich benommen hatte. Er wußte nicht, was er tun sollte. Halb befangen, halb glücklich schritten sie nebeneinander den Weg zurück, den sie gekommen waren.

3

Kordula Nägeli sah durch die geschlossenen Fensterladen ihrer Wohnung, vom Laden, und von der Straße herauf nach den Fenstern der Frau Klementine, die auch die Fenster Kaspar Bruns waren. Sie

tat das heimlich, unter gesenkten Lidern hervor, scheu und mit heißen Wangen. Die junge Kordula, deren Leben so glatt und deren Wissen kein großes, war aus dem Gleise gekommen. Sie hatte plötzlich einen Ehrgeiz, und sie hatte vor allem, was sie nicht wußte, in ihrem schlichten jungen Herzen eine heiße Bewunderung. Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie manchmal bei der weißhaarigen, einsamen Frau da oben hätte sitzen dürfen, wenn diese zuweilen ein freundliches Wort an sie gerichtet hätte. Die angeborene Würde dieser Frau machte auf Kordula einen tiefen Eindruck, und sie dachte es sich als Vorzug, von einem Menschen wie jene der Freundschaft wert gehalten zu werden. Und — Frau Klementine war Kaspar Bruns Mutter!

Seit jenem Waldspaziergang, der sich bisher nicht wiederholt hatte, dachte Kordula viel über ihren Nachbar nach. War es? War es nicht? Hatte sein Benehmen damals etwas bedeutet? Das Mädchen hatte noch nie an Liebe und Heiraten gedacht. Nun war die Frage auf einmal da, weiß Gott woher in ihre Seele gefallen. Und Kordula wäre glücklich gewesen, wenn Kaspar Brun ihr gut gewesen wäre.

Darum also konnte sie ihre Augen nicht hindern, immer und immer wieder zu den Fenstern der Brunschen Wohnung hinüberzugehen.

Aber auch Brun verwand nicht, was auf jenem Spaziergang seinen Anfang genommen. Er war damals in die dunkle Wohnung an der Staffelgasse zurückgekehrt, hatte am folgenden Tage seine Amtsarbeit wieder aufgenommen, und je öder ihm beides erschienen war, um so mehr hatte er die Empfindung, als ob ein leiser Sonnenschein in seinem Leben sei, seit er Kordula kannte. Je mehr er überlegte, um so mehr Vorteile entdeckte er an den Nachbarn. Sie

waren alte Bürger der Stadt, wohlangesehene Leute, obgleich sie nicht zu den führenden Geschlechtern gehörten. Auch — auch mußte Meister Severin ein hübsches kleines Vermögen beisammen haben! Viel wohltuend Altväterisches war an den Leuten, ihrem Wesen, ihrer Wohnung. Und Kordula — war die einzige Tochter, vielleicht, wenn — wenn — er sie heiratete — ermöglichte ihm — ihr Geld ein Herauskommen aus seinem engen Amte!

Kaspar Brun überlief es heiß. Er schämte sich des Gedankens, daß er von dem Gelde jener Leute Vorteil haben sollte. Dann überlegte er weiter: Wenn er heiratete! Wie kam er plötzlich darauf? War es schon so weit? Er erschrak vor dem Plane und kam doch nicht los davon. Und deutlich sah er Kordula vor sich und freute sich an ihr, immer mehr.

Bald bemerkte er, wie heimlich und oft die Nachbarin herüberspähte. So sorgfältig sie sich verbarg, er erriet es aus tausend geheimnisvollen Ursachen. Da begann er seinerseits auf sie zu warten, nach ihr zu suchen. — Ein lustiges Spiel hob an. Als sie sich einmal von Fenster zu Fenster ertappten, verbargen sie sich nicht mehr voreinander, sondern nickten und lächelten einander zu.

Die Angehörigen Kordulas wurden zuerst inne, was zwischen den zwei jungen Nachbarn ging. Meister Severin beobachtete. Es war ihm nicht unlieb, was da sich anspann; wenn auch eine leise Aengstlichkeit ihn in alledem beherrschte, was sein einziges Kind betraf. Jungfer Appert dagegen, die gleichsam Mutterstelle an Kordula vertrat, sah besorgt auf das Mädchen, zog die Stirn in Falten und sagte beim Mittagstisch, als nur noch Meister Severin, Kordula und sie selbst über den Resten des Mahles saßen: „Der

Amtsschreiber Brun scheint dir zu gefallen, Kordula. Aber ich meine, du solltest an so etwas nicht denken. Die Leute, zu denen Bruns gehören, sind ein Volk für sich. Unsereiner kann sich bei ihnen auf die Dauer nicht wohlfühlen."

Kordula wurde über und über rot. Sie murmelte etwas davon, daß an der Sache wahrlich nichts sei; aber sie verließ gleich darauf die Stube, um jeder weiteren Erörterung auszuweichen.

Meister Severin beschwichtigte die alte Hausgenossin und tat, als lege er der Angelegenheit keine Bedeutung bei. Aber Jungfer Appert mahnte, er werde schon sehen, werde schon sehen. Und von da an trug sie eine ernsthafte Unzufriedenheit zur Schau.

Wie wenig bedeutungslos die Sache war, zeigte sich bald danach. Kaspar Bruns Besuche wurden häufiger. Das stumme Einverständnis zwischen Kordula und ihm wuchs zu einer heimlichen Vertraulichkeit. Bald kam der Tag, an dem die Liebe für eine Weile stürmisch die letzten Bedenken hinwegstrich. Die beiden sahen sich in dunklen Hausfluren, im nächtlichen Schatten der beiden Häuser, küßten sich und lebten die selige, sinnverwirrende Zeit des ersten Liebesglückes. Bald wußte die Staffelgasse, die wie jede andere scharfe Augen und Ohren hatte, was über ihre untersten Stufen ging, und Meister Severin nahm sich eben vor, ernstlich mit seinem Kinde und dem jungen Hausfreunde zu sprechen. Da faßte dieser einen Entschluß, sprach mit seiner Mutter und kam feierlich zu Meister Severin herüber, um von ihm die Hand seiner Tochter zu erbitten.

Frau Brun war die einzige gewesen, die nichts von den Vorgängen ahnte. Sie saß an ihrem Fensterplatz und arbeitete, wunschlos, tapfer das Geschick tragend und nur selten bitteren Gedanken Raum

gebend. Da hatte ihr Sohn ihr von seinem Entschluß gesprochen. Er war mit Kordula eben zusammengewesen. Sein Wesen war noch leise erregt, obwohl er sich nach außen in der Gewalt hatte.

„Ich gedenke mich zu verheiraten, Mutter," hatte er ohne jeden Umweg begonnen.

Frau Klementine ließ die schmalen, langen Hände im Schoß ruhen und sah ihn an. Das Blut bewegte sich sichtbar in ihrem Gesicht. Das war das einzige Zeichen ihrer inneren Bewegung.

„Du?" sagte sie erstaunt. Und fügte langsam mit schwerem Ernst hinzu: „Wen, Kaspar?"

Noch während sie fragte, fiel ihr ein, wen er meinen könnte. Und nun erlebte ihre Seele in wenigen Minuten, was dem Sohne wochenlang zu schaffen gemacht hatte: aller Standesehrgeiz wurde lebendig, und gegen ihn erhob sich die bittere und klare Erkenntnis, wie wenig die jetzige Lage diesem Ehrgeiz Berechtigung gab. Frau Brun sah vielleicht erst in diesem Augenblick ganz, wie klein sie und ihr Sohn geworden waren. Sie klagte nicht. Ihre etwas müden Augen wurden feucht, aber sie ließ die Tränen nicht aufkommen, berührte auch mit keinem Wort das, was ihr im Innersten nagte. Sie wußte, daß auch ihr Sohn darob gelitten haben mußte und kannte ihn zu gut, als daß sie nicht gerade daraus, daß er über seine Bedenken hinweggekommen war, für sich selbst eine gewisse Beruhigung geschöpft hätte.

„Hast du es dir wirklich überlegt?" fragte sie, als Kaspar ihr den Namen der Kordula Nägeli nannte.

„Ja," gab er kurz zurück.

„Du hast mir Freundliches von den Leuten erzählt," fuhr sie nachdenklich fort.

Kaspar ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann ruhig auseinanderzusetzen, wie alles gekommen und wie er sich die Zukunft zurechtgelegt habe.

Einmal bestätigte seine Mutter: „Es mag wohl das Richtige sein." Ein zweites Mal sagte sie: „Die Nachbarn sollen wohlbemittelt sein. So könnt ihr euch ein freundliches Heim schaffen."

Als sie das gesagt hatte, überquoll ein tiefes Rot auch ihr Gesicht, gerade wie der Sohn beim gleichen Gedanken errötet war.

In Kaspar hatte die Tatsache, daß die Mutter sich seinem Plane nicht abgeneigt zeigte, ein plötzliches Glücksgefühl erzeugt. Seine Freude an Kordula und seine Liebe zu ihr waren in diesem Augenblicke groß und echt. Und noch in dieser glücklichen Erregung ging er zu Meister Severin hinüber und sprach mit ihm.

Der alternde Mann, als er sah, daß der Nachbar ernste Absichten hatte, machte, da er sich nicht wohl einen den Charaktereigenschaften nach trefflicheren Schwiegersohn wünschen konnte, nicht lange Bedenken. Nach einer halben Stunde schon saß Kordula neben Kaspar Brun auf dem Sofa in der Wohnstube, tiefverwirrt, vom Vater mit dem Bräutigam allein gelassen. Kaspars Gefallen an dem frischen jungen Mädchen ließ ihn seine gewohnte Zurückhaltung vergessen. Dennoch aber unterschied sich sein überlegtes und maßhaltendes Wesen von der anschmiegenden und zärtlichen Art Kordulas. Einmal, als seine Lippen die ihrigen suchten, legte sie die Arme um seinen Hals. „O du," sagte sie mit tiefer Bewegung, „ich habe dich sehr lieb."

Kaspar Brun erschrak. Er hätte aber nicht sagen können, ob die verborgene Leidenschaft, die in Kordulas Gebaren, oder der Mangel an Zurückhaltung,

der in dem von ihm durch keine Frage herausgeforderten Geständnis lag, sein überfeines Empfinden verletzt hatte.

Nach einer Weile brachte Meister Severin Jungfer Appert in die Stube, damit sie das junge Paar beglückwünsche. Aber so rückhaltlos jener sich der Freude über die Verlobung hingab, so war dieser anzusehen, wie der Meister Mühe gehabt haben mochte, ihr vor ihrem Eintritt über die Ueberraschung, vielleicht über Widerspruch hinwegzuhelfen. Sie gab sich alle Mühe, freundlich und freudig zu erscheinen, aber ihre Augen maßen Kaspar Brun mit einer heimlichen Spannung, als sie ihm Glück wünschte, und als sie darauf Kordula umarmte, schluchzte sie hörbar. Und es war sonst keine altjüngferliche Rührseligkeit an Maria Appert.

Dem Vollzug der Verlobung im Nägelischen Hause folgte die Vorstellung Kordulas bei Frau Brun. Auch mußte eine Begegnung dieser mit Kordulas Leuten herbeigeführt werden. Auf beiden Seiten war man vom besten Willen beseelt und ging mit einer gewissen freudigen Liebe an das Anspinnen der neuen Verwandtschaft. Frau Brun hatte Kordula von ihrem Fenster aus gesehen, aber sie war überrascht von der Anmut ihrer Erscheinung und angenehm berührt von der warmen Herzlichkeit ihres Wesens. Sie umarmte sie und sprach gütige Worte zu ihr. Dabei war keinerlei Herablassung in ihrem Benehmen, sondern viel eher eine leise Wehmut, ein Anklingen an erlittenes Leid. Kordula fühlte ein Zittern in ihrem Herzen, als sie der gemessenen Frau gegenüberstand. Sie empfand, wie sie von ganz anderem Holz geschnitzt war als sie selber, und flüchtig, ihr selbst kaum bemerkbar, kam ihr der Gedanke und erschreckte sie, daß auch Kaspar, ihr Bräutigam, von diesem Holze

war. Sie half sich aber über ihre anfängliche Scheu vor Frau Brun hinweg, indem sie sich sagte, daß es längerer Zeit bedürfe, bis zwei gänzlich verschiedene Menschen einander nahetreten könnten, und es blieb ihr von den ersten Begegnungen mit Kaspars Mutter nichts als ein Empfinden tiefer Verehrung für diese. Eine merklichere Beklemmung zeigte sich im Verkehr zwischen Frau Brun und Kordulas Leuten. Trotz aller willigen Freundlichkeit erwehrten sich weder die einen noch die anderen einer gewissen Befangenheit. Frau Klementine erinnerte sich, als sie Meister Severin Nägeli und Jungfer Appert bei feierlichem Besuche gegenübersaß, wie sie den kleinen, lebhaften Mann täglich in weißer Mütze und Schürze in seiner Backstube hantieren sah und daß die Jungfer mit dem Runzelgesicht ebenso täglich hinter einem Ladentisch stand und feilbot. Dieser Gedanke schoß Frau Brun ins Rückgrat. Sie wollte nicht und konnte doch nicht anders, als jene kühle Miene behalten, mit der sie Leuten, die unter ihr standen, begegnete, und hatte von Anfang an mit einer heimlichen Ungeduld zu kämpfen, die den Besuch möglichst bald hätte beendigt sehen mögen. Daß er nicht übermäßig lang dauerte, zürnten auch Meister Severin und sein Faktotum nicht. Das Mühsame einer erzwungenen Freundlichkeit bleibt nicht leicht verborgen. So fühlten auch diese beiden, daß Frau Bruns steife Herzlichkeit keine frisch quellende war. Maria Appert machte ihr bedenkliches Gesicht. Sie wollte den anderen die Freude nicht verderben, aber sie grübelte von da an hin und her, wie sie es anfange, um die kleine Kordula zu warnen. Meister Severin dagegen betrachtete in diesen Tagen mit herzlichem Vergnügen ein Schiebfach seines Schreibtisches und überlegte sich, daß die darin verwahrten Wertschriften ein gutes Gegengewicht für die

Vorzüge der Bruns bildeten. Auch beruhigte ihn das Aussehen seiner Tochter genugsam, die von innerem Glück in diesen Tagen förmlich leuchtete.

Dermaßen kamen alle über die ersten Steine auf dem Wege ihres guten Einvernehmens glücklich hinweg. Die Verlobung wurde in der Stadt bekannt, und die Verlobten kauften ihre neuen goldenen Ringe. Zwar konnte Kaspar Brun gerade an dem Tage, als er zum Zwecke des Ringkaufes zum ersten Male mit Kordula sich Arm in Arm auf der Straße zeigte, jenes Unbehagens sich immer noch nicht ganz erwehren, das ihn im Anfang seines Verkehrs mit den Nachbarn manchmal befallen. Er dachte an seine Standesgenossen und wie diese über seine Verbindung urteilen möchten. Allein bald bezwang er sich. War er nicht ohnehin aus jenen Kreisen verstoßen?

Kordula machte es ihm auch leicht, sie zu lieben. Es war, als verschönere ihr Glück sie noch. Ihr bewegliches Gesicht und ihre Augen hatten eine so herzgewinnende Heiterkeit, daß selbst Frau Brun manchmal mit Wohlgefallen und einer gewissen Vertraulichkeit ihre Hand auf die Schulter der künftigen Tochter legte oder in ihre Stimme ein weicherer Tonfall kam. Das junge Mädchen zeigte sich auch, als die Einkäufe für den jungen Haushalt vorberaten und ausgeführt wurden, als viel selbständiger und entschlossener, als man ihr zugetraut hätte. Sie bewies klaren Willen und so viel verständige und zugleich rührende Fürsorge für das Wohl ihres künftigen Mannes, daß dieser über ihre Tüchtigkeit und die heimliche Kraft ihres Wesens staunte.

Die Hochzeit sollte nicht lange hinausgeschoben werden. Frau Brun wollte ihre Wohnung behalten, Kaspar und Kordula aber sollten einen Stock im Nägelischen Hause beziehen. Besuche hatten die Ver-

lobten wenige zu machen; denn die Nägelis hatten keine Verwandten in der Stadt, und da Hans Georg Brennwald, Kaspars Onkel, auf die Verlobungsanzeige mit keinem Worte geantwortet hatte, also in seinem Groll zu verharren schien, so verzichtete Brun darauf, ihm die Braut zuzuführen.

An einem warmen, schönen Herbsttage, als die Winzer in den Rebbergen jauchzten, läutete die Kirche von Herrlibach, einem Orte am See von St. Felix, einem Landauer entgegen, in dem nur Kordula und Kaspar, Meister Severin und Frau Brun Platz genommen, da Jungfer Appert eines Fußleidens wegen hatte daheim bleiben müssen. Nach einer Stunde führte derselbe Wagen die zwei jungen Leute mit ihren Angehörigen in einen Gasthof am See, und von diesem aus reiste Brun mit seiner Frau, mit der er in jener Kirche zusammengegeben worden war, nach dem Süden, wo sie acht Tage zu verweilen gedachten, während Meister Severin und Frau Klementine in wortkarger Fahrt, jedes in eine Ecke des Wagens gelehnt, nach ihrer Stadt zurückgelangten und sich während der acht Tage, während der die Kinder ihnen fehlten, nicht durch Besuche verwöhnten, sondern nur von Fenster zu Fenster mit halb über ihre Einsamkeit betrübten, halb besonders auf Meister Severins Seite befangenen Grüßen einander zunickten.

Eines Sonntagabends aber begab sich Frau Klementine ins Nachbarhaus und setzte sich in dessen zweitem Stockwerk an ein Wohnzimmerfenster gerade so, wie sie daheim immer saß. Hier wollte sie den Sohn und seine Frau erwarten. Es war eine dunkle, niedere, braun vertäfelte Stube von altertümlichem Ansehen. Ihre beiden Fenster sahen auf die Münstergasse, die an diesem Abend still und leer war; der Verkehr drängte sich an Feiertagen nach den schöneren

und breiteren Straßen der Stadt. Frau Brun saß, den einen Arm aufs Gesimse gestützt, und blickte gedankenvoll in die Gasse hinab. Zuweilen hörte sie Fußtritte, die auf dem Pflaster merkwürdig hallten, sah gleichmütig, wie die Menschen herankamen und vorübergingen, und wechselte je und je ein paar Worte mit Jungfer Appert, die in weiten Zeitabständen die Stube betrat, um immer noch etwas an dem sorglich gedeckten Abendtisch zu ändern, der auf die Neuvermählten wartete.

„Es muß ein böser Wind gehen draußen," bemerkte sie einmal zu dieser gewendet. Eine Staubwolke wirbelte ebenda durch die Gasse.

„Er hat sich gegen Abend eingelassen," entgegnete die andere. Sie war in Unbehagen und Unruhe, meinte, sie müsse der Gastin die Zeit vertreiben, und konnte sich doch nicht entschließen, sich zu ihr zu setzen, da sie noch immer keine Brücke von ihrer ehrlichen Gesprächigkeit zu der zurückhaltenden Stille der Nachbarin fand. Sie sah auch ein über das andere Mal auf die Uhr und fand, daß Meister Severin, der dem jungen Paare an den Bahnhof entgegengegangen war, mit den Ankömmlingen unglaublich lange ausbleibe.

Frau Brun hatte sich wieder nach der Gasse gewendet. Jetzt neigte sie sich weiter vor, um schärfer zu sehen. Unten war auf einmal eine auffallende Lebendigkeit. Mehr Leute tauchten auf. Sie gingen rascher und fast alle nach einer Richtung. Einige rannten. Wieder andere sprachen erregt, und zuweilen stellte ein ihnen Begegnender die Eiligen und tat eine Frage, als wollte er wissen, was es gäbe. Frau Brun wurde aufmerksam. „Es muß irgend etwas geschehen sein," sagte sie zu Jungfer Appert, „die Menschen laufen, als ob es irgendwo brennte."

Maria Appert trat heran, und was die Aristokratin vermied, tat sie in ihrer raschen, neugierigen Art; sie öffnete das Fenster und horchte auf das Eilen der Menge. Einen Augenblick blieb es still; dann kamen erregten Schrittes zwei Männer gegangen, auf die, aus einer Nebengasse kommend, ein Bekannter traf.

„Haben Sie gehört?" fragten die beiden den Dritten.

Dann fing Jungfer Appert ein anderes Wort auf: „Alle drei sollen tot sein."

„Sind tot," schrie einer, der eben an der Gruppe vorüberging.

Den stellte Jungfer Appert und fragte, was vorgefallen sei.

Das Segelschiff des reichen Brennwald sei ganz nahe bei der Stadt gekentert, rief der Mann ans Fenster hinauf. Dabei sei die Frau wie die beiden Söhne ertrunken.

Jungfer Apperts Kopf fuhr in die Stube zurück. „Sind das nicht — —" stotterte sie.

Frau Brun war jäh von ihrem Stuhle aufgestanden, hatte einen Augenblick gelauscht, als ob sie auf die Wiederholung eines entsetzlichen Schreis wartete. Dann senkte sich ihr Kopf in einer edlen, tiefen Trauer. „Unglück hätte ich ihm nicht gegönnt," murmelte sie vor sich hin.

Nach einer kurzen Weile wendete sie sich um und sagte: „Es sind meine Schwägerin und meine beiden Neffen." Und in derselben stillen, hoheitsvollen Weise fügte sie hinzu: „Aber wir stehen einander ferner als wir sollten."

Jungfer Apperts Mißbehagen steigerte sich. Nun wußte sie in ihrer Schlichtheit erst recht nicht, was sie reden oder tun sollte. Es ergriff sie fast etwas

wie Aerger, daß sie so lange mit Frau Brun allein gelassen wurde. Sie murmelte ein paar Worte des Beileids. Da hörten sie die Haustür gehen.

„Wir wollen es ihnen erst später sagen," flüsterte Frau Brun. „Es würde einen Schatten auf ihren Einzug werfen."

Allein, als bald darauf Meister Severin mit dem jungen Ehepaar ins Zimmer trat, wußten sie, daß sie nichts mehr zu verschweigen brauchten. Kaspar Brun war tieferschüttert; seine kleine Frau ließ den Kopf hängen.

„Wir haben es unterwegs erfahren," erzählte Meister Nägeli.

„So ist es wirklich?" fragte Frau Brun.

„Kein Zweifel, wir haben selbst die Schiffe auf dem See gesehen, die nach den Leichen suchten," entgegnete Meister Severin.

Sie hielten dann eine stille Mahlzeit; Kaspar und seine Mutter mochten nicht sprechen, und die anderen wagten nicht recht, von anderen Dingen als dem Unglück, an dem jene Anteil hatten, zu beginnen. Später erst holte Meister Severin die Heimgekehrten in seiner heiter-freundlichen Art über ihre Reise aus, und sie kamen unwillkürlich in ein lächelndes Erzählen, das bewies, daß sie glückliche Tage hinter sich hatten. Kaspar zwar behielt seine gemessene, etwas feierliche Art. Kordula aber war von ihrer jungen Liebe gänzlich durchwärmt, und ihr glückliches, läutendes Lachen brach immer wieder halb vorwitzig, halb scheu, gleich wieder verstummend und doch zu froh, um beschwichtigt werden zu können, aus der Beklommenheit, die sich über die anderen gelegt hatte, hervor.

Bald nach Tisch geleitete Kaspar die Mutter über die Gasse nach Hause. Sie hatten noch keine Gelegenheit gehabt, sie auch nicht gesucht, allein zu sein. Solange sie auf der Straße waren, sprachen sie nicht;

aber Kaspar stieg mit nach dem Wohnzimmer hinauf, und hier standen sie einander gegenüber und sahen einander an, einen Augenblick sprachlos, so sehr lag die Schwere der Ereignisse auf ihnen.

„Was wirst du tun, Mutter?" fragte dann der Sohn. Sie wußten beide, von was sie sprachen, ohne nur des Geschehenen zu erwähnen.

„Nichts! Nicht viel," entgegnete sie. „Ich werde, wenn es Zeit ist, dem Onkel einen Brief schreiben. Mehr bleibt uns nicht zu tun. Wir dürfen uns nicht aufdrängen."

Kaspar stimmte zu. „Es ist furchtbar," bemerkte er dann. „Es muß Onkel Hans Georgs ganzes Leben verändern."

„Es ist kaum auszudenken," erwiderte die Mutter.

Dann schwiegen sie lang. Erst kurz bevor Kaspar sich entfernte, fanden sie noch ein paar Worte über seine Reise und seine Heimkehr. Die Mutter fragte nicht, ob der Sohn glücklich sei. Sie sah ihn nur forschend an, und er tat, von diesem Blick dazu veranlaßt, den seltsamen Ausspruch: „Kordula ist ein unendlich liebenswerter Mensch."

Darauf ging er.

Keines hatte davon gesprochen, daß das Unglück, das über das Haus Brennwald hereingebrochen war, auch für ihr Leben tiefe Bedeutung gewinnen könnte. Hans Georg Brennwald auf Lindenberg war plötzlich allein, seine ganze Zukunftshoffnung vernichtet. Es wäre nicht menschlich gewesen, wenn nicht in den Seelen der Frau Klementine und ihres Sohnes der Gedanke aufgeblitzt wäre, daß sie als die einzigen nahen Anverwandten plötzlich in eine ganz andere Stellung gerückt waren. Aber sie hielten sich wohl in Zucht und Gewalt. Keines dachte jetzt an eigenen Vorteil. Das Mitleid verdrängte jedes andere Empfinden.

4

Es war kein blinder Lärm gewesen. Alles war wahr. Hans Georg Brennwald, der Seidenfabrikant, hatte auf einer Segelfahrt, die seine Frau mit beiden Söhnen im eigenen Boote machten, diese seine ganze Familie verloren. Die ganze Stadt war eine Weile in Aufregung. Der älteste Sohn war ein vorzüglicher Segler gewesen. Es war ein Verhängnis, daß ein plötzlich aufspringender Sturm das Boot umgeschlagen, daß niemand in der Nähe war zu helfen, daß der Führer des Bootes, durch den fallenden Mast verletzt, sogleich versank und sein jüngerer Bruder wie seine Mutter nicht die Kräfte besaßen, sich durch Schwimmen zu retten. Es gelang, die Leichen zu bergen, und der reiche Mann begrub sie im stillen. Das war alles, was auch Frau Brun und ihr Sohn erfuhren. Sie sprachen nicht mehr über das Ereignis. Frau Brun hatte einen Brief an den Bruder gesandt, aus dessen gemessenen Worten niemand die tiefe schwesterliche Liebe hätte lesen können, die ihn ihr eingegeben. Kaspar ging wieder auf seine Amtsstube. Wenn er und seine Mutter vielleicht daran gedacht hatten, daß der Vorfall im Brennwaldschen Hause irgendeine günstige Veränderung für sie selbst im Gefolge haben könnte, so vergaßen sie sicherlich ihrer leise aufflackernden Hoffnung sehr bald wieder im gleichmäßigen Lauf ihres Alltags.

Hans Georg Brennwald antwortete nicht auf den Brief der Schwester. Und Kaspar Brun fügte sich wieder in die stumpfe Regelmäßigkeit seines Schreiberamtes. Gemessenen Schrittes ging er durch die Straßen, mit der alten peinlichen Genauigkeit besorgte er seine Arbeit; würdig, ein wenig steif, ängstlich die Liebesungeduld des jungen Ehemannes verleugnend,

kehrte er mittags und abends zu seiner Frau zurück. Aber seine Selbstsicherheit und seine Zurückhaltung verließen ihn manchmal, wenn er in Kordulas Gesellschaft war. Sie empfing ihn jeden Tag mit Lächeln und Fürsorge, und mit heiterer Fürsorge ging sie jeden Tag an seiner Seite. Er hatte Scharfblick genug, um zu erkennen, welch eine tiefe, alle Gründe ihres Herzens ausfüllende Liebe er in ihr geweckt hatte. Sie konnte bei Tisch ihm oft gegenübersitzen, und wenn er aufblickte, fand er ihr Auge auf sich ruhen. Die Speisen lagen noch unberührt auf ihrem Teller. In ihrem Blick aber war eine große Innigkeit und Freude. Und wenn er fragte, warum sie nicht esse, seufzte sie tief auf und sagte: „Weil ich so glücklich bin."

Noch mehr aber als aus ihren Worten erkannte er ihr inneres Glück aus ihrem Wesen. Immer fand er Blumen auf seinem Tischplatze, immer hatte sie irgendeine Aufmerksamkeit für ihn und sah ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Alles, was sie sagte und tat, atmete eine Art Demut, keine Unterwürfigkeit, mehr eine frohe Dankbarkeit und fast andächtige Verehrung für ihren Mann, als ob sie sagen wollte: Wie soll ich dir vergelten, daß du mich deiner gewürdigt hast.

Kaspar nahm diese Hingebung verschieden auf. Manchmal empfand er tiefe Erkenntlichkeit. Dann war er zärtlich, verlor seinen sonstigen Ernst, ging selbst auf Kordulas manchmal etwas kindische Tändeleien der Verliebtheit ein. Zu anderer Zeit ergriff ihn plötzlich eine Art Schrecken. Mitten in allem Liebesfrieden, den auch er hatte, entdeckte er in sich eine Leere, erschien ihm das Gefühl, mit dem er Kordulas Neigung vergalt, klein, und fragte er sich mit der Gewissenhaftigkeit, die ihm eigen war, immer

wieder, ob er verdiene und würdige, was die Lebensgenossin so reich über ihn hinströmen ließ.

Eines Tages, als er zum Mittagbrote nach Hause kam, fand er die Mutter seiner wartend. Schon Frau Klementines Haltung fiel ihm auf. Sie hatte nichts von dem ruhevollen, vielleicht ein wenig müden Sichbescheiden, mit dem sie jeden Tag an ihrem Fenster saß. Etwas von ihrem früheren Lebensmut und Selbstbewußtsein war an ihr.

Kordula verließ das Zimmer, halb aus Taktgefühl, weil sie wußte, daß Frau Brun gekommen war, dem Sohne eine Mitteilung zu machen, halb von einem noch unbewußten Kummer darüber hinausgetrieben, daß jene sie nicht ins Vertrauen zog. Es war aber bezeichnend für Frau Bruns Art, daß sie nicht daran dachte, der Schwiegertochter zu sagen, was sie mit dem Sohne besprechen wollte. Der Gedanke kam ihr nicht. So sehr sie der jungen, niedlichen Frau wohlwollte, und trotzdem nicht ein Hauch von Abneigung oder Hochmut in ihr war, in der ernsten Sache, die zwischen ihr und dem Sohne lag, stand die Dritte ihr außerhalb, beiseite, wie damals, als sie sich noch gar nicht gekannt hatten.

„Onkel Hans Georg war heute morgen bei mir," sagte Frau Klementine, als sie mit Kaspar allein war.

Er nahm einen Brief auf, der auf dem gedeckten Tisch neben seinem Teller lag, und betrachtete scheinbar die Adresse. Seine Haltung verriet nicht, wie sehr ihn die Nachricht bewegte; nur die Hand, welche den Brief hielt, zitterte ein wenig.

„Er kam, dir zu danken?" fragte er die Mutter.

„Auch das," gab sie mit Betonung zurück, „und — du sollst ihn heute abend besuchen. Er will mit dir reden."

Nun schaute er sie doch mit einer raschen Neugier an.

„Er ist alt geworden,“ erzählte sie weiter. „Das Unglück hat ihn schwer mitgenommen.“

Kaspar schwieg, stand auf und trat ans Fenster.

„Er sagt,“ fuhr sie fort, „daß seine Söhne ihm eine Stütze im Geschäft gewesen. Nun habe er nur mit fremden Leuten zu tun. Das behage ihm nicht. Er wolle es noch einmal mit einem aus der eigenen Familie versuchen.“

Kaspar Brun wendete sich um und reckte die hagere Gestalt ein wenig, er zog die Manschetten leise aus den Aermeln und hob die Arme in unwillkürlicher Bewegung in einem weiten Schwung. Sein Blick leuchtete auf, als ob er plötzlich viel weiter sehe.

„Ich werde vom Amte weg nach dem Lindenberg gehen,“ sagte er.

Als gleich darauf Kordula wieder eintrat, machte er Miene, sich zu Tische zu setzen. „Willst du nicht mithalten, Mutter?“ fragte er.

Aber sie lehnte ab. So wenig sie zusammen gesprochen hatten, so war doch für beide die wichtige Angelegenheit erledigt. Kaspar begleitete sie bis an die Haustür. Als er zurückkam, setzte er sich zu Kordula. Aber ein anderer saß am Tisch als sonst. Der Amtsschreiber Brun war ein demütiges Männlein gewesen trotz all seiner Steifheit; er hatte selbst angefangen, manche aristokratische Eigenheit aufzugeben sich im Verkehr mit der Bürgerfamilie, in die er hineingeheiratet hatte, abzuschleifen, sich daran gewöhnt, ein freies, kräftiges Wort ohne Unbehagen anzuhören, zu einem gewagten Scherz zu lachen. Seine eigene zimperliche Art war scheinbar in der ungezwungenen der anderen aufgegangen. Jetzt war es, als ob sein Nacken starrer geworden sei. Er saß in sorgsam jede Gebärde messender Haltung am Tisch, und er hatte wieder die Scheu vor allem Unfeinen, die tiefe

Empfindsamkeit gegen allen Lärm. Es war keinerlei Ziererei, sondern das Innerste seines Wesens, das wieder Geltung bekam, weil eine Hoffnung, die in ihm erwacht war, ihm wieder Freiheit gab.

Einmal stand Kordula auf und legte ihm die Arme um den Hals. Es geschah oft, daß sie im Ueberschwang der Gefühle ihn so umschmeichelte. Heute aber mißfiel es ihm. Er hätte nicht zu sagen vermocht, warum und woher. Es war ihm ein Zuviel der Gefühlsäußerung. Er wehrte Kordula nicht ab, aber als sie ihre weiche Wange an die seine schmiegte, nahm er leise ihre Hand, die auf seiner Schulter lag, führte sie ihrem Stuhle zu und sagte: „Laß uns die Mahlzeit nicht länger hinausschieben. Ich habe ohnehin viel Zeit versäumt."

Es klang nicht schroff. Sie setzte sich lächelnd und strich noch einmal mit den schmalen Fingern über seine Linke, die auf dem Tische lag.

Da erzählte er: „Ich werde heute abend spät nach Hause kommen. Ich muß nach den Amtsstunden nach dem Lindenberg."

Durch Kordulas Züge flog ein Schatten. Sie fragte nicht, was er auf dem Lindenberg solle, dachte vielleicht gar nicht darüber nach, aber irgendwie befiel sie eine leise Bangigkeit.

„Meinst du," stotterte sie dann, „daß Herr Brennwald auch mich eines Tages wird sehen wollen?" fragte sie.

„Ich zweifle nicht," gab Kaspar zurück. „Vielleicht wird sich überhaupt vieles ändern."

Er sah vor sich in den Teller. Seine rechte Hand spielte mit dem Besteck.

Kordula blickte ihn an, und da sie das tiefe und scharfe Nachdenken gewahrte, in dem sein kluges Gesicht gesenkt blieb, und die Falte, die sich zwischen

seine feinen schwarzen Brauen grub, wuchs ihre Beklemmung. Dann war ihr auf einmal, als sei in ihrem Leben etwas anders geworden, als breche eine neue Zeit an, eine Zeit, vor der sie sich fürchtete.

Pünktlich wie immer stand Kaspar dann auf, um nach dem Amte zu gehen.

Am Abend stieg er zum Lindenberg hinauf.

Er hatte Herzklopfen, konnte es nicht wehren, so ungewohnt ihm diese übermächtige Unruhe war. Der Abend war anders als andere oder schien ihm so. Der Himmel stand voll weißer, wolliger Wolken. Sie waren dünn und durchsichtig, als triebe der Wind zerblasene Baumwollbäuschchen vor sich her. Plötzlich fuhr Feuer in die Wolken, und der Himmel sah sich an, als überliefen ihn hastige Flammen. Das kam vom Abendrot. Der See lag dunkel und still. Die Ferne war voll Dunst.

Der Wind legte sich dann. So standen die mächtigen Linden und die anderen hohen Bäume des Gutes Lindenberg, das Kaspar nach kurzem Aufstieg erreichte, ohne Bewegung. Ein merkwürdiges Schweigen lag über dem Gute, eine gewisse steife Feierlichkeit, wie sie denen anhaftete, die noch auf diesen alten Landsitzen mitten in St. Felix hausten! Lautlos wich das schwere schmiedeeiserne Eingangstor, als Kaspar auf die Klinke drückte. Er trat bedächtig auf den breiten Kiesweg, legte die Hände auf den Rücken und schritt mit einer kühlen, langsamen, vornehmen Ruhe vorwärts. Das Herzklopfen hatte er jetzt fast ganz verloren. Es war ihm, als sei er hier zu Hause, sei es immer gewesen. Als er sich selbst über diese Empfindung wunderte, sagte er sich, daß er in der Tat nahe zu diesem Gute gehöre, saß doch sein nächster Verwandter darauf. Im Garten und an dem grauen, schlichten Hause, das tief in den Bäumen

sichtbar wurde, war kein Mensch zu sehen. Nur als Kaspar über die Sandsteinstufen des Eingangs stieg, sah er zwischen den Steinsäulen hindurch, die einen über der Tür befindlichen Balkon trugen, in einem der Gartenwege einen alten Gärtner hantieren. Er schellte an der Haustür. Es berührte ihn mit eigenem Behagen, als er außen hörte, wie die kleine feine Glocke durch das stille Haus rief, gedämpft und doch eindringlich, wie die Stimme einer wohlerzogenen Dienerin. Ein älteres Mädchen in schwarzem Kleide mit weißer Schürze und weißer Haube öffnete ihm. Sie schien zu wissen, wer er sei; denn sie verneigte sich wortlos mit einer altväterischen Würde und sagte: „Herr Brennwald erwartet Sie, Herr Amtsschreiber."

Ueber teppichbelegte Treppen und Flure folgte Kaspar der Magd. Er kannte das Haus, war als Kind oft hier gegangen. Niemand war in dem Zimmer, in das die Magd ihn führte. Kaspar setzte sich auf einen Lehnstuhl, aufrecht, ohne sich anzulehnen, feierlich, wie es zum Hause gehörte, und es ihm von selber kam. Da trat Herr Brennwald mit einem raschen Schritt aus einem Nebenzimmer. Er war ein mittelgroßer Mann mit rasiertem Gesicht, nur auf der Oberlippe saß ein weißer, ganz kurz geschnittener Schnurrbart, der ihm fast etwas Militärisches gab. Er war in tiefe Trauer gekleidet, trug einen langen Gehrock, aber sein Wesen hatte nichts Kopfhängerisches, sondern war rasch, geschäftsmäßig, kurz. Er hißte die Worte scharf zwischen dünnen Lippen hervor. Seine Nase war hervorstehend spitz, wie diejenige der Frau Brun, seine Gesichtsfarbe ebenso gesund und rot wie die jener. Er tat, als hätten er und Kaspar sich erst gestern gesehen.

„Da bist du also? Ich grüße dich! Deine Mutter hat dir demnach gesagt, daß ich bei ihr war?"

„Ja," antwortete Kaspar Brun ruhig. Er verriet keinerlei Ungeduld; auch er tat, als ob sie immer miteinander verkehrt hätten. Und Onkel und Neffe gefielen sich gegenseitig, obwohl sie sich so lange nicht mehr gesehen hatten, fanden gleich den verwandtschaftlichen und trotz dieser Verwandtschaft zurückhaltenden Ton, der in ihren Kreisen üblich war.

„Wir können uns setzen," sagte Hans Georg Brennwald.

So ließen sie sich einander gegenüber in Stühle nieder. Der Onkel strich mit einer leise zitternder Handbewegung über die Seitenlehne seines Sessels. Es arbeitete in seinem Gesicht. Es war das erstemal, daß ihm anzumerken war, wie er sich des Beweggrundes dieser Zusammenkunft und seiner Trauer erinnerte.

„Du weißt," begann er dann, „was vorgefallen ist. Deine Mutter und du sind die einzigen Verwandten. Ich halte dafür, daß wir es miteinander versuchen. Du bist gut veranlagt und tüchtig. Ich habe mich über dich erkundigt. Wenn du also willst, kannst du in mein Geschäft treten."

Kaspar Brun hörte aufmerksam zu. „Ich danke dir, Onkel," sagte er mit würdevoller Höflichkeit. „Ich will mein Bestes tun, daß du deinen Entschluß nicht bereust."

Es war eine trockene, wohlbemessene Rede, aber in dieser bedeutungsvollen Stunde verließ keinen von ihnen die steife Gelassenheit.

Hans Georg erhob sich: „Du hast etwas getan, was du hättest unterlassen können," sagte er fast ärgerlich. „Mit deiner Verheiratung würde es nicht so geeilt haben."

Kaspar senkte den Kopf. Er fühlte, daß er seine Frau verteidigen sollte. Aber er fand das Wort

nicht, schwieg nur und würgte an einer Unzufriedenheit mit sich selbst.

„Deine Mutter rühmt deine Frau. Trotzdem! Du wirst einsehen, daß du geirrt hast! Ich hätte beinahe daran so viel Anstoß genommen, daß — —"

Der Zwiespalt in Kaspar Bruns Innerem verschärfte sich. Es hob in diesem Augenblick ein Kampf in ihm an, der vielleicht lange Jahre währen konnte. Er hätte seine Heirat ungeschehen machen mögen. Dieses dunkle, vornehme Zimmer, alte Möbel, viel Blumen, drei Meistergemälde an den Wänden, weiche Teppiche! Wenn er damit Meister Severins Wohnstube verglich oder seine eigenen bescheidenen Räume! Und hier war er, als sei es immer so gewesen, viel heimischer als dort.

Der Onkel sprach jetzt davon, wie er Kaspar in sein Geschäft einzuführen, welche Stellung er ihm zu geben gedenke. Das entriß ihn seinen Gedanken. Sein Interesse erwachte. Er hörte aufmerksam zu und war voll Lernbegier. Brennwald wünschte, daß er sein Amt sogleich aufgebe, er hatte Einfluß und wollte veranlassen, daß er frei komme.

Dann kam etwas, was selbst Kaspar überraschte. „Ich will deiner Mutter und dir Lindenberg abtreten," sagte Hans Georg Brennwald. „Ich kann hier nicht wohnen bleiben; der See ist mir zu sehr vor den Augen."

Wieder ging das merkwürdige Zucken durch Brennwalds Gesicht, das verräterische Zeichen, wieviel Schmerz um Verlorenes hinter seinem entschlossenen Wesen verborgen war.

„Ich ziehe ins Geschäftshaus an der Börsenstraße," fuhr er fort, „ich habe das Bedürfnis, rings um mich Arbeit zu sehen. Dann — habe ich einen weiteren Grund: Man soll in der Stadt wissen, wer du bist,

daß du nicht aus einer Krämergasse kommst, sondern einen Geschlechtersitz hast."

Kaspar beherrschte sich; er dankte gelassen und nüchtern. Er war gar nicht mehr erstaunt. Es war ihm, als gehörte ihm alles zu Recht, als hätte es gar nicht anders kommen können.

Bald danach verabschiedeten sich die beiden, höflich, mit steifer Umständlichkeit. Kaspars Umgangsformen waren genau diejenigen des Onkels. Der war zufrieden. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Schwester war er eigentlich immer zugeneigt gewesen, nur mit dem Schwager, dem Verschwender, hatte er sich seinerzeit überworfen.

5

Große und tief einschneidende Wandlungen kamen für Kordula Brun. Als sie gehört hatte, daß aus ihrem Manne, dem Amtsschreiber, ein großer Geschäftsmann werden und daß sie mit seiner Mutter zusammen in das prachtvolle Gut, das im Westen der Stadt über dem See stand, umziehen sollte, war ihre ganze kindische Heiterkeit erwacht. Mein Gott, was das schön war! Es war, als sei man ein kleiner König geworden. Und Kaspar, der herrliche, der kluge Mensch, hatte das weite Feld, das er wünschte. Und — und in dem vornehmen Hause, dem — sicher dem schönsten der Stadt sollte man wohnen! Die junge Frau klatschte in die Hände, umhalste ihren Mann, tanzte ein wenig. Diese durch nichts zurückgedämmte Freude mißfiel Kaspar. Gerade die Würde fehlte in ihr, die seiner, des Seidenhändlers Brun Gattin anstand. Er war ein wenig mißvergnügt. Seine Hand zitterte nervös, als er sich von Kordula abwendete, um einen Brief zu öffnen.

Langsam erst kamen der Frau ein paar Bedenken: Wie schade, daß man die neue Einrichtung, die man eben gekauft, nicht mitnehmen konnte, daß man überhaupt von der lieben Staffelgasse fort mußte! Und daß Jungfer Appert nicht mitkam, die gute, und — und der Vater! Das war ein Schmerz; beinahe wären Kordula Tränen gekommen. Aber eine große, mächtige Welle Glück schlug über die paar Bedenken hin. Sie ging mit ihrem Mann! Kordula liebte ihn mit einer so bewundernden und starken Liebe. Neben dem Glücksempfinden beseelte sie auch ein junger, frischer Mut.

Kordula setzte mit den zarten Händen einen schweren Stuhl kräftig an eine andere Stelle. Etwas in ihr drängte sie zu dieser leiblichen Kraftanstrengung. Sie hatte so viel Zuversicht in sich. Mochte kommen, was wollte, sie fürchtete sich nicht, solange sie an ihres Mannes Seite stand.

Anders war es mit Jungfer Appert und Meister Severin. Die Ereignisse erschreckten und verwirrten sie. Jungfer Appert überfiel den Meister, als sie ihn allein in der Backstube wußte. Da hätte man es, begann sie in heißer Erregung. Warum habe man diese Heirat zustande kommen lassen! Daraus könne nie Gutes kommen! Jetzt verliere man das Kind! Für sie und Meister Nägeli sei kein Weg nach dem Lindenberg hinauf! Das Beste wäre, man machte ein Ende, löste jetzt noch die Kordula zurück!

Meister Severin kam lange nicht zu Wort. Dann beschwichtigte er die Erregte. Was sie denn ankäme, das sei doch kein Unglück, sei vielmehr ein Glückszufall, der dem Schwiegersohn wohl zu gönnen! Er sprach lange, verständig, in seiner gewohnten scherzhaften Art. Am Ende fügte er schmunzelnd und bedeutungsvoll hinzu: Und Kordula zurücknehmen, das

ginge schon nicht, denn es würden ja zwei Kinder statt eines heimkommen. Er strich sich sein Spitzbärtchen und tat vergnügt. Und doch war der Schrecken auch in ihm. Kordula ging aus seinem Hause! Sie ging — er verhehlte sich das nicht — auch ein weites Stück aus seinem Leben hinaus. Bisher hatte seine eigene behäbige Vermögenslage ihm eine Art Uebergewicht über den Schwiegersohn verschafft. Jetzt — Seidenfabrikant Brennwald war unglaublich reich, er tat jetzt schon wie ein Vater an Kaspar Brun, und später kam all sein Besitz an diesen — da — da —

Meister Nägeli mußte sich setzen, so schwer fiel ihm der Gedanke. Jetzt war er gegen den Schwiegersohn ein kleiner, bescheidener Mann! Er brauchte eine Weile, um sich zu beruhigen. Dann nahm er sich zusammen. Wenn Kordula ihn brauchte, wollte er doch da sein. Und in diesem Augenblick fürchtete sich Meister Severin nicht vor der reichen Verwandtschaft.

Es war aber gut, daß die jungen Leute bald nachher ihren Umzug nach dem Lindenberg bewerkstelligen konnten. Der bevorstehende Wechsel hatte doch in den äußerlich so freundlichen Verkehr zwischen Kaspar Brun und seinem Schwiegervater eine gewisse Befangenheit getragen.

*

Nun wohnten Bruns auf Lindenberg. Im oberen Stockwerk des schlichten Hauses mit den großen Fluren und weiten Stuben Kaspar und seine Frau, im Erdgeschoß Frau Klementine. Vor Kordulas Wohnung baute sich eine von zwei Säulen getragene Terrasse in den Garten hinaus. Zu ihren Füßen lagen die wohlgepflegten Blumenbeete, standen die Bäume und uralten Hecken, liefen die Kieswege mit ihren Nischen und Lauben, in denen grüne Bänke standen. Mehr

ein Park denn ein Garten war der Brennwaldsche, und eine Mauer aus moosbewachsenem Sandstein schloß ihn ab, verdeckte das Häusergewirr der Stadt den im Garten Wandelnden und ließ nur den Blick auf den See frei, der mit blauen Wellen die Ufer umschmeichelte und sich doch weit hinauf ins Hochgebirge zu dehnen schien; denn es war, als hätten die Schneeberge, die aus Süden herüberleuchteten, ihren Fuß in seinem Wasser. Kordula Brun ging halb im Traum durch Haus und Garten. Sie hatte ein sorgloses Gemüt und ließ sich vom Leben treiben. Es drang jetzt so viel auf sie ein, daß sie zu keinem klaren Nachdenken kam. Da war das drängende Leben in ihrem Schoße. Die blaugeäderten Hände unter der Brust übereinandergelegt schritt sie, ein wenig mühsam schon, umher; die Hände sprachen von kleinen Leiden, wie die Mutterschaft sie bringt, und von einer stillen Kraft, die sie niederzwang. Und da war das Leben ihrer Außenwelt. Es war unendlich verschieden von ihrem bisherigen. Wohl hatte Kaspar Brun, ihr Mann, noch als ein Fremder in ihrem Vaterhause gestanden, aber er hatte der traulichen Umgebung keinen anderen, nicht seinen Stempel aufgedrückt. Hier war Kordula der Fremdling. Sie grämte sich nicht, fühlte vielleicht kaum, wie wenig sie heimisch war, hatte nur Tag für Tag über allerlei Neues zu staunen. Im väterlichen Hause war es lebhaft gewesen, viele kleine Geräusche hatten den Tag belebt, die Ladenklingel, das Singen eines Gesellen in der Backstube, das taktmäßige Schlagen der Schneebesen, mit denen die Zuckerbäcker in kupfernen Kesseln das Eiweiß zu Schaum schlugen. Und keiner hatte dort den Schritt gedämpft, ein Lachen verhalten. Hier im Lindenberg war es fast atemlos still. Läufer und Teppiche nahmen den Schritten das Lärmende, die

Mägde sprachen leise, und die sanfte Hausglocke tönte kaum dreimal des Tages. Und Kaspar war ernst und seine Mutter wortkarg. Jener nahm jede Minute seines Tages zusammen, um sich für seinen jetzigen, so plötzlich ihm zugefallenen Beruf nachzubilden. Seine Gedanken waren immer noch bei seiner Arbeit, wenn er abends nach Hause kam. Seine Mutter aber sah sich schweigend in ihrem neuen Reiche um, den weißen Kopf im Nacken, aufrechter denn lange, aber nicht verratend, wie froh sie war, aus der Armut wieder zu Standesrecht erhoben zu sein. Das Rauschen ihres Seidenkleides und das Rauschen der alten Bäume vor dem Hause waren Geräusche, die diesem Hause den Charakter gaben. Und doch war Kordula glücklich, glücklich in der Stille, aus sich selbst, ihrer wunschlosen Zufriedenheit und ihrer stummen und andächtigen Liebe zu ihrem Gatten heraus.

Man lebte auf dem Lindenberg noch sehr zurückgezogen, schon um Hans Georg Brennwalds und seiner Trauer willen, dann aber auch, weil sowohl Kaspar als seine Mutter zu stolz waren, als daß sie diejenigen gesucht hätten, die zur Zeit ihrer Erniedrigung nichts mehr von ihnen hatten wissen wollen. Aber schon und aus hundert Nichtigkeiten spürten sie, daß ihre Stellung in der Stadt eine andere geworden war. Leute grüßten sie auf der Straße, die vorher, wenn auch mit dem Schein des Zufalls, sie übersehen hatten; alle die kleinen Geschäftsleute, mit denen der Alltag sie in Verkehr brachte, hatten einen anderen, unterwürfigeren Ton als ehedem. Und wo sie hinkamen, entstand ein Aufsehen. Man flüsterte und wies mit den Fingern: Das waren die Bruns, die Altbürger, die in die reiche Erbschaft gekommen. Sie waren Zahlen geworden, die eine Zeitlang Nullen gewesen waren.

Beide nahmen es mit Ruhe hin. Vielleicht wurden ihre Rücken noch ein wenig straffer, ihr Wesen noch um einen Schein schlichter und zurückhaltender. Im Haushalte wurde das sparsame Maß gehalten, das eine Eigenart ihres Standes war.

Hans Georg Brennwald bereute den Schritt nicht, den er getan. Er fing an, jeden Sonntag die Mittagsmahlzeit mit den Verwandten zu teilen. Sie paßten so gut zusammen, daß nicht einen Augenblick lang die Abhängigkeit Kaspars und seiner Mutter zutage trat, sondern es vielmehr den Anschein hatte, als wären diese von Anfang an zu Recht auf dem Lindenberg gesessen.

Zwischen den drei würdevoll gemessenen Menschen stand und ging die bewegliche Kordula. Das neue Leben brachte so viel Veränderung, daß Frau Klementine manchmal sich wunderte, weil Kordula, die zu der alten Zeit gehörte, noch da war. Aber sie empfand es kaum als eine Störung. Sie begegnete der Schwiegertochter mit immer gleicher, kühler und etwas umständlicher Freundschaft. Kaspar Brun hatte in dieser Zeit eine leise Weichheit und Zärtlichkeit in der Stimme, wenn er zu seiner Frau sprach; die Rücksicht gegen die, die mit seinem Kinde ging, gab sie ihm ein. Hans Georg Brennwald endlich söhnte sich mit der Heirat seines Neffen aus, seit er Kordula kannte. „Sie ist ein braves Menschenkind, deine Frau," sagte er zu Kaspar, und mit der Freude des alternden Mannes an äußeren Vorzügen der Frauen betrachtete er gerne Kordulas anmutiges Antlitz und liebte ihre sanfte und bescheidene Art. „Ihre Verwandtschaft laß uns in einiger Entfernung halten," sagte er dagegen eines Tages, als er mit Kaspar und Frau Klementine allein war. Er erzählte nicht, daß Jungfer Apperts Gesprächigkeit ihm mißfiel und daß

er nicht eben eine Vorliebe für den Verkehr mit der Ladnerin hatte, auch nicht, daß er sich mit den Kleinbürgern ohnehin nicht recht verstand, aber die anderen beiden fühlten alles, was er verschwieg, fühlten es aus ihrem eigenen Empfinden heraus.

Vielleicht infolgedessen besuchten Meister Severin und sein Faktotum Kordula selten auf dem Lindenberg. Um so häufiger fand sich diese in das trauliche Haus an der Staffelgasse zurück. Kamen aber Meister Severin oder Jungfer Appert mit den Bruns oder mit Hans Georg Brennwald zusammen, dann waren alle von einer fleißigen Freundlichkeit, von einem schönen Willen, sich ineinander zu finden.

Unterdessen ging die Zeit. Sie brachte keine großen Ereignisse und doch verschob sie die Schicksale vieler Menschen, diesen unbemerkbar und ganz allmählich, daß sie völlig andere wurden. Kaspar Brun arbeitete sich in das ihm fremd gewesene Geschäft ein; langsam, langsam rückte er selbst zur Hauptperson dieses weiten Geschäftes auf. Der alternde und durch sein Unglück doch ins Mark getroffene Onkel trat willig, ja mit einer gewissen Freudigkeit, immer mehr zur Seite. Als aber Kaspar die Führung des eigenen Betriebes in Händen hatte, zeigte sich, daß er einen weiten Blick, große kaufmännische Talente besaß, daß er ein bedeutender Mensch war. Er gewann Einfluß in der Stadt. Man wurde auf ihn aufmerksam, und da er, je höher er stieg, um so einfacher wurde, da er so ganz der Typus des Altbürgers blieb, ein wenig eckig, herb und doch von jener angeborenen Vornehmheit der Formen, die in hundert kleinen Gebärden und Handlungen sich äußerte, so war der Eindruck, den er machte, nicht ein vorübergehend glänzender, sondern tief und nachhaltig. Der ansehnliche junge Mann, der in merkwürdig gerader Haltung,

immer tadellos in Schwarz gekleidet, immer ernsthaft einherging, wurde bald zu einer stadtbekannten Persönlichkeit. Und — sie mochten wollen oder nicht — er und seine Mutter sahen sich eines Tages auch wieder in vollem Verkehr mit den Leuten ihrer früheren Bekanntschaft und ihres Standes. Man begann sich gegenseitig zu besuchen. Man fühlte sich wohl beieinander.

Durch den herrlichen Garten des Lindenbergs ging Kordula neben der Kinderfrau, die in feinem Kissen ihren Knaben trug. Zuweilen — und es war ihr das liebste — entrann sie allein mit dem Kinde und schritt auf dem breiten Kieswege auf und nieder, der im Osten des Gartens hinführte. Mächtige Linden verbargen ihn gegen das Haus hin ganz, und er lag tief, man mußte auf Stufen zu ihm niedersteigen. Da und dort stand eine Lehnenbank zwischen den Bäumen. Der Weg gab Aussicht auf den See und auf die um sein Ende sich kränzende Stadt. Es war Sommer, und der See war meist heiß und blau und blendete das Auge. Glut lag über ihm und der Stadt, und die Luft über dieser schien ein Echo der Unruhe zu tragen, die in den Gassen war. Unter den Linden aber war tiefe, schattige Ruhe. Kordula betrachtete die weißen Reihen der Häuser. Oft, vielleicht zu oft, suchte sie die Gegend der Staffelgasse aus dem Gewirre der Dächer heraus und rechnete aus, welche von den vielen Zinnen zu ihrem väterlichen Hause gehörte. Sie erinnerte sich, wie schwül es dort oft an heißen Sommertagen war und verglich dagegen die schöne Kühle, die unter diesen Linden lag. Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß sie den alten Vater und die gute Appertin eigentlich jetzt selten sehe.

Wenn Kordula heim dachte, stieg manchmal auch eine andere Frage auf. Es war eine heimwehhafte

Frage. War sie eigentlich glücklich hier? Sie konnte — konnte nicht so recht heimisch werden! Es gab Tage, an denen sie sich nach Hause sehnte. Weshalb? Ja, wer das wüßte! Es wäre undankbar gegen alle, die um sie waren, undankbar gegen das Schicksal. Kordula lächelte hierauf gewöhnlich und neigte sich über den Knaben, den sie auf den Armen trug. Und der kleine Hans Georg, der nach dem Großonkel getauft und ein blumiges Kind war, meinte, das Lächeln gelte ihm und verzog den köstlichen, keuschen, kleinen Mund, daß es wie ein Sonnenfünkchen darum spielte. Kordula aber war auf einmal wieder zufrieden. Dann schwoll ihr das Herz. Das war, wenn sie an ihren Mann dachte. Je mehr er an Ansehen und innerer Kraft wuchs, je länger sie neben ihm lebte, um so mehr bewunderte sie ihn, um so tiefer wurde ihre Liebe. Diese Liebe war eine Glut, die sich ausbreitete, bis auch kein Winkel ihres Innern mehr dunkel war.

Kaspar Brun war voll Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen seine Frau. Er hatte wenig Zeit, aber wenn er daheim war, erwies er sich als ein tadelloser Gatte und Vater. Nur steif war er, ein wenig eigen, nicht zu Zärtlichkeiten aufgelegt. Manchmal fehlte Kordula hier etwas. Dennoch lebten sie in musterhafter Ehe.

Die Zeit wuchs weiter. Der kleine Hans Georg konnte stehen. In Kissen lag jetzt ein Mädchen, Kordula.

Und der kleine Hans Georg lernte gehen. Da trug man durch den Garten ein drittes Kind, Maria.

In diesem Jahre starb Hans Georg Brennwald. Er war wie zermorscht gewesen. Aber sein Haus stand fester denn je. Kaspar Brun hielt die Zügel. Er wurde innerlich freier, als er sich unumschränkter

Herr alles dessen wußte, was ihm von des Onkels Seite gekommen war. Sein Einfluß auch im öffentlichen Leben der Stadt wuchs. Man nannte seinen Namen oft. Da er aber immer mehr ins Leben hineingezogen wurde, verschloß er auch sein Haus nicht mehr wie früher. Er hatte von jeher Sinn für alle schönen Künste gehegt, interessierte sich für Malerei und Musik und ebensosehr für Literatur. Im Verkehr mit den Altbürgerfamilien traf er auf eine ganze Anzahl Männer und Frauen, die den gleichen Liebhabereien huldigten. Sie begannen einen Kreis zu bilden und trafen sich an einem Abend jeder Woche auf dem Lindenberg. Sie waren eine beachtenswerte Gesellschaft, in den Umgangsformen umständlich und altväterisch, die Jungen wie die Alten, verbindlich und doch seltsam zugeknöpft, alles kluge, hochgebildete Menschen, die doch nicht mit ihrem Wissen prahlten, im Aeußern tadellos und doch merkwürdig einfach in Sitte und Gewand. Alle waren im Grunde viel mehr als sie schienen. Sie kamen ohne Wesen still in die Stuben, saßen aufrecht auf ihren Stühlen, hatten in der Art, wie ihre Hände die Dinge faßten, etwas Zimperliches, aber es war ein Vergnügen, gerade diese gepflegten, schwerer Arbeit ungewohnten, alles Unsaubere scheuenden Hände und die feingeschnittenen Gesichter zu betrachten. Dann und wann setzte sich eine der jungen gemessenen Damen ans Klavier, und ein weißköpfiger Herr nahm die Violine. Sie spielten, anspruchslos im Auftreten und doch wie Künstler spielen. Oder eine der Frauen, von denen mehrere noch die Schmachtlocken lang vergangener Jahre trugen, nahm den Platz der jungen ein und ließ unter leisen, etwas müden Fingern und doch mit tiefem Verständnis die Komposition irgendeines ein wenig veralteten, einst hochangesehenen Meisters wieder

lebendig werden. Die jungen Männer neigten mehr der Literatur zu. Es wurde vorgelesen, Klopstock, Prosa des alten Wieland, mit Vorliebe Goethe, aber manchmal scheuten sie sich auch nicht, den groblachten Gotthelf hervorzunehmen, und es war ergötzlich zu sehen, wie sie ohne falsche Empfindsamkeit über seine Derbheiten hinweggingen.

Kordula kam gewöhnlich spät zu diesen Abendgesellschaften; denn sie überwachte das Zubettgehen ihrer Kinder selbst und stieg erst aus den Schlafzimmern nach den Gesellschaftsräumen, wenn sie die Kleinen im Schlummer wußte. So hatte es sich von selbst gegeben, daß Frau Klementine die Gäste empfing. Kordula aber setzte sich, als wäre sie selbst nur ein Gast, im Laufe des Abends geräuschlos, vielleicht ein wenig scheu unter die anderen. Es mochte daher rühren, daß man ihr unwillkürlich fremder begegnete als ihrem Manne und seiner Mutter. Daher vielleicht! Kordula konnte nicht dafür, daß sie mit leisem Herzklopfen sich der Tür des Musikzimmers näherte, konnte nicht dafür, daß sie sich in dem Kreise nicht recht behaglich fühlte. Und doch war man freundlich mit ihr, nie stolz, nie verletzend, ein wenig kühl nur.

Einer war, der an diesen Abenden genau fühlte, was Kordula bewegte. Das war ihr Mann. Er wußte, daß mit ihr etwas ins Zimmer trat, was sich irgendwie nicht in den Rahmen der übrigen fügte. Sie verstand sich zu benehmen, war liebenswürdig, heiter, hatte etwas Gewinnendes in Wort und Ton. Nur — manchmal trug sie ein Band, das ein wenig grell war, ein wenig auf den Schein; manchmal heftete sie sich die unechte Vorstecknadel an, die ihr Jungfer Appert einmal geschenkt, und manchmal lachte sie etwas laut oder bewies durch eine Bemerkung, die sie in irgendein Gespräch schob, daß sie die Sache,

von der man handelte, diese natürliche Sache, um die jeder Gebildete wissen mußte, nicht — verstand. Kaspar wurde heiß in solchen Augenblicken. Es kam über ihn, den Rücken herauf, in die Wangen, bis in den Schädel. Er mußte sich nachher mit dem Taschentuch über die feucht gewordene Stirn fahren.

Auch Kaspar Brun suchte manchmal den Lindengang unten im Park auf, von wo aus man auf den See sah. Aber er schritt nicht auf und nieder. Er setzte sich auf eine der Bänke und blickte hinaus. Auch nach der Staffelgasse, wo er gewohnt und von wo er seine Frau geholt hatte! Und bald sah auch er mehr mit den Augen seines Innern, als mit den leiblichen Augen. In seinem steifen, maschinenhaften Körper verbarg sich eine stolze, hochfliegende, starke Seele. Seine Wünsche gingen weit, und seine Hoffnungen stiegen nach Sternen, aber was er erreichte, machte ihn nicht hochmütig und stärkte einzig seine Selbstzufriedenheit. Und er konnte sich zufrieden sagen, daß er allzeit seine Pflicht getan, und sich seiner Erfolge freuen. Nur in etwas begriff er sich selbst nicht mehr, in einer Vergangenheit. Er grübelte und grübelte, um sich zu erinnern, welche Empfindungen ihn beseelt, als er — seine Frau heimgeführt. Allmählich legte er es sich wieder zurecht: damals war ihm das Leben verschlossen, hoffnungslos gewesen und — und die Liebe des anmutigen Mädchens hatte ihm die Eintönigkeit seines Daseins verklärt. Richtig — so war es gewesen! Aber — wie hatte er die Hoffnung so ganz verlieren, wie blind dafür sein können, daß Kordula anders war als er selbst und die Menschen, an die er gewöhnt gewesen? Hier lag etwas, was er nicht mehr begriff. Sein Leben war jetzt reich, es fehlte ihm die damalige Verlassenheit, um sich selbst noch zu verstehen.

Kaspar Brun seufzte; er verhehlte sich nichts. Etwas war noch in seinem jetzigen Leben, was ihn unbefriedigt ließ. Aber er sagte sich ebenso offen und ehrlich, daß niemand als er selbst an dem schuld hatte, was jetzt war. Er hatte sich sein Leben selbst gestaltet, niemand als er hatte die Folgen zu tragen.

Wenn er eine Weile so spintisiert hatte, erhob er sich, legte die Hände auf den Rücken und ging zum Hause zurück. Sein blasses Gesicht mit den zwei Bartansätzen, die ihm ein wenig das Aussehen eines englischen Predigers gaben, verlor seine Nachdenklichkeit, je mehr er sich jenem nahte. Wenn er manchmal Kordula traf, die mit den Kindern spielte, legte er den Arm um ihre Hüfte und sprach liebevolle Worte zu ihr wie in der Brautzeit, ein wenig linkisch, aber voll Eifers, ein warmes Herz zu zeigen. Es blieb immer mehr sein sichtliches Bemühen, Kordula jede liebevolle Rücksicht zu zollen. Ebensoviel ruhige, fürsorgliche Freundlichkeit empfing diese von seiner Mutter. Und doch schien es auch Frau Klementine, je länger je mehr, als ob mit Kordula etwas Fremdes im Hause wäre. Dergleichen Herzensregungen haben ihre unendlich feinen, kaum erkennbaren Wurzeln. Vielleicht kam Frau Bruns Erkenntnis von allerlei kleinen Beobachtungen her, die sie am Sohne machte, vielleicht war es nur ihr eigenes unbestimmtes Gefühl. Aber auch sie — allmählich — allmählich gestand sie es sich erst — hätte Kordula jetzt lieber gemißt.

Mutter wie Sohn waren pflichttreue Menschen. Sie hüteten sich ängstlich, diese innersten, ihnen selbst in ihrer Häßlichkeit bitteren Gedanken zu verraten. Nur — die Feinfühligkeit auch der stärksten Menschen ist größer als ihre Selbstbeherrschung. So konnten weder Frau Brun noch Kaspar es wehren, daß nach wie vor Kordulas rasche Natürlichkeit, mit ihrer

eigenen Zurückhaltung verglichen, sie unangenehm berührte. Nicht immer konnte Kaspar ein Stirnrunzeln verbergen, nicht immer Frau Brun das Rot des Unwillens niederzwingen, das ihr ins Gesicht steigen wollte, nicht immer endlich meisterte jedes seine Stimme so, daß nicht eine leise Schärfe oder Härte in ihr mitklang. Kordula aber ihrerseits fing an, alle diese kleinen Zeichen des Mißfallens zu sehen und zu hören. Es ergriff sie manchmal ein plötzlicher Schrecken, eine Art Verzagtheit: Was hast du an dir, daß du ihren Unwillen erregst? Sie begann ängstlich die Mienen Kaspars und seiner Mutter zu beobachten. Ihr Wesen verlor seine Unbefangenheit. Manchmal gruben sich nachdenkliche, kummerhafte Falten in ihre Stirn und gaben dem Gesicht einen veränderten, entstellenden Ausdruck.

Keines von den Dreien konnte dafür. Etwas Unbestimmtes vergiftete den Frieden ihrer Tage. Hier und da legte sich eine kleine Gereiztheit in ihren Verkehr. Sie ließen sie nicht aufkommen, waren zu wohlmeinend und gut erzogen. Aber es war — es war kein rechtes Glück, bei keinem von ihnen.

6

Kordula Brun hatte mit Hilfe der Kinderfrau die Kleinen zu Bett gebracht. Sie ging noch einmal durch die beiden Schlafzimmer, die an das große andere stießen, welches sie selbst mit ihrem Gatten teilte. Von Bett zu Bett ging sie. Die beiden Mädchen schliefen schon. Nur der kleine Hans Georg hatte die dunkeln Augen noch weit offen. Er glich seinem Vater aufs Haar, war ein schönes Kind und von weichem Stoff, anhänglich und klug. Er schmeichelte seiner Mutter, wollte sie nicht von sich lassen, und sie

wäre am liebsten bei ihm geblieben. Allein unten waren Gäste. Man wartete auf sie. Sie streichelte den Knaben mit ihren hageren, durchsichtigen Händen und erklärte ihm, warum sie gehen müsse. Dabei war eine tiefe Beklommenheit in ihr und trieb ihr Tränen in die Augen. Sie verbarg sie dem Kinde, küßte es und trat in ihre eigene Stube. Sie ordnete sich ihr Haar und prüfte noch einmal den Sitz ihres schwarzen Spitzenkleides, aus dem weiß und fein die schöne, weiche Haut des Halses und der Arme schimmerte. Dann stieg sie über die Treppe nieder.

Musik klang aus dem Zimmer, auf das sie zuschritt. Sie lauschte; wieder, wie immer, klopfte ihr das Herz von einer unerklärlichen Befangenheit. Waren nicht die drinnen freier, wenn sie nicht dabei war? Aber sie nahm sich zusammen. Sie durfte diese Gedanken nicht aufkommen lassen! Nun lächelte sie. Dieses Lächeln war mühsam; es war, als ob sie noch rasch vor der Tür ein Schmuckstück angelegt, um damit zu gefallen. Als sie behutsam eintrat, um die Musizierenden nicht zu stören, wendeten sich einzelne Köpfe nach ihr. Die kleine, wohlwollende, alte Frau Geßner nickte ihr zu, eine andere, die stolze Frau Moralt, die erst seit kurzem zu Kaspars Abenden kam, rümpfte die Nase. Kordula schritt zu einem schemelartigen Stuhle, der nahe dem ihrer Schwiegermutter stand. Frau Brun fragte leise und freundlich, ob die Kinder schliefen, und einige in der Nähe sitzende Leute tauschten mit Kordula stumme Grüße. Jetzt erst achtete sie auf die Musizierenden. Am Klavier saß ein junges Mädchen, das sie noch nie gesehen hatte. Der alte Stadtsäckelmeister und Oberst Kramer mit dem seidenweichen weißen Haar, den ebenso weißen dichten Brauen und der altmodischen hohen Halsbinde strich die Geige. Er spielte noch immer wie ein

Junger, voll Kraft, voll tiefen musikalischen Verständnisses. Es schien Kordula, so unmusikalisch sie war, daß heute auch die Ausführung des Klavierparts eine ungewöhnlich gute sei. Kaspar, ihr Gatte, saß neben der Klavierspielerin und wendete ihr die Blätter. Es fiel Kordula kaum auf. Sie nahm es nur so im Vorbeisehen zur Kenntnis.

Die Musik klang in das dämmrige Zimmer, die getragene süße Stimme der Geige, dann, wie perlendes Wasser ein sanft gleitendes Boot umwogt, die Töne des Klaviers. Kordula geriet in eine Stimmung froher Selbstvergessenheit. Sie saß andächtig unter den andächtigen Menschen. Nach einer Weile streifte sie, sich weiter umsehend, dies und jenes Gesicht, das bartlose, starkknochige des Dekans Pestalozzi, das bleiche, schmale, langweilige des Fräulein von Wertmüller. Dann kehrten ihre Blicke zum Klavier zurück. Und plötzlich überraschte sie eine Entdeckung, fiel ihr die Haltung der beiden am Klavier sitzenden Menschen auf. Sie hatten beide jene unnachahmliche, eigenartige Steifheit des Nackens, jene ein wenig lächerliche, ein wenig linkische Standeseigentümlichkeit, die doch wiederum irgendwie wie ein Vorzug war. Es war, was Jungfer Appert einen Stock im Rücken tragen hieß, und es fiel bei den beiden am Klavier Sitzenden besonders auf, weil sie sich einander so nahe waren. Der Gedanke drängte sich Kordula blitzartig auf, wie wohl die zwei zueinander paßten, das Mädchen dort und — Kaspar.

In diesem Augenblick schloß das Musikstück. Während die Zuhörer Beifall klatschten, legte der Säckelmeister sein Instrument beiseite. Die Klavierspielerin saß noch eine kurze Weile mit gesenktem Kopf da, auch Kaspar Brun rührte sich nicht. Er schien mit der neben ihm Sitzenden sich leise, wohl über ihr

Spiel, zu unterhalten, und sie vergaßen beide anscheinend die übrigen. Da stand das häßliche Fräulein Wertmüller auf und trat zu ihnen. Kaspar drehte sich um, und als er seine Frau erblickte, sagte er ein paar Worte zu dem jungen Mädchen, und sie kamen beide auf Kordula zu. Das Mädchen hatte ein Gesicht, das Kordula auffiel. Es war lang, schmal, ein wenig ausdruckslos wie dasjenige des Fräulein Wertmüller; die Verwandtschaft zwischen beiden war augenscheinlich. Einzelne Sommersprossen standen auf der feinen, fahlen Haut. Seltsames, kupferfarbenes Haar kräuselte sich an Stirn und Schläfen und leuchtete. Das Haar gab den Zügen etwas Fremdartiges, noch mehr aber fielen die fast unnatürlich großen grauen Augen auf. Sie hatten einen Blick, dem Kordula nicht standhalten konnte. Er schien ihr herausfordernd, aber als sie ihre Augen wieder hineintauchte, erkannte sie, daß er ein Suchen oder eine Sehnsucht in sich trug. Es war aber das einzige Lebendige und Bewegliche an dem Mädchen, das sonst von hagerer, eckiger Gestalt war und harte und unschöne Bewegungen hatte.

„Fräulein Susanne von Wertmüller," stellte Kaspar vor. Und die andere Wertmüller kam herbei und gab die weitere Erklärung, daß Susanne ihres Bruders Kind sei. Dann wollte sie wissen, ob Kordula ebenfalls finde, daß ihre Nichte ihr so sprechend ähnlich sehe.

„Nein", sagte Kordula, während sie Susannes große, feuchtkühle Hand in ihrer zarten hielt. Als sie es gesagt hatte, erschrak sie und errötete. Es war ihr auf einmal, die Höflichkeit hätte verlangt, daß sie ja gesagt hätte, und der Gedanke verwirrte sie. Ihr Unbehagen kehrte zurück. Sie fühlte sich fremd. Es schmerzte sie wie noch nie.

Im Laufe des Abends machte jemand den Vorschlag, in den Garten hinabzugehen. Die meisten stimmten bei, und man stieg hinab und verteilte sich in die verschiedenen Wege, Kordula sah sich im ersten Augenblick allein. Siehst du, die sich gleichen, gesellen sich, fuhr es ihr durch den Sinn, und sie fühlte sich unendlich verlassen. Aber das gutmütige und redselige alte Fräulein von Wertmüller gesellte sich zu ihr und begann auf sie einzusprechen.

Es war eine laue, sammetne Nacht, kein Mond, nur Sterne. Die Sterne waren wie edle Steine auf dunklen Grund gestickt. Der Himmel hatte einen Glanz ähnlich dem Pelze eines Blaufuchses, und die Sterne leuchteten ruhig, flimmerten nicht. Sammetschwarz lag der feine Rasen des Gartens, und die Bäume waren nicht einzeln zu unterscheiden, sondern bildeten nur lange oder mächtige, gewölkähnliche Schatten. Die Menschen, die nun wandelnd in die Wege sich zerstreuten, gaben dem Garten ein geheimnisvolles Leben. Hier und da tauchten Paare aus dunklem Buschwerk, begegneten einander, wechselten ein paar Worte und verschwanden wieder. Einmal sah Kordula das ehrwürdige Haar des Säckelmeisters schimmern. Es fiel ihr auf, wie wohl diese steifen, altmodischen Gestalten in den alten Garten und ihre Gelassenheit in seine Ruhe sich fügten. Sie selbst kam sich vor wie eine ferne Zuschauerin, die hier in eine Welt sah, die nicht ihr gehörte.

Das Fräulein an ihrer Seite sprach unablässig. Sie brauchte nur zu nicken oder ja oder nein zu sagen. So waren sie bis an den Lindengang unten am See gelangt. Sie stiegen über Holzstufen hernieder und sahen die schöne Allee alter Bäume vor sich. Sie war belebt. Die meisten Gäste hatten sich hier herabgefunden. Einige der älteren Leute saßen

auf den Bänken. Die stattliche Frau Moralt ging mit dem Dekan Pestalozzi auf und nieder. Gegen den See hin war die Nacht nicht so tief wie unter den Bäumen. Man unterschied die graue Grenzmauer und darüber hinaus den Wasserspiegel. Dieser war so glatt und glänzend wie der Himmel. Kein Wind bewegte ihn. Auch er trug kleine blitzende Stellen wie aufgestickte Steine. Das war der Widerschein der Sterne. Ganz vorn an der Mauer stand Kaspar Brun neben Susanne, die selbst sich auf die Deckplatte gesetzt hatte. Sie saß da wie ein Bild, die Arme um die Knie gelegt, in eigentümlicher Stellung; einige Schritte von ihr ab, gerade als ob er auf seiner Geschäftsstube stehe, hielt Kaspar eine Hand auf die Mauer gestemmt. Die Harmlosigkeit des Gesprächs, das sie führten, war aus ihrer Haltung erkennbar. Die Nacht hatte etwas Verführerisches. Sie aber hoben sich aus ihr als zwei Menschen, die keine Träume und Wünsche an sich kommen ließen oder doch sie als etwas, was sich mit ihren strengen und nüchternen Lebensansichten nicht vertrug, tief in ihrem Innern daniederhielten.

Kordula zögerte und sah hinüber. Sie spürte keinerlei Eifersucht, aber wieder kam ihr der Gedanke, wie seltsam die beiden dort zueinander paßten. Ihr Herz klopfte schmerzhaft. Aus nichts, aus Nacht sprang etwas auf, was ihr Angst einjagte, grausame Angst. Es griff etwas in ihr Leben ein, immer mehr, und — —. Sie zitterte und wußte sich nicht zu helfen.

Das alte Fräulein hatte indessen ihre Nichte angerufen und ging zu ihr und Kaspar hinüber. Kordula folgte gedankenlos, sprach auch; nur was, wußte sie nicht.

In der Nacht, als die Gäste fort waren, weinte sie zum erstenmal in die Kissen. Noch hatte ihr

Kummer keine Wesenheit. Sie fühlte nur die furchtbaren, geheimnisvollen Hände, die aus dem Dunkel tauchten und nach ihrem Glück griffen.

Von da an verstärkte sich das Unbehagen in der Ehe des jungen Brunschen Paares. Immer ohne Schuld. Sie lebten so wacker wie nur jemand. Kordula besorgte die Kinder. Sie wuchsen unter ihrer Obhut und durch ihr Verdienst in so vortrefflichem geistigem und leiblichem Wohlbefinden heran, daß es eine Freude war, in ihre gesunden und klugen Gesichter zu sehen. Kordula und ihr Mann aber vermochten den Zusammenweg, der in den Kindern lag, nicht zu finden. Bei allem guten Willen nicht. Kaspar Brun wurde immer mehr in sein gewaltig sich ausdehnendes Geschäft und eine glückliche politische Tätigkeit hineingezogen. Viele Stunden seines Tages gingen dadurch seiner Familie verloren, und wenn er in ihrer Mitte weilte, so wußte er, der die Gedanken voll Berufssorgen hatte, nichts mit den Kindern und ihrer Munterkeit, ebensowenig mit seiner nach Liebe dürstenden Frau anzufangen. Am wohlsten fühlte er sich bei seiner Mutter. Sie war die einzige, gegen die er sich über das zu äußern vermochte, was ihn außer dem Hause beschäftigte. In der Stube der Frau Klementine saßen sie einander manchmal gegenüber, und nachdem ein längeres Schweigen fast den Anschein erweckt hatte, als ob auch sie in all ihrer Zugeknöpftheit sich voreinander scheuten, begann Kaspar in einzelnen kurz abgebrochenen Bemerkungen zu erzählen, der Mutter Meinung zu erforschen oder ein Bedenken mit ihr zu teilen. Es war eigentümlich, daß sie in ihren Gesprächen nie Kordulas gedachten. Als wollte jedes das andere vor einem Schmerze behüten, unterließen sie es, die Rede auf die junge Frau zu bringen.

Mit einer großen Feinheit des Herzens vermied Frau Klementine, was nahe gelegen hätte, die Kinder zugunsten des eigenen Sohnes zu beeinflussen. Vor ihnen fand sie immer wieder ein liebevolles, rühmendes Wort, das eine Anerkennung für Kordula bedeutete, und immer trat sie selbst in den Hintergrund, in Wort und Wesen der Mutter das erste Recht an den Kleinen einräumend.

Das dunkle Unbehagen aber, das zwischen den drei Menschen lag, wuchs dennoch. Irgendwie — irgendwoher. Etwas Gestaltloses, Ungreifbares, ein Schatten. Vor ihm wich ihnen die Sonne aus Haus und Leben.

„Sie werden mir nicht sagen wollen, daß Kordula glücklich ist," sagte die streitbare Jungfer Appert eines Tages zu Meister Severin. Kordula klagte nicht. Sie hätte kaum gewußt, worüber sie klagen sollte, aber je seltener sie selbst nach dem Lindenberg kam, um so schärfer beobachtete Marie Appert ihren einstigen Schützling, wenn er zu Gast in der Staffelgasse war. Eines Tages entdeckte sie in dem reichen Haar der jungen Frau weiße Fäden. Sie konnte sich nicht halten, sondern schrie fast auf: „Du wirst ja schon grau, Kind."

Kordula lächelte. „Ich habe es bemerkt," sagte sie ganz zufrieden. „Es gibt Leute, die so früh ergrauen."

Jungfer Appert nahm das Wort so hin, allein in ihr spitzes Gesicht trat ein Ausdruck der Spannung. Kordulas Lächeln hatte ihr nicht so frisch wie sonst geschienen. Sie suchte heimlich in ihren Zügen. Lagen nicht leise Schatten unter den Augen? Und — die Hände, was waren die eigentümlich schmal, durchsichtig, wie die einer Kranken! Herrgott!

Jungfer Appert wendete sich zu Meister Severin.

„Ich will wissen, was ihr fehlt," fuhr sie heftig fort, „ich werde nicht ruhen, bis ich es weiß. Und wenn Kordula wiederkommt, werde ich sie fragen." Ihre Worte enthielten vieles, was sie nicht sagte, vor allem Abneigung gegen die Leute auf Lindenberg.

Meister Severin beschwichtigte die Erregte wie gewöhnlich. Aber auch er beobachtete seine Tochter schärfer, und das Ergebnis war, daß er die Brauen in die Höhe zog und nachdenklich den kleinen Spitzbart strich. Dann fuhr auch ihm ein kleiner Zorn wider den Schwiegersohn in die Glieder, ohne daß er sich Rechenschaft zu geben vermochte, was ihm dieser zuleide getan. Selbst eigentümlich erregt und seiner gewohnten liebenswürdigen und wohltuenden Gutmütigkeit entbehrend, fragte er Kaspar Brun bald nachher, da dieser, ein seltener Gast, in sein Haus kam, unter vier Augen nach dem Grunde für Kordulas übles Aussehen.

„Krankhaft bleich findest du Kordula?" fragte Kaspar entgegen.

Die beiden standen sich in Meister Severins Wohnstube gegenüber, Kaspar schwarz gekleidet, den schwarzen Filz in der Hand, feierlich wie immer, Meister Nägeli im gestickten Troddelkäppchen, warmen Hausrock und Straminpantoffeln.

„Es kann jeder sehen, daß sie etwas drücken muß," sagte der Zuckerbäcker. Seine Hände, mit denen er, ohne zu wissen, was er tat, eine Zeitung vom Tisch aufnahm und wieder niederlegte, zitterten, so sicher sie sonst noch waren.

„Hat sie geklagt?" fragte Kaspar. Auch er zittterte nervös. Die Szene war ihm unglaublich peinlich; er liebte Aufregungen nicht.

„Dann würde ich nicht fragen," war Meister Nägelis würdevolle Antwort.

Und Kaspar Brun erwiderte darauf gequält: „Ich bin wie aus den Wolken gefallen. Kordula darf doch nur reden, wenn sie irgendwelche Wünsche hat."

Nun erschrak Meister Severin. Es war ihm, als habe er mit seiner Einmischung der Tochter mehr geschadet als genützt. Er gab sich Mühe, einzulenken, betonte, daß Kordula nichts von allem wisse, bat den Schwiegersohn, sie keine Empfindlichkeit fühlen zu lassen, und geriet nur noch mehr in Verwirrung, als er sah, daß er Kaspar mit dieser Bitte erst recht verletzt hatte.

Brun stand kerzengerade und machte eine Bewegung, als ob er den Hut aufsetzen und gehen wollte.

„Ich hoffe nicht," sagte er, „daß du glaubst, meine Frau müsse irgend etwas entbehren, oder ich wüßte nicht, was ich meiner Gattin schulde."

Es war ihm leicht anzusehen, wie ernst es ihm mit seinen Gattenpflichten war. Gerade die ruhige, überlegene, ein wenig nur gereizte Art, mit der er sprach, zeigte aber Meister Nägeli den Abstand, der zwischen ihnen beiden lag. Er seufzte hilflos und rückte sein Käppchen vor Kummer. Endlich sagte er und holte die Worte tief herauf: „Ihr hättet eben doch nicht zusammenkommen sollen, ihr zwei."

Kaspar Brun aber erwiderte nichts auf dieses Wort. Er fühlte wohl, daß er sich dagegen auflehnen sollte und konnte doch nicht. Es war immer, als ob ihm jemand ins Ohr raune: Ja, ja, so ist es, der Alte hat recht. So schwieg er zu lange und verpaßte den Augenblick des Redens. Mit der schwächlichen Versicherung, daß der Schwiegervater sich sicher täusche, daß es Kordula vortrefflich gehe, verabschiedete er sich. Der Abschied war auf beiden Seiten ein verlegener. Sie gaben sich die Hand und sahen einander

doch nicht an. Jeder war froh, als die Tür sich zwischen ihnen schloß.

Kaspar trug von dieser Unterredung einen tiefen Schrecken heim. Sein Gewissen war empfindlich. Er hatte nun eine stete Angst in sich, ob er seine Ehemannspflichten recht erfülle.

Kordula merkte diese Furcht, spürte seinen heißen Eifer, seinen ehrlichen Willen, und spürte, wie diesem Willen das Innerste und Wichtigste fehlte — die Liebe. In diesen Tagen betete die kleine Kordula schlaflose Nächte hindurch und hing mit hungrigen Augen an ihrem Manne. Ihre ganze Seele tat sich sehnsüchtig auf. Er wurde ihr fremder. Ihre Liebe zu ihm aber wuchs nur.

Das Verhältnis zwischen Meister Severin und Jungfer Appert einerseits und Kaspar Brun und seiner Mutter anderseits verschlechterte sich indessen zusehends. Sie begannen unbewußt einen stummen Krieg zu führen, waren sich beidseitig bitter gram und wurden zu zwei feindlichen Mächten. Die vom Lindenberg kämpften aber nur mit ihrer Zurückhaltung, zeigten sich frostig, rascher verletzt als früher. Meister Severin dagegen und seiner langjährigen Hausgenossin gab die Liebe zu Kordula eine heiße Tapferkeit. Sie kamen plötzlich häufiger nach dem Lindenberg, als müßten sie da zum Rechten sehen, pochten auf ihre verwandtschaftlichen Rechte und verbargen die frühere Verlegenheit hinter einer auf den Kampfton gestimmten Vorlautheit und Meisterhaftigkeit. Ihr Wesen und ihre Worte besagten: wir lassen uns nicht unterdrücken.

Es gewährt aber immer einen lächerlichen Anblick, wenn der Kleine sich reckt, um an einen Größeren heranzureichen. Als Meister Nägeli wieder einmal zu Besuch kam und sich geschäftig nach Kordulas

Wohl erkundigte, sich dabei in gutmütigem Eifer in Dinge mischte, die ihn nichts angingen, sah Kordula einen feinen Spott um Frau Klementines schmale Lippen fliegen. Da bat sie nachher selbst den Vater, sich nicht einzumischen, und ließ durchblicken, wie es ihr lieber wäre, wenn er und Jungfer Appert wieder seltener ins Haus kämen.

Das Zerwürfnis zwischen beiden Familien war nun klar am Tage. Meister Nägeli stellte die Tochter zur Rede. Sie aber wollte nicht eingestehen, daß sie unglücklich sei. Nur ihre Augen sprachen ein wenig das Gegenteil.

Meister Severin tat von da an nach der Tochter Geheiß, blieb fern und zürnte Kordula selbst, weil sie ihm nicht vertrauen wollte. Die heftige Jungfer Appert, die es gut meinte, machte es schlecht. Ihr Charakter war nicht abgeschliffen genug, als daß sie in der wirren Sache sich zu benehmen gewußt hätte. Sie erzählte dem und jenem Bekannten, wie leid ihr Kordula tue, schonte die Bruns dabei nicht, sondern lästerte über sie. Die Bruns aber wußten bald, daß sie lästerte.

7

Kordula war mit den Kindern in der Sommerfrische im Gebirg. Kaspar war durch seine Geschäfte in der Stadt festgehalten. Seine Mutter behauptete, es sei kein schönerer Erdenfleck als der Lindenberg, und blieb auf dem Gute. Nun bewohnten Mutter und Sohn schon acht Tage lang allein die großen, ernsten Räume des Hauses. Der Sommer spannte blauen Himmel über das Gut. Straße und Häuser waren staubig und heiß. Der Park und das Haus zum Lindenberg waren kühl und köstlich. Kaspar und Frau Klementine atmeten so frei wie nie in ihrem

Leben. Die Stille war ihnen wohltätig. Dieses wenige Reden, diese Einsamkeit der Gartenwege und der Stuben. Sie gestanden es sich nicht, aber sie waren im Grunde sogar froh, daß die Kinderstimmen einmal sich nicht hören ließen. Und sie gestanden es sich abermals nicht, aber es war eine Last von ihnen genommen: nichts erinnerte sie an — an das, was nicht in ihr Leben sich fügte.

Eines Abends war Susanna von Wertmüller zu Besuch da. Sie allein. Sie zählte zu den häufigsten Gästen in Lindenberg. Ihre Tante hatte eine Vorliebe für Frau Brun, kam alle paar Tage gelaufen und hatte die Nichte eingeführt. Bald gefielen sich die stille Frau und das ernsthafte eckige Mädchen. So kam Susanna oft.

Manchmal gesellte sich Kaspar zu den Damen. Er sprach gern über nachdenkliche Dinge, philosophische Fragen, über Musik, auch über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Susanna besaß ein umfangreiches Wissen, versagte nie, welches Gesprächsthema er auch immer anschnitt. Jedes fühlte sich wohl in des andern Gesellschaft. Vielleicht kam Susanna bald mehr um Kaspars als um Frau Bruns willen. Aber sie wußte es nicht. —

Frau Klementine wollte im Hause noch etwas besorgen. Susanna Wertmüller ging mit Kaspar im Garten. Sie hatten eben zu Nacht gegessen. Der Mond schien. Er stand hoch am Himmel, mit scharfen Rändern von diesem sich abhebend. Sein Schein lag mit Zittern und Flimmern auf dem See, weich und weiß und still auf den Kieswegen. Blätter drehten sich, die von ihm versilbert waren. Im Garten war manchmal ein Rauschen in hohen Bäumen. Die Blumen standen in Pracht. Hier und da trug der leise Wind eine Welle von Rosenduft den Wandelnden

entgegen. Als sie zu der Brüstungsmauer kamen, die, in gleicher Höhe mit dem Hause, Ausblick auf den See gewährte, blieben sie eine Weile stehen und betrachteten die Schneeberge, die im Süden den See begrenzten. Susanna wollte die Namen einiger Gipfel wissen. Sie schaute aufmerksam hinaus und prägte sich jede Erklärung genau ins Gedächtnis. Kaspar streifte sie zuweilen mit einem Seitenblick. Sie ging in Schwarz, aber ihr Kleid hatte viel Spitzenwerk. Die fahle Haut an Armen und Nacken schimmerte dazwischen hervor. Ihr Haar zeigte seinen fremden Schein. Es sah wirr aus, kleine Strähnen fielen fast unordentlich in die Schläfen; aber das erhöhte nur das Fremdartige des Gesichtes. Sie trat an die Mauer vor und schwang sich hinauf, wie sie gern tat.

„Sie haben ein herrliches Wohnen hier," sagte sie. „Das Neue, die Hast, die Krämerhaftigkeit der Stadt liegen hier so fern."

„Wir werden um den Lindenberg beneidet," gab Kaspar zurück und fügte ehrlich hinzu, oft bedrücke ihn der Gedanke, daß ihm unverdient so viel zugefallen.

Nun bekam ihr Gespräch unwillkürlich einen vertraulichen Charakter. Sie hatten noch nie von sich selbst zueinander gesprochen.

Susanna sagte: „Sie sind zu Recht hier, Herr Brun. Das Gut steht Ihnen an wie Sie dem Gut."

Das war keine Schmeichelei. Sie sagte es ganz ernsthaft und entschieden. Und sie fuhr auch gleich weiter: „Auch Sie sind ja einer von uns Letzten, die aus einer veralteten Zeit herüberkommen." Mit ihrer tiefen Stimme und in ihrer langsamen Weise setzte sie dann das Gespräch fort. Sie frage sich oft, warum sie, obwohl sie jung sei, die jungen Leute selbst der besseren Stände nicht begreife, ihr Jagen nach Unter-

haltung, ihre Freude am Putz, ihr der lauten Geselligkeit zugewandtes Wesen. Dann erzählte sie von ihren Eltern, die sie verloren hatte, von dem alten Schlosse im Lemattal, auf dem sie mit ihnen gewohnt, erzählte so gut, daß Kaspar die zwei Alten in den einfachen, mit ehrwürdigem Geräte und alten Bildern ausgestatteten Stuben förmlich vor sich sah. Susanna schilderte die schlichte, fast karge Lebensweise, die man sie gelehrt, die Sparsamkeit, die mit dem großen Reichtum so gar nicht im Verhältnis stand, und die dort auf einmal aufhörte, wo es Gutes zu tun gab. Sie sprach von all dem als etwas Selbstverständlichem, es charakterisierte nur sie selbst. Kaspar lernte sie aus ihren Worten kennen, sie und ihr Geschlecht, zurückgezogene, ein wenig sonderbare, weltscheue Menschen, deren kleinen Fehlern große, den Fernstehenden sorglich verborgene Tugenden gegenüberstanden. Vor Kaspars Augen erstand die eigene Welt. So wie das Mädchen da vor ihm sich zeigte, so waren er selbst und seine Mutter. Es überkam ihn eine Art Heimatgefühl, ein wundersam wohltuendes Empfinden. Er vergaß in diesem Augenblick jenes anderen Teiles seines Lebens, der Frau, der Kinder. Eine unbeschreibliche Ruhe und Wunschlosigkeit legte sich um seine Seele. Dann sprach er, legte seine Ansichten und Ueberzeugungen dar. Und wie ihre Worte ihn, so ergriffen die seinen in ihrer Ernsthaftigkeit und ihrem Vertrauen Susanna. Sie spürten die Seelenverwandtschaft, die sie verband. Es packte sie beide eine fremde Gewalt, die sie zueinander zog, und sie war um so größer, als sie sich stumm dagegen wehrten. Sie rührten sich kaum. Susanna saß auf ihrer Mauer, Kaspar stand ein paar Schritte von ihr ab, die eine Hand auf dem Rücken, die andre vor der Brust in den Rock geschoben, ein wenig wie ein dozierender Professor.

Der Mond beleuchtete sie beide. Zuweilen trafen ihre Augen einander. Dann wallte in ihnen etwas auf, was wie ein Schrecken war und doch wieder wie ein Glück. Aber sie gaben sich nicht Rechenschaft darüber.

Nach einer Weile kam Frau Brun sie holen, und sie waren erstaunt, wie weit die Zeit war. So hatten sie sich vergessen.

Susannas Besuche dauerten fort. Am Ende kam sie jeden Abend. Es gab sich so, daß man sich an einem Tage sah und sich versprach, am nächsten wieder zusammenzukommen. Bei all diesen Begegnungen geschah nichts Außergewöhnliches. Die drei Menschen konnten an regnerischen Abenden schweigend, Frau Brun über eine Arbeit gebeugt, die beiden andern im Lesen versunken, beieinander sitzen. Es genügte, sie zufrieden zu machen. Eines nur: wie auf Verabredung sprachen sie nie von der Abwesenden.

Einmal ertappte sich Kaspar, daß er vergessen hatte, an Kordula zu schreiben, und, als er sich zum Briefe niedersetzte, daß er Mühe hatte, seine Gedanken auf sie zu lenken.

Wenige Tage, ehe Mutter und Kinder zurückkamen, fiel Frau Klementine am Sohne eine Zerstreutheit, eine leise Unruhe und Melancholie des Ausdruckes auf. Da erbleichte sie. Ein Gedanke blitzte in ihr auf. An diesem Abend ermunterte sie Susanna nicht, am folgenden wiederzukommen.

Aber Susanna kam doch. Sie wußte nicht weshalb, hatte keinerlei Verdacht gegen sich selbst, folgte nur einem dunklen, frohen Verlangen.

Dann traf Kordula wieder zu Hause ein. Kaspar holte sie und die Kinder vom Bahnhof ab. Mit stürmischer Freude fielen die vier bei der Begrüßung ihn an. Er sah sich ängstlich um. War es nicht, daß alle Leute auf die Szene sahen? Und er haßte

das Aufsehen. Aber aus Kordulas lieblichem und noch immer frischem Gesicht sah das große Glück, ihn wieder zu haben. Er konnte nicht grollen. Jedes Wort — und sie sprach emsig — verkündete dieses Glück. Ob die Kinder nicht herrlich aussähen? wollte sie wissen. Dann rühmte sie: wundervoll hätten sie alle es gehabt, während er, Kaspar, über schwerer Arbeit gesessen habe. Gewiß habe er sich zuviel zugemutet. Sie habe es an den Briefen gemerkt — sie lächelte schelmisch — und an ihrer Seltenheit, daß er schwer beschäftigt gewesen. Alles atmete Liebe, Sorge für sein Wohl, argloses Vertrauen.

Kaspar spürte einen Druck auf der Brust, eine Hemmung seines freien Atems.

Dann im Verlauf des Abends kam doch wieder das ängstliche Forschen in Kordulas Blick. Mitten in aller Fröhlichkeit. Es fehlte ihr für ihre Freude der rechte Widerhall. Sie merkte plötzlich, daß er fehlte. Dann — wie Nebel, die sich senken, legte sich die Entfremdung wieder zwischen die Gatten, die vordem ihrem gegenseitigen Verkehr die Natürlichkeit genommen.

Als Kordula an diesem Abend die Kinder zu Bett gebracht hatte, trat sie auf die breite, säulenunterstellte Zinne hinaus, die vor den Schlafzimmern lag. Abermals war eine reine, mondscheinlichte Nacht. Die Bäume im Garten standen so reglos, als lauschten sie auf Kordulas leisen Schritt. Sie ging bis an das Geländer, bis sie in die schwarzen Baumkronen wie in eine See von Blättern hinabsehen konnte. Ihr war bang. Sie hätte fliehen, dann wieder hätte sie schreien mögen. Sie hatte sich so auf die Heimkehr gefreut! Und nun war die alte Bedrängnis! Sie sah sich hilflos um. Jetzt nach dem Himmel, jetzt hinter sich, jetzt hinab in den Garten, und ihre Hände

tasteten am Geländer verloren nach einem Halt. Dann sagte sie sich, daß sie diese Angst und Scheu nicht länger ertrug. Sie mußte mit ihrem Manne reden, wollte es — in den nächsten Tagen.

Am folgenden Tage kamen Susanna und ihre Tante. Das ältere Fräulein nahm Kordula in Beschlag. Eine Weile hatte sie nicht Zeit, auf die übrigen zu achten, als aber nun Fräulein Wertmüller sich Frau Brun zuwandte, fand Kordula sich selbst überlassen. Kaspar und Susanna standen an einem offenen Fenster, halb durch die Vorhänge verdeckt, und sprachen miteinander. Vielleicht war es das plötzliche Alleinsein: Kaspars und Susannas Beisammensein bedrängte Kordula auf einmal. Warum sprachen sie nicht laut, daß jedermann hörte, wovon sie sprachen? Sie wußte, daß sie ein Recht hatte, hinüberzugehen und an ihrem Gespräch teilzunehmen, allein sie war wie auf ihren Stuhl gebunden. Sie mußte ganz still sitzen und horchen.

Da traten die beiden aus ihrer Nische, ruhig, mit den steifen Bewegungen, die sie hatten. Kordula durchfuhr wieder wie ein Blitz der Gedanke, wie sehr vom gleichen Stoff sie waren. Da drang ihr Schweiß aus allen Poren.

Jene traten zu ihr und redeten sie an. Sie hatte Mühe, nur eine Antwort zu finden. Sie wollte lächeln, aber es mißlang schmählich. Plötzlich schien ihr, als sähe ihr Mann sie überrascht, fast zornig an. Jetzt nahm sie sich gewaltsam zusammen, aber auch nachdem sie sich erhoben und mit Susanna ein Gespräch begonnen hatte, sprangen ihre Gedanken nach allen Seiten, achteten auf jede Bewegung der anderen und auf jedes Wort. Es war, als ob sie tausend feine, feine Ohren hätte. Kein Farbenklang eines Tones entging ihr. Bald fiel ihr auf, auf wie ver=

trautem Fuße Kaspar und seine Mutter mit dem älteren Fräulein Wertmüller, insbesondere aber mit Susanna standen. Im Laufe des Abends, aus irgendeiner Gesprächswendung erriet sie auch, wie oft Susanna während ihrer Abwesenheit im Hause verkehrt hatte. Da hielt sie es im Zimmer nicht mehr aus. Sie lief mit einer kaum hörbaren Entschuldigung davon, gleichviel, ob die anderen ihr Benehmen eigentümlich finden mußten. In der darauf folgenden Nacht fand sie keinen Schlaf. Sie lag ganz ruhig auf dem Rücken, die schmalen Hände auf der Brust gefaltet, und sann vor sich hin. Manchmal regte sich eines der Kinder im Nebenzimmer. Dann ging sie, während ihr Mann schlief, hinüber, sah nach dem Kinde und kehrte auf ihr Lager zurück. Dabei wurde ihr Entschluß immer fester: sie mußten sich aussprechen, Kaspar und sie! Wenn sie aber nach dem Bett ihres Mannes hinübersah, war nichts als Liebe in ihr. Und es schien ihr, als brauchte es nur der Aussprache, damit alles wieder gut werde. Diese Gewißheit in sich, begab sie sich am nächsten Nachmittag nach dem Arbeitszimmer Kaspars. Er war nicht zur gewohnten Zeit nach dem Geschäft gegangen, sondern hatte zu Hause zu tun. Er saß am Schreibtisch, als Kordula eintrat, und war erstaunt, daß sie zu ihm kam; sie suchte ihn sonst nie hier auf. Im Zimmer waren die Läden geschlossen, und das elektrische Licht brannte in dem dunkeln hohen Raume mit den bis zur Decke reichenden Bücherregalen und dem in der Nähe des Fensters stehenden schweren Schreibtisch aus schwarzem Holz.

„Nun, liebe Frau?" fragte Kaspar in dem förmlichen Ton, den er hatte. Der Schein der Lampe traf seinen jugendlichen Kopf und ließ das schwarze Haar glänzen.

Kordula verlor die Sicherheit. Es war doch nicht so leicht, wie sie gemeint hatte! Es war etwas da — sie — sie wußten nicht recht miteinander umzugehen.

„Ich muß mit dir reden," stieß sie heraus. Sie trat nahe zu ihm hin und stützte eine Hand auf die Schreibtischecke.

„Hoffentlich ist es nichts Unangenehmes," sagte Kaspar gelassen; dabei doch sichtlich in seiner Ruhe gestört.

„Du mußt es selbst fühlen," begann Kordula wieder. Und plötzlich kehrte ihr der Mut zurück. Die Wangen röteten sich ihr, und die Augen wurden feucht. Sie brauchte gar nicht nach Worten zu suchen. Ihr ganzes Leid gewann auf einmal Sprache. „Es ist schon lange etwas zwischen uns," leitete sie ein. „Du weißt es so gut wie ich. Was es ist, kann ich nicht sagen, etwas Unsichtbares, das sich zwischen uns drängt, trotz allen guten Willens, und das uns nicht — nicht miteinander glücklich sein läßt."

Sie schilderte, wie die Last der Kümmernis sie erdrücken wolle, wie sie nicht heimisch werden könne auf Lindenberg, wie eine heiße Angst sie erfülle, als bereue er, Kaspar, sie in sein Leben geführt zu haben. Sie wisse oder meine doch zu wissen, daß seine Mutter und alle diejenigen, die auf dem Lindenberg verkehrten, sie wie aus einer anderen Welt herkommend betrachteten, wie sie ja auch wirklich aus einer ganz anderen Welt stamme, ganz anders geartet sei als die Menschen hier um sie. Dann brach sie in Weinen aus. Die Tränen strömten so stürmisch von ihr, daß sie sie mit den Händen nicht zu halten vermochte und sie ihr weißes Sommerkleid netzten. Sie hatte sie sichtlich lange zurückgehalten, und nun sprangen sie von ihr als ein heißer, nicht einzudämmender Strom. Sie kniete vor Kaspar nieder. „Vergiß nicht," schluchzte

sie, „wie es einmal gewesen, früher, vor Jahren.“ So begann sie ihn an die Zeit zu erinnern, da sie einander kennen gelernt hatten, und fand rührende Worte, die Kaspar zu Herzen gingen, so daß er sie zu unterbrechen und, überwältigt von seinen Empfindungen, sie aufzuheben suchte. Sie wehrte ihm aber und bat, sie ganz aussprechen zu lassen. Es lag etwas Großes und Ganzes in allem, was sie sagte. Eine merkwürdige Selbsterkenntnis, eine erschütternde Bescheidenheit des Charakters verriet sich in ihren Worten und ließ erkennen, wie sie in vielen Nächten alles überlegt und über sich selbst klar geworden. Unwillkürlich und nicht als Vorwurf für den Gatten gemeint, klang eine leise Klage mit: Warum habt ihr mich aus meinem Frieden aufgestöbert, mich nicht dort gelassen, wo ich Wurzel hatte.

Kaspar Brun errötete. „Du darfst überzeugt sein,“ begann er und wollte sie seiner Liebe versichern.

Aber wieder ließ sie ihn nicht reden.

„Fühlst du nicht, daß es so nicht weitergehen kann?“ fragte sie.

Er wußte keine Antwort. Es war viel Wahrheit in dem, was er gehört hatte. Alles das hatte er selbst sich gesagt und keinen Ausweg gewußt. Aber in diesem Augenblicke ergriff ihn tiefes Mitleid mit Kordula, der feste, feierliche Wille zur Pflicht erfüllte ihn mehr denn je. „Ich habe dich ruhig angehört,“ begann er langsam, beschwichtigend. Und das Verlangen zu beschwichtigen war vielleicht ebenso groß wie sein Mitleid. Er redete Kordula dann zu, sie sehe alles zu schwarz. Gewiß, es beständen Gegensätze, doch mit gegenseitiger Duldsamkeit — — —

Kordula unterbrach ihn. Sie stand auf. „Nicht so, nicht so,“ bat sie in sichtlich tiefer Angst. „So

kann es nicht gut werden. Wir dürfen nicht flicken, nicht verbergen. Eben, weil wir nicht recht wissen, was uns einander fremd macht, müssen wir danach suchen, einander zu helfen."

„Ich will nichts anderes," sagte Kaspar. Es war eine schwache Ungeduld in seiner Stimme.

Kordula haschte nach seiner Hand. Aber er konnte nicht über sich selbst hinaus. Es schien ihm etwas Theatralisches in die Szene zu kommen. Das widerstrebte ihm. „Ich bitte dich, Kind, sei vernünftig," mahnte er ein wenig kalt, die Hand zurückziehend. „Wir müssen miteinander auskommen, müssen. Haben wir denn nicht die Kinder?"

Kaspar Brun liebte seine Kinder, nach seiner Art freilich, tief, mehr als irgend jemand wußte, aber mit derselben fernen und heimlichen Liebe, die wie alle seine Gefühle etwas Verborgenes und Verschämtes hatte.

„Nur der Kinder wegen?" fragte Kordula. Und dann ganz leise: „Und für mich hast du keine Liebe mehr?"

Er wurde fast zornig. „Warum quälst du mich? Wie sollte ich dich nicht lieb haben?" fragte er.

Sie aber sah ihn noch immer groß an. Ihre Angst wuchs. Sie prägte sich in der Haltung ihrer Hände und in ihren weit geöffneten Augen aus. Er sagte wohl, daß er sie liebe. Aber sie konnte ihm nicht glauben! In seinem Wesen fehlte die Bestätigung seiner Worte. Sie suchte nach den Beweisen seiner Liebe in seiner Miene, im Tonfall seiner Stimme, suchte und suchte mit steigendem Schrecken und fand sie immer nicht. Wohl redete sie sich zu, daß sie nicht klar sehe, sich auf ihre eigenen Augen nicht verlassen könne, aber es half nichts. Sie suchte, suchte: hatte er die Liebe? Plötzlich fragte sie mit

engem Atem: „Wäre — Susanna Wertmüller die Frau, die zu dir — —"

„Wie kommst du darauf?" fragte er mit blankem Staunen. Und noch während er fragte, überwältigte ihn die jähe Erkenntnis: Ja, Susanna Wertmüller wäre die Frau! Irgendwo im Innersten hatte er das empfunden. Er hatte es nie gewußt. Aber nun es gesagt wurde, wußte er es. Einen Augenblick verließ ihn die Fassung. Er empfand einen brennenden Schmerz, den Wunsch, zu sagen: „Ja, das wäre die Lösung!" Aber er sprach es nicht aus, hätte es tags seines Lebens nie sagen können; denn so jäh diese Erkenntnis in ihm aufflammte, so unumstößlich fest stand die andere Ueberzeugung in ihm, daß nichts zu ändern war, daß Kordula und er das Leben miteinander leben mußten, recht und in Ehren mußten.

„Du sollst keine solchen Fragen stellen, Kordula," sagte er dann mit Würde. „Ich bin dein Mann. Wie kannst du mich nach einer anderen fragen?"

Kordula wollte entgegnen. Heftige verzweifelte Worte drängten sich ihr auf. Warum wich er aus? Warum gab er keinen geraden Bescheid: Die andere ist mir nichts. Aber gerade die Gewißheit, daß der Mann vor ihr, der ehrenwerte Mensch, keinen Schritt vom geraden Wege weichen würde, nahm ihr die Sprache. Das Herz war ihr so schwer, daß sie es fast wie eine körperliche Last empfand, und die Knie ihr zitterten. Sie sah nirgends einen Ausweg, sah nur, daß auch diese Aussprache zu nichts führen würde.

In diesem Augenblicke pochte es an die Tür. Frau Brun trat auf die Schwelle. Sie zögerte, als sie Kordula erblickte, aber Kaspar winkte sie herein, und sie trat näher, als er sagte: „Komm nur, Mutter, wir wollen vor dir kein Geheimnis haben.

Wir sprachen von unserer Ehe, Kordula und ich," fuhr er fort. „Und daß wir einander nicht immer verstehen."

Er sagte das mit ruhiger Güte. Kordula aber fühlte zum hundertsten Male, daß ihm die Liebe fehlte. Die Verzweiflung packte sie aufs neue, heftiger, warf sie aus allen Gleisen. Sie begann wieder zu schluchzen. Ihr Weinen bekam etwas Kindisches, halb Hilfloses, halb Trotzig-Klägelndes, wie aus engen Verhältnissen hervorgegangene Menschen manchmal schweren Schicksalen gegenüber zänkeln: Warum triffst du gerade mich!

Frau Brun stand in ihrem schwarzen Kleide zwischen beiden. Ihr schneeweißes Haar gab ihr eine große Ehrwürdigkeit. Sie legte eine Hand auf die Schulter der schluchzenden Tochter, ruhig; in der Berührung der Finger lag ein wohltuendes Mitleid.

„Es muß gehen, meine Kinder," sagte sie. „Wir müssen alle einander helfen; denn wir haben jedes seine Schuld. Wir haben etwas Schweres versucht und es zu wenig überdacht, ehe wir es begannen. Es ist eine mühsame Aufgabe, Menschen, die aus den verschiedensten Lebensschulen hervorgegangen, zu einer gemeinsamen Lebensbetrachtung zu führen, noch mühsamer aber ist es, zwei Charaktere, einen weichen, zarten, nach Liebe verlangenden und einen verschlossenen, scheuen, einander anzupassen. Es braucht viel Geduld, viel Geduld. Aber — wir müssen sie haben."

„Wir werden sie haben," sagte Kaspar mit Nachdruck. Er trat zu seiner weinenden Frau, nahm ihr heißes Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirn.

Da sah Kordula mit wildem Blick auf. Was war es nur? War sie selbst schlecht? Oder wo lag die

Schuld? Diese beiden da vor ihr meinten es wohl, sie hatte kein Recht zu irgendeiner Klage. Sie waren ehrenwert — so achtbar, so — Und doch — sie wußte, daß keine Geduld half, daß nichts besser werden würde!

„Fasse dich, Kordula," mahnte leise Frau Brun und wollte den Arm um sie legen. Doch diese wehrte ihr.

„Ja, ja," sagte sie mit einer müden Bewegung ihrer Hände, „gewiß, wir müssen Geduld haben."

Damit ging sie nach der Tür, tat sie auf und schlich hinaus.

Die beiden Zurückgebliebenen standen einander stumm gegenüber. Es war, als ob sie noch immer nach der Tür lauschten, die sanft und scheu ins Schloß gefallen war. Das war die Verschiedenheit zwischen ihnen und der Hinausgegangenen, daß sie, die Zurückgebliebenen, nicht weiter von dem sprechen konnten, was ihnen eben begegnet war. Es war, als verzitterten zwei Seufzer; aber vielleicht war das auch Täuschung. Kaspar ging an seinen Schreibtisch zurück. Ein wenig zerfahren griffen seine Hände dahin und dorthin. Dann drehte er sich um und fragte mit einer Stimme, der nur noch dumpf die heftige Erregung anzumerken war: „Ja, Mutter, du kamest?"

„Ich wollte dich fragen, Kaspar," entgegnete mit derselben steifen Langsamkeit Frau Klementine, „ob der Gärtner auch die Linden schneiden soll, oder ob du sie weiter so dicht wachsen lassen willst?"

8

Sie hatten alle Geduld. Sie behandelten einander mit der ausgesuchtesten Rücksicht. Aber es war nicht das Rechte, das Wahre. Jedes von den drei Hausgenossen hatte eine heimliche Angst: Tue ich alles,

was meine Pflicht ist? Und weil sie so ängstlich auf ihre Pflicht bedacht waren, fehlte ihrem Leben die Freiheit und die Befriedigung. Sie brachten keine Traulichkeit in ihren Verkehr.

Kordula litt am meisten; denn Kaspar hatte seine weitausgreifende Tätigkeit, Frau Klementine aber ging ihre eigenen stillen Wege und kümmerte sich weniger um die anderen. Kordula war einem gefangenen Vogel vergleichbar, der zuzeiten wild und angstvoll gegen die Stäbe seines Käfigs flattert, zu anderen ermattet in einem Winkel sitzt und trauert. Die Kinder, denen die kleine frierende Mutter sonst nachlief, um sich an ihrer Liebe zu wärmen, gingen in die Schule. So war Kordula oft allein. Zuzeiten trieb die Unruhe sie hin und her im Hause, ziellos treppauf und treppab, zu anderen saß sie in ihrer kleinen Nähstube, die Hände untätig im Schoß. Diese Hände redeten eine Geschichte. Sie wurden immer durchsichtiger, und die Finger suchten einander und falteten sich, als müßten sie beieinander Kraft suchen. Kordula grübelte. Warum nur war sie hier? Sie konnte nicht Wurzel fassen. Sie mühte die Menschen, die um sie waren, fühlte es wohl. Sie war ein Stein im Wege. Vor Kaspar fing sie an, sich zu ängstigen. In den Zeitungen stand von neuen Unternehmungen seines Hauses zu lesen, die seinen Namen weit über See trugen. Dem schlichten, wortkargen Manne sah man nicht an, welch kluger, kraftvoller Geist in ihm wohnte. Aber eben, weil seine Bedeutung so groß und verhüllt war, überfiel Kordula Scheu vor ihm, hinter der die Liebe nur heißer brannte. Er gab ihr nie ein hartes Wort, war voll Aufmerksamkeit, voll einer altväterischen, in ihren Formen manchmal fast lächerlichen Ritterlichkeit. Auch diese, die Etikette aufs strengste wahrende Rücksicht machte sie unsicher. Mit ihrer eigenen

Natürlichkeit und ihrem Bedürfnis nach Liebe fühlte sie sich dagegen klein und unbeholfen.

Susanna Wertmüller kam noch immer ins Haus, vielleicht ein wenig seltener, aber noch oft genug. Einmal im Laufe eines Gesprächs mit Kordula kam sie auf Kaspar Bruns Geschäftskenntnisse, seine Umsicht, dann auf seine künstlerischen Neigungen. Sie nannte ihn einen der bedeutendsten Männer, welche die Stadt gegenwärtig besaß, und sprach weiter von Dingen, die Kordula nicht wußte, manchmal nicht verstand. Diese fühlte, wie jene ihren Mann besser kannte als sie selbst. Susanna sagte alles ruhig, alles so, wie es sich schickte, mit großer Förmlichkeit, immer gleichsam Kordula den Vortritt vor sich selber lassend. Jedes ihrer Worte aber demütigte diese unwillkürlich, weil es so klug und richtig war und sie selbst so nicht sprechen konnte. Jedes war ein Stich; denn sie dachte daran, wie auch Kaspar zwischen ihr und Susanna Vergleiche ziehen und sie dabei naturgemäß den kürzeren ziehen müsse.

Kaspar gab ihr nicht Anlaß, mißtrauisch zu sein. Seit sie Susannas Namen ihm genannt hatte, schien er sich noch mehr als vorher zu hüten, irgend etwas zu sagen oder zu tun, was ihm nicht anstand. Er vermied es, mit Susanna allein zu sein, und sein Benehmen gegen sie war von derselben umständlichen Förmlichkeit, mit der er mit all den anderen Bekannten seines Kreises verkehrte. Und dennoch war Kordula eifersüchtig und wußte, daß sie Grund dazu hatte. Sie wußte es aus hundert geheimen Zeichen, die niemand sah als sie selbst, die auch die zwei, Kaspar und Susanna, nicht ahnten. Sie sah ein stummes, verhaltenes Hungern. Sie wußte es und konnte nicht sagen woher.

Ihre versteckte Verzweiflung wuchs von Tag zu

Tag. Manchmal entlief sie dem Hause, ohne sich für den Ausgang vorzubereiten, ging in die Stadt und landete an der Staffelgasse. Dort war sie ausgelassen fröhlich, um den Vater und Jungfer Appert über ihren Seelenzustand zu täuschen, und meinte doch, schreien zu müssen: Nehmt mich wieder! Laßt mich irgendwo ausruhen. Plötzlich, wie sie hereingeschneit war, lief sie wieder davon.

„Was soll das sein? Sie hat nirgends Ruhe," sagte Maria Appert. Meister Severin schüttelte nur immer in stiller Betrübnis den alten Kopf.

Kaspar Brun erkannte inzwischen ebenfalls, daß die Geduld, die sie alle hatten, umsonst war. Aus dem Fehlschlagen alles guten Willens erwuchs ihm eine neue Last. Er fürchtete die Abende zu Hause, die Gesellschaft Kordulas. Der Ausdruck verhaltenen Kummers in ihrem Gesicht tat ihm weh. Wenn er in seinem Geschäfte war, atmete er auf, und atmete auf — — in Susanna Wertmüllers Nähe.

Eines Tages fand er Kordula wieder in Tränen. Er fand sie jetzt häufig so. Sie weinte, wie er noch niemand hatte weinen sehen, als löse sich ein lebenslanger Kummer in ihren Tränen. Er suchte sie zu trösten. Aber sie beruhigte sich nicht. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Und plötzlich faßte ihn eine Art Trotz und Groll. Er ging aus dem Zimmer; wiewohl er in seinem gleichmäßigen, steifnackigen Gang schritt, war er tief erregt. Es litt ihn nicht im Hause. Er nahm seinen Hut und schritt in den sinkenden Abend hinaus, dem waldigen Hügel zu, der sich hinter dem Gute aufbaute. Ein paar schmale Pfade kreuzten da oben Wiesen und Waldland. Sie waren um diese Stunde leer. Hinter einem Schlag hochstämmiger Tannen, die mit schlanken braunen, bis hoch hinauf astlosen Stämmen und kleinen dunkeln

Kronen sich vom Himmel abhoben, war die Sonne niedergegangen. Nun brannte dort ein flammendes Rot, als käme eine gewaltige Lohe daher, die im nächsten Augenblick den kleinen Wald umfassen müßte. Der Widerschein dieser Glut lag über dem hügeligen Lande und verklärte es. Ein Teich, der unterhalb des Waldes lag, trug Blut in seinem Grunde. Reglos stand das Schilf in der roten Flut, von rosigen Lichtern überlaufen. Fern in der Lücke eines größeren Gehölzes stand ein dunkles Häuschen. Dort hatten sie schon Licht gemacht. Und das brennende Fensterchen trug einen neuen Ton von Rot in die abendlichen Feuerfarben.

Kaspar Brun schritt mit auf den Rücken gelegten Händen planlos gegen das Wäldchen hin. Er pflegte in ganz derselben Haltung in seinen Geschäftsräumen auf und nieder zu gehen. Niemand sah ihm an, daß seine Seele Wellen schlug. Aber es war heute Sehnsucht in ihm, ein unbestimmtes Verlangen nach einem Glück, das Arbeit und Erfolg nicht geben konnten. Da fiel ihm Susanna ein. Er leistete dem Gedanken weniger Widerstand als sonst, ließ sich gehen, freute sich, daß sie in seinem Leben war, wünschte, daß sie bei ihm wäre. Plötzlich erschrak er.

Susanna Wertmüller war wirklich da.

Sie kam auf dem Wege daher, auf dem er ging. Schwarz gekleidet, trug sie den Hut und ein helles Seidentuch am nackten Arm. Der Schnitt ihres Gewandes war übertrieben schlicht, Nacken und Arme waren bloß und schimmerten in tiefer Blässe. Ebenso blaß war das Gesicht, aber der abendliche Rosenschein leuchtete hinein, und das kupferfarbene Haar bildete einen fremdartigen Gegensatz zu den kleinen roten Lichtern, die sich zwischen die Strähnen legten.

Sie grüßten sich, sie mit einem Neigen des Kopfes, er mit leichtem Hutlüften.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte Susanna.

Ihre grauen Augen schauten Kaspar scharf an. Es war diesem, als erriete sie, daß er einer häuslichen Szene entwichen. Das gab ihm eine eigentümliche Linkischheit.

„Ich weiß nicht," gab er zerfahren zurück. „Ich bin noch nie hier gewesen."

„Ich aber gehe jeden Abend diesen Weg," sagte sie.

„Ich begleite Sie zurück," bemerkte Kaspar, und sie setzten sich langsam Seite an Seite in Bewegung. Sie gingen in ihrer steifen, zimperlichen Weise. Die Worte boten sich ihnen nicht. Sie konnten lange in kein Gespräch kommen. Einmal berührte Kaspars Arm das Tuch Susannas, da begab sie sich ängstlich mehr an die Seite des Weges, damit nicht der Schein einer Vertraulichkeit an ihrem Spaziergang sei. Dann wurde der Weg schmal.

„Ich bitte, Fräulein von Wertmüller," sagte Kaspar Brun und ließ die Dame mit gezogenem Hute an sich vorbei, und bald darauf wollte er ihr das Tuch abnehmen und bat umständlich, es ihm zu überlassen, und ebenso umständlich lehnte sie ab: „Sie sind zu gütig, Herr Brun. Ich bin Ihnen verbunden, aber es trägt sich so leicht."

So machten sie, wie es ihre Art war, aus jeder Kleinigkeit und Alltäglichkeit ein Wesen.

Aber dennoch ging zwischen ihnen die Liebe. Ihre Stimmen klangen manchmal beengt.

„Wie geht es zu Hause, wenn die Frage erlaubt ist?" fragte Susanna.

„Ich danke," gab er zum Bescheid und wollte fortfahren: gut. Aber er brachte die Lüge nicht heraus.

Und nun geschah das Wundersame, daß eine

fremde Gewalt ihnen den Zwang wegnahm, den Erziehung und Sitte auf sie legten. Zu anderer Zeit würde Susanna sich gescheut haben, zu fragen. Jetzt sagte sie: „Frau Kordula erscheint oft recht niedergestimmt."

Kaspar, der die Augen am Boden gehabt, sah auf. Sein Herz klopfte. Mechanisch gab er Antwort: „Leider weint sie viel."

Sie standen still, wußten nicht weiter. Aber es war, als ob blitzähnlich Erklärung auf Erklärung sich folgte. Sie errieten eines des anderen Gedanken. Susannas Blick sagte deutlich: Ich weiß wohl, du bist nicht glücklich, Mann. Und der Kaspars gestand: Ich will es dir nicht verhehlen. Ich bin nicht glücklich.

Es lag eine tiefe Gewalt in diesem schweigenden Zwiegespräch.

Beider Lippen zitterten auf einmal vor Verwirrung und Erregung.

Dann bezwang sich Kaspar: „Wollen Sie nicht im Vorbeigehen meine Mutter grüßen?" fragte er. „Es liegt so an Ihrem Wege."

Er sagte das in der Verwirrung des Augenblicks, unbedacht, nur um irgend etwas zu sagen, und weil das Schweigen unerträglich war. Kaum hatte er es gesagt, so reute es ihn.

„Ja gern — ich komme," sagte Susanna.

Dann kam das Schweigen doch wieder, das redende Schweigen.

Ehe der Weg sich senkte, hielten sie noch einmal an. Das Rot war erloschen. Es dunkelte, Sterne kamen. Wie Augen, die neugierig gucken.

Kaspar Brun faßte Susannas Hand in seine beiden, fast nur so, wie er es jeder Dame tun mochte, mit einer Art hochachtungsvoller Verbindlichkeit. Warum er das tat, wußte er selbst nicht; ein innerer

Drang hieß ihn so tun, und er sagte dazu etwas von seiner Freude, daß Susanna und seine Mutter sich so wohl verständen. Aber plötzlich packte es ihn, daß er ihre Hand preßte. Sie sahen einander an. Es wollten Worte auf ihre Lippen kommen. Dann, als sie sahen, daß sie sich verraten würden, wendeten sie sich ab und gingen weiter.

Vor dem Eintritt in das Haus zum Lindenberg überfiel sie eine fürchterliche Angst. Ganz als ob sie etwas Böses begangen hätten.

Sie kamen an das große Einfahrttor und schritten über den gebüschumschlossenen Gartenweg. Es war fast dunkel. Am Hause brannte schon die große elektrische Lampe, die Kaspar vor kurzem hatte anbringen lassen. Gerade als sie in das Licht dieser Lampe traten, erschien Kordula auf der Schwelle, vielleicht um nach ihrem Manne auszuschauen. Vom Lichte geblendet, wurde sie ihrer erst gewahr, als sie sie ansprachen. Da aber sahen sie einen eigentümlichen Ausdruck durch ihre Züge gehen. Es war peinliche Ueberraschung, die sie mühsam überwand, und die in einem gequälten Lächeln endete. Sie schien sich zu wundern, daß sie, Kaspar und Susanna, beisammen waren. Beide erröteten jäh und tief, wiederum wie auf einer Schuld ertappt. Und Kordula sah es. Scharf, erstaunt, dann voll Schrecken starrte sie sie an.

Kaspar gewann seine Fassung zurück und erzählte, wie er und Susanna sich begegnet, und daß diese im Vorbeigehen seine Mutter grüßen wolle.

„Gewiß! Warum nicht?" stammelte Kordula. Sie wußte kaum, was sie sagte. Ein Brausen war in ihren Ohren, ein Gefühl, als ob Mauern zusammenbrächen. Ihr Lebensbesitz stürzte ein! Sie gab sich Mühe, hielt sich aufrecht, bis Susanna bei Frau Brun eingetreten und Kaspar in die Wohnstube

gegangen war. Dann drehte sie sich im Flur und lief in den Garten hinaus. Sie lief irgendeinen Weg hinab und einen anderen quer und wieder einen zurück. Mit beiden Händen hielt sie ihren Kopf. Sie war wie von Sinnen. Und es war, als liefen die Gedanken als Peiniger hinter ihr her und schlügen mit schweren Peitschen nach ihr: Warum bist du noch in diesem Hause? Siehst du nicht, wie es hier gut wäre ohne dich! Wie sie friedlich wohnten, diese Menschen in ihrer Sonderart! Wie sie das Glück hätten und — und die Liebe! Warum störst du noch? Warum gehst du hier um, immer um, als etwas, was nicht her gehört!

Kaspar!

Als sie an den Gatten dachte, stand sie still. Das Leid schüttelte sie. Sie hing an ihm wie an ihrem Gott. Sie hätte sich wie ein Hund an seine Tür schleichen und ihn bitten mögen: Verjage mich nicht!

Bald irrte sie wieder weiter. Niemand konnte ihr helfen! Auch er nicht! Ihr Mann nicht! Er tat nichts, als was recht war. Aber ihr Schicksal war stärker. Nicht das Schicksal, — die — die stillen Gewalten in den menschlichen Herzen, Gewalten, deren sich keines erwehrte. Scheue Mächte, die sich zu tiefst im Grunde regten und doch die Oberfläche in Stürme warfen.

„Mein Gott! Mein Gott!" stöhnte Kordula Brun. Sie fand keinen Weg durch den Wirrwarr ihrer Gefühle und ihres Lebens.

Sie war jetzt in der Lindenallee angekommen und sah den See vor sich liegen. Die Bäume rauschten schwer; ein plötzlicher Wind hatte sich erhoben. Ueber den schwarzen See hin liefen wie Schauer rinnende Schatten. Da legte Kordula beide Hände vor die Brust und hielt an.

Da war das Wasser! Da in den See hinab — da — — — Es wäre nur ein Augenblick! Dann wäre sie, Kordula, fort, aus dem Wege!

Aber nein!

Sie wurde plötzlich ruhig. Was würde Kaspar Brun sagen? Und — die ganze Stadt würde reden. Und dann — die Kinder!

Und noch, während sie die Todesgedanken weit von sich wies, fiel ihr Blick auf das jenseitige Seeufer. Viele Lichter waren angezündet. In Reihen standen sie, und einzelne hingen kleinen goldenen Ketten gleich am Berge oder sahen als leuchtende Punkte aus der Nacht. Die einzelnen Lichter besonders hatten eine leise, frohe Unruhe, als ob sie lebendig wären und winkten. Kordula fiel ein, daß unter den Häusern, die mit diesen roten Lichteraugen über den See schauten, auch dasjenige ihres Vaters war. Das Herz wurde ihr warm. Ein Gefühl ergriff sie — ähnlich dem Verlangen eines Wanderers, sich nach langem Wege in Kissen zu legen. Sie dachte an den Vater, an die redselige, gute Appertin. Sie sah beide fast leibhaftig vor sich und die Staffelgasse mit den hohen Häusern, die Backstube des Vaters, den Laden, die Zimmer, jeden Winkel. An jeden knüpfte sich eine liebe Erinnerung. Und — und — dort war kein Zwang. Man hatte nicht auf jedes Wort und jede Gebärde zu achten und — und hatte ein rechtes Ansehen bei den Menschen!

Alles das winkte vom anderen Ufer. Es zog sie, zog. Sie lief vom See hinweg, die dunkeln Wege zurück, dem Hause zu. Als sie auf den freien Platz vor demselben kam, wurde sie erst inne, wie finster es war. Der Wind, der vorhin in den Linden gerauscht, hatte vom Wasser her Wolken über die Stadt getragen. Kein Stern war mehr zu sehen.

Plötzlich hörte Kordula ihren Namen. Es fiel ihr ein, daß man sie suchte. Es mußte spät geworden sein. Im nächsten Augenblick kam ihr Mann gelaufen. Er war außer sich. Sie hatte den Zurückhaltenden nie so erregt gesehen.

„Mein Gott, wo bist du?" fragte er und hatte sie überall gesucht, nachdem die Kinder, bei denen er sie glaubte, sie beim Zubettgehen vermißt hatten.

„Ich hatte mich im Garten unten vergessen," erwiderte sie.

Er aber grollte, daß sie ihn so geängstigt, und als sie bei den Kindern eintrat, ging er schweigend nach seinem Arbeitszimmer.

Kordula küßte die Kleinen, die noch wach waren. Sie war in einem Taumel. Ihre Seele war so von Schmerzen zerstochen, daß selbst der Anblick der Kinder sie nicht weckte. Sie sprach mit ihnen und betete mit ihnen, aber sie hörte dabei weder ihre eigenen noch der anderen Worte. Der kleine Hans Georg, der ihr besonders anhänglich war, hielt ihre Hände fest, als sie von ihm wollte.

„Nein, nein," scherzte er, „so schnell kommst du nicht los."

Da legte sie geduldig den Kopf neben den seinen aufs Kissen, aber während sie sich seine scherzhaften Liebkosungen gefallen ließ, dachte sie an ganz anderes, fühlte, wie ihr Herz klopfte, ihre Hände zuckten und alle Augenblicke ein nervöser Schauder durch ihren ganzen Körper lief.

„Du bist zittrig wie ein altes Weiblein," sagte lachend der Knabe.

Da erwachte sie und sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, aber es war zu dunkel im Zimmer, als daß das Kind das Entsetzen in ihrem Blick bemerkt hätte. Gleich darauf wurden ihr Kopf und Sinne wieder dumpf, und das einzige, überwältigende Gefühl, das sie besaß, war das Verlangen nach den

Lichtern über dem See. Sie sah nur sie und lief ihnen in ihrem Taumel entgegen. Ihre Beine waren bleischwer, aber sie dachte an die Lichter, an die Staffelgasse und alles, was daheim war. Wie in einem Banne lief sie ihnen entgegen.

Jetzt stand sie im Flur. Sie hatte eben die Tür am Schlafzimmer ihres Knaben ins Schloß gezogen. Das Schnappen der Falle lag ihr noch im Ohr.

Im Flur war alles still. Nur von draußen kam ein Rauschen wie von schwerem stürzenden Regen. Plötzlich wurde es taghell, dann krachte der Donner.

Ein Gewitter, durchzuckte Kordula ein Gedanke. Dann winkten wieder die fernen Lichter. Sie ging die Treppe hinunter. Als sie eine Tür gehen hörte, hielt sie unwillkürlich die Schritte zurück. Aber niemand kam. So setzte sie ihren Weg fort. Sie ging ganz so, wie sie im Garten gewesen, barhaupt, in dünnem Sommerkleide. Unbemerkt gelangte sie zur Haustür und hinaus.

Die Lichter leuchteten überm See. Sie sah sie, obgleich alles rings um sie dunkel war, ein Sturm die Büsche und Bäume hin und her warf und der Regen in Strömen niederfuhr. Regen und Sturm warfen sich auf sie, als sie hinauseilte. Im Augenblicke klebte ihr das Haar am Kopf, und ihr Kleid hing schwer und klatschend am Körper. Sie fühlte es nicht. Sie lief in ihrem gewöhnlichen Schritt, ohne Eile, durch die Nacht und den Regen. Drüben die Lichter! — Denen lief sie entgegen.

9

Kordula Brun lag in einer kleinen, niederen Stube an der Staffelgasse. Diese war mit einer fröhlichen grauen Tapete ausgeschlagen, auf der in hundertfacher Wiederholung rote, freundliche Blumen standen.

Am Fenster hingen gehäkelte Vorhänge. Eine Häkeldecke lag auf dem runden Tisch, eine andere auf der Kommode, kleinere schmückten das grüne Sofa. Alles war sauber, alles verriet bürgerlichen Fleiß und Geschmack und bürgerliche Wohlhabenheit. Kordula lag gerade jetzt ganz allein, obwohl sonst Meister Severin und Jungfer Appert selten beide von ihrem Lager wichen. Sie war wach und bei Besinnung, aber sie hatte lange in Fiebern gelegen. Sie fühlte, wo sie war, und zuvorderst allen Empfindungen drängte sich ihr ein Behagen auf. Sie durfte sich in Kissen dehnen, brauchte sich nicht mehr mit versagenden Knien zu schleppen. Und — und das hier rings um sie — Vorhänge, Möbel, vor dem Fenster die Mauer des Nachbarhauses, alles war ihr vertraut. Kordula lächelte nicht. Sie war zu müde, aber sie war froh, daß alles rings um sie war, wie es war. Ihre Hände strichen über die weiße Decke ihres Bettes. Man sah der Bewegung an und den Händen selbst, die ganz fein und wie milchiges Glas waren, daß die Liegende grübelte.

Ha! Jetzt!

Die Erinnerung kam zurück!

Drüben über dem See war eine andere Welt! Sie sah das einfache, vornehme Haus zwischen alten Bäumen, große Stuben und Flure, sorglich langsame, ein wenig eigene Menschen. Unter ihnen war sie, Kordula, gegangen! Sie wunderte sich über das Bild. Wie schlecht hatten sie zusammengepaßt, jene Menschen und sie! Sie waren sicher froh, daß sie fort war, mußten es sein, denn nun waren sie unter sich.

Die — Kinder!

Ein heißer Stich fuhr der kleinen Frau Kordula ins Herz. Sie stöhnte. Dann sagte sie sich tapfer ein paar Wahrheiten:

Kinder sind so glücklich. Wenn sie ihre Spiele haben und ihre Bequemlichkeit und ihre gewohnte Umgebung! Mag von ihrer Seite gehen wer will, sie achten es nicht groß oder fügen sich doch bald in eine Abwesenheit. Zudem — ihre, Kordulas, Kinder hingen an der Großmutter und am Vater so viel wie an ihr selbst. So hatten sie noch Liebe genug um sich.

Und — und Kaspar, ihr Mann! Jetzt richtete sich die kranke Frau mit einem Ruck auf, als müßte sie aus dem Bett springen. Sie sah ihren Mann in seiner Studierstube über seine Bücher geneigt, den klugen Kopf mit dem schwarzen Haar und den schwarzen Bartstreifen an den Schläfen in die Hand gestützt, sah ihn, wie er zum Mittagstisch kam, die starken, weißen Hände faltete und das Tischgebet sprach, und sah ihn im Garten lustwandeln, die Arme auf den Rücken gelegt, geradeauf, mit kurzen sorglichen Schritten, in denen ein wenig von seinem Wesen, seiner Genauigkeit und seiner Ausschließlichkeit sich verriet. Wie es nur gekommen, daß sie gerade ihn liebte? Sie sah jetzt genau die vielen Unterschiede zwischen ihm und ihr. Aber sie liebte ihn doch. Sie hätte jetzt, wie sie durch Nacht und Regen gekommen war, nur noch viel eiliger heimstürmen und sich vor Kaspar hinwerfen mögen: „Verstoße mich nicht, du! Laß mich dir Magd sein! Nur schicke mich nicht hinweg, so lange ich noch lebe." Sie fühlte, wie ihr Herz nach ihm krank war, und wie sie nicht ohne ihn würde sein können, sicher nicht. Es ging ihr etwas an die Wurzeln ihres Lebens. Dennoch! — Sie biß die Zähne zusammen. Dennoch würde sie nie nach dem Lindenberg zurückkehren. Sie waren dort zu froh, daß sie fort war, mußten froh sein! Kaspar war — ein gerechter Mensch! Er hatte ihr gegenüber nie irgend-

eine seiner Pflichten versäumt. Aber — er — sie empfand es, als ob sie es aus der Luft einsöge — er fühlte eine Erleichterung, nun sie im Haus fehlte. Und — und Susanna Wertmüller würde kommen und — —

Kordula sank in die Kissen zurück. Ihre Gedanken verwirrten sich wieder. Fieberträume kamen. Sie stürzte sich in den See, der sie gelockt hatte, und plötzlich war Kaspar Brun da und rettete sie. Dann war sie auf einem Berge, hoch, ganz allein mit ihm. Es war ein wundersamer Friede.

Stundenlang wechselten die Bilder, welche die Fieber ihr vorgaukelten. In allen war Kaspar Brun, in allen er.

Daß er indessen an ihr Bett trat und nicht mehr aus dem Hause wich, daß Frau Brun kam und nach ihr sah, daß die Kinder der Mutter Blumen brachten, wußte sie nicht.

Am Abend kehrte das Bewußtsein zurück. Zwei Aerzte weilten im Hause. Auch Frau Brun und Kaspar waren noch da, nur die Kinder hatte man nach dem Lindenberg zurückgebracht. Kordulas Angehörige gingen in furchtbarer Unruhe von Stube zu Stube. Sie sprachen kaum miteinander, die Bruns, weil eine seltsame Verwirrung sie ergriffen hatte, ein Gefühl der Schuld, so ruhig sonst ihr Gewissen war; die anderen, weil die Angst sie stumm, auch weil die Nähe der Lindenberger sie befangen machte. Die Bruns setzten oder stellten sich manchmal an ein Fenster, Kaspar besprach sich mit den Aerzten, Meister Severin und Maria Appert waren rastlos vor Angst.

Die Aerzte waren im Zweifel über die Art der Krankheit. Fest stand, daß Kordula sich in der gestrigen Nacht, als sie während des schrecklichen Gewitters vom Lindenberg an die Staffelgasse geeilt,

erkältet hatte, daß eine Lungenentzündung drohte, aber es war da — sagten die Aerzte — noch etwas anderes, Seelisches, etwas wie ein Mangel an Mut und Wille zum Leben.

Als Kordula erwachte, standen Kaspar und seine Mutter bei ihr im Zimmer. Frau Klementine war im Begriffe, sich nach dem Lindenberg zurückzubegeben, und eben, als sie die Stube verlassen wollte, hatte sie Anzeichen bemerkt, daß die Kranke sich selbst wieder fand. Kordula wendete den Kopf müde ein wenig ihr zu. Sie wollte freundlich sein, aber sie war zu matt, um in die Mienen die Munterkeit zu bringen, die der gute Wille ihr eingab.

„Verzeiht mir," flüsterte sie. „Ich lief fort — wollte den Vater noch grüßen, wollte — —"

„Du sollst nicht sprechen, Kordula," unterbrach Frau Brun sie mahnend. Sie trat ans Bett. Dann kam auch Kaspar näher und nahm Kordulas Hand. Sie fühlte, wie die seine zitterte. Er sprach zu ihr mit sichtlicher Befangenheit. Man merkte ihm deutlich an, wie große, seine Seele erschütternde Gefühle in ihm waren, und wie er doch, der zeitlebens gewohnt gewesen, seine Empfindungen einzudämmen und hinter strengen, äußeren Formen zu verbergen, auch jetzt ihnen nicht Raum ließ. Das gleiche war mit Frau Klementine der Fall. Das Mitleid und eine scheue Liebe blickten ihr aus den Augen, aber ihre ruhige, beherrschte Miene veränderte sich nicht. Beide sprachen ernsthafte, durch die Lage gegebene, wohlbemessene Worte: Kordula solle sich nicht ängstigen, es würde sicher bald wieder gut sein.

Kordula begriff nicht. Es war die Zeit da — das fühlte sie — da mit ihr etwas Großes, Furchtbares vorging. Sie bemerkte, wie Maria Appert flennte, wenn sie aus der Tür ging, ihr Schluchzen

drang noch vom Flur herein, und sie sah, wie den alten, gutherzigen, immer munteren Vater das Leid aus dem Gleise warf, daß er fassungslos umherlief. Nur die anderen verloren ihre Ruhe nicht, hatten keine Liebesbeweise. Fremd bist du ihnen, schrie es in ihr. Und immer sprach sie sich zu: du wirst nicht zurückgehen, wirst nicht. Sie müssen deiner ledig werden!

Sie rang mit sich mit einer verzweifelten Kraft, rang sich den Mut ab, da — da an der Staffelgasse zu bleiben, damit das Fremde wegkomme vom Lindenberg, das dort den Frieden störte.

Aber zwanzigmal an diesem Abend, wenn Kaspar, ihr Mann, an ihr Bett kam, peitschte die heiße Sehnsucht sie auf, ihm die Arme um den Hals zu werfen: Du, du Einziger, ich kann dich nicht lassen.

Der Streit, den Kordula so mit sich selbst focht, dauerte die ganze Nacht. Wenn es sie mit Gewalt fortzog, krallte sie die Finger in ihr Bettlaken, als müßte sie sich so festhalten und zwingen zu bleiben, wo sie war.

Am Morgen war sie ruhiger. Die Kinder kamen früh. Frau Brun begleitete sie selbst. Kordula fiel es auf, wie sie in der bescheidenen Stube sich umsahen. Es war etwas Ungewohntes am Hause des Großvaters für sie. Sie waren nicht zu häufig hierher gekommen. Aber auch von ihr selbst schienen sie befremdet. Wie alle Kinder bedrückte sie Luft und Stimmung des Krankenzimmers, und ihr Wesen verriet ihren Wunsch, sich bald wieder entfernen zu dürfen. Kordula sah deutlich, wie sie mehr sich an die Großmutter machten und nicht recht wußten, wie sie sich an ihrem Bette zu benehmen hatten. Der kleine frische Hans Georg sah sie mit seinen großen Augen, die er vom Vater hatte, offen an und fragte: „Warum

gehen wir jetzt nicht nach dem Lindenberg zurück? Ich möchte lieber in den Garten."

Siehst du, sagte Kordula zu sich selber, auch sie — auch sie werden dich nicht vermissen, und sie spähte und spähte die Kinder aus und meinte zum ersten Male viele Züge an ihnen zu finden, die sie von Vater und Großmutter hatten, entdeckte, daß sie nicht waren wie sie, Kordula, selbst. Es — es war auch das: auch zu den Kindern gehörte sie innerlich nicht mehr.

Am Nachmittag kamen die Aerzte wieder. Sie hatten schon am Vormittag den Kopf geschüttelt und es für ein beängstigendes Zeichen erklärt, daß das Fieber so jäh zurückgegangen sei.

„Wir stehen vor einem eigentümlichen Fall," erklärte der eine. „Es ist, als ob ein Wanderer, aller seiner Kräfte bar, sich an einem Wege niederwürfe und erklärte, er komme nicht weiter."

Da wurde Kaspar Brun weiß, als müßte er selber sterben, und ging aus der Wohnstube, wo ihm der Arzt das gesagt hatte, ins Zimmer Kordulas hinauf.

Hier war alles wie mit leiser Goldfarbe betupft, als er eintrat. Durch irgendein Wolkenspiel war ein ganzes Bündel gebrochener Sonnenstrahlen im Zimmer zerstreut. Auf einer Wand spielte das Licht, huschte wie ein Vöglein jetzt auf, jetzt ab, ein Goldtellerchen lag auf dem Kirchengesangbuch der Jungfer Appert, das sie auf die Kommode drüben hingelegt hatte, und ein sanfter, zärtlicher Schein hatte sich auf die Decke der Kordula gebreitet, gerade dorthin, wo ihre müde, durchsichtige Hand lag. Diese Sonnensplitter gaben der sauberen Stube eine merkwürdige Freundlichkeit, wie ein paar ruhige Kerzen sie in das Innere einer kleinen Kapelle werfen. Kaspar wußte nachher nie, wie es geschah, aber er mußte auf einmal

an den Waldspaziergang denken, den er an einem Morgen vor vielen Jahren mit Kordula unternommen hatte und dem ihre Verlobung gefolgt war. Sie selbst erschien ihm jung wie damals. In dem Lichte, das über ihr lag, ließen sich die vielen grauen Fäden ihres Haares nicht erkennen, sie schienen alle goldbraun, und die Falten an Mund und Augen traten nicht hervor, besonders aber war ihre Hand noch immer dieselbe, die ihm damals aufgefallen war, ungewöhnlich zart und schmal und doch eine verborgene Stärke verratend. Das alles war schuld, daß zum erstenmal seit all den Jahren ein Gefühl in Kaspar wieder erwachte, das damals in ihm gewesen, ein zärtliches Wohlgefallen. Zum erstenmal begriff er wieder seine damalige Denkungsweise, und wenn er auch jetzt ein ganz anderer war und wußte, wie er sich geirrt hatte, so wallte doch etwas in ihm auf, dem seine Selbstbeherrschung nicht mehr gewachsen war. Es arbeitete in ihm und brach die Fesseln, in denen er sonst sowohl die äußere Gebärde wie Worte und Gedanken hielt. Und als Kordula, die bisher schweigend gelegen, langsam das Gesicht ihm zuwandte, lächelte und sagte: „Du bist so gut, daß du schon wiederkommst!“ da versagte seine Fassung. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, der am Bett stand, senkte den Kopf auf die Decke und weinte.

Kordula staunte. Sie wußte vor Staunen zuerst nicht zu erkennen, was mit ihm vorging. Es war so etwas Außergewöhnliches, was da geschah, daß sie unwillkürlich von ihm hinweg wich und ihn voll Schrecken betrachtete. Und als sie sah, daß er wirklich weinte, fiel es wie Schleier von ihren Augen und wußte sie, die so wenig Weltkluge, Dinge, die sie früher nie gekannt hatte. Dann begann sie: „Ich will dir etwas sagen, ehe ich es wieder vergesse oder

ehe es zu spät ist. Du darfst dich nicht quälen, deinet- und meinetwegen. Wir Menschen können nicht anders, als unsere Natur uns führt. Der eine ist so geschaffen und der andere so, und sein Wesen bringt zum Ausdruck, was sein Inneres birgt. Wenn nun zwei im Innersten verschiedene Menschen nebeneinander gehen und ihr Leben nach einem einzigen Grundsatz gestalten sollen, so kann es wohl geschehen, daß ihre Natur sich dagegen sträubt und daß sie trotz allen guten Willens aus der Verschiedenheit ihrer Erziehung und Veranlagung heraus einander Leid antun müssen. Stille Gewalten, anerzogene Ansichten, Gewohnheiten, Wünsche und Hoffnungen bestimmen ihnen den Weg, so sehr sie gewillt sind, einen anderen zu gehen. Keines kann über sich selbst hinaus! So sind wir zwei nebeneinander gegangen und doch nie zusammengekommen. Für unseren Frieden gibt es nur ein Mittel, daß eines von uns — — —"

Sie stockte, wie von einem Krampf geschüttelt. Kaspar fühlte, wie ihre Finger sich noch fester um die seinen schlossen. Er empfand aus dem Drucke ihrer Hand die ganze Wucht ihres Willens. Sie war so groß, daß er atemlos wie vor etwas Uebernatürlichem stand.

„Und ich will gehen," sagte sie da wieder.

Da fuhr Kaspar auf. Es war ihm, als fühlte er, wie sie sich zwang, zu sterben, und als müßte er sie halten. Er erkannte wieder und deutlicher als je, wie sie ihn liebte, wie ihr Herz von dieser Liebe glühte. Und wiederum aus geheimnisvollen Ursachen ahnte er und überkam ihn ein Empfinden, als ob sie jetzt mit verzweifeltem Mute, gleichsam als täte sie es mit ihren kleinen, zarten, heimlich starken Händen, dieses Herz in sich zerbrach.

„Kordula," stieß er heraus.

Sie lächelte. Ihre Augen waren feucht. Sie sah ihn wundersam an.

„Susanna," stammelte sie. Sie wollte ihm etwas von ihr sagen. Es war vielleicht, daß sie meinte: du hast ja sie.

Aber sie konnte nicht vollenden. Sie fiel plötzlich zusammen.

So, als wäre es wirklich, so, als hätte sie ihr Herz gewaltsam in sich zerbrochen.

*

Man begrub Kordula Brun. Maria Appert hatte Meister Severin bestürmt, sie nicht in das prunkvolle Familiengrab der Bruns legen zu lassen. „Soll sie nicht einmal im Tod eine Heimat haben?" fragte die Erregte. Allein Meister Nägeli, der trotz seiner Menschenfreundlichkeit und Güte ein starker Mann war, wischte sich die spärlichen Tränen aus den Augen und erwiderte: „Habe ich ihnen mein lebendes Kind gelassen, so will ich ihnen mein totes nicht nehmen." Er sagte das so entschieden, daß Jungfer Appert nicht zu widersprechen wagte. Sie staunte aber und staunte besonders über die veränderte Art, mit der Meister Severin den Bruns begegnete. Sie wußte, daß er mit seinem Schwiegersohn eine Unterredung gehabt und hatte die beiden Männer nachher aus dem Zimmer treten sehen, in dem diese stattgefunden. Auf den Gesichtern beider hatte ruhiger Ernst und tiefe Trauer gelegen, jedoch keinerlei Groll gegeneinander. Maria Apperts ungeduldige Seele begriff den Meister nicht. Wer war schuld an Kordulas Tod? Wer anders als ihr Mann, der sie nie verstanden hatte? Und Meister Severin reichte diesem Mann über das Totenbett hin eine versöhnliche Hand. Maria zürnte. Aber irgendwie wagte sie auch nicht, den Zorn zu zeigen. Kaspar Brun war bis zum

Begräbnis im Hause ein und aus gegangen. Er ging unter ein schweres Leid gebückt. Er wußte es vielleicht erst jetzt, ein wie guter Mensch die Frau gewesen, die ihm gestorben war. Und sein Gram, daß er ihr kein Glück hatte geben können, war so tief, daß Meister Severins Groll davor zerbrach. Ja, das Wesen des Schwiegersohnes, wie er es in diesen Tagen zeigte, zwang den Alten zu einer stillen Hochachtung. Und es begab sich, daß Meister Severin und die Bruns, wenn sie sich im späteren Leben begegneten, mit größerem Verständnis füreinander sich betrachteten und mit geduldigerer Freundlichkeit einander ertrugen als zu Kordulas Lebzeiten.

Auf dem Lindenberg zog dann die Luft ein, in der die Bruns gern atmeten. Sie duftete ein wenig nach Altertümlichkeit. Sie wahrten ängstlich die äußere Form und regelten ihr Leben nach schlichten Gesetzen mit einer fast lächerlichen Peinlichkeit und Genauigkeit. Selbst die Kinder wuchsen in diese Art hinein. Ihre Spiele waren nicht laut. Sie achteten auf ihren Umgang und waren selbst untereinander und gegen Vater und Großmutter von umständlicher Höflichkeit. Die Großmutter hatte die Erziehung in Händen.

Dennoch lag über all den Menschen etwas, was sie in den Augen vieler groß machte. Es war nicht ihr wachsender Reichtum, der dazu mithalf. Es lag in ihnen selbst. Sie waren in ihrem Leben wie in ihrem Aeußeren gleichsam die Urbilder der allem Unschönen sich fernhaltenden Ehrenhaftigkeit.

Wie ehrenhaft sie waren, hätte etwas der Welt beweisen können, was ungesehen von dieser in der dunkeln, vornehmen Wohnstube einige Monate nach Kordulas Tod sich begab.

Zum erstenmal nach langer Zeit saß Susanna Wertmüller wieder bei Frau Klementine. Die Kinder

lagen zu Bett. Die zwei Frauen waren allein. In den Bäumen des Gartens rauschte ein Frühlingsregen. Die Fenster der Stube standen offen; denn es war warm. Der Regen rieselte in feinen Fäden auf junggrünes Laub. Der Himmel war grau, aber fern über dem See lag eine lichte Stelle, wo noch etwas wie letztes Abendrot schimmerte. Die beiden Frauen arbeiteten. Ihre Hände handhabten zierlich die Nadel. Ihre Köpfe — der schneeweiße der alten und der schöne bleiche, rothaarige Susannas — waren gesenkt. Unter grünem Schirm hervor traf sie das Licht ihrer Lampe.

Sie sprachen von Kordula, wie das natürlich war. Frau Brun erzählte von ihrer seltsamen Krankheit. Sie fand viele stille, lobende Worte für die verstorbene Tochter. Als sie mitten im Gespräch waren, kam Kaspar herein. Er war ein wenig gealtert. Es lag mehr noch als früher die Ueberlegenheit des Großkaufmanns in seinem Wesen. Sein Gesicht war bleich. Mit seinen gemessenen Bewegungen kam er in seinem schwarzen Gehrock auf Susanna, die aufstand, zu. Sie wechselten ein paar dem Augenblick schickliche Worte. Man setzte sich wieder und kehrte zum unterbrochenen Gespräch zurück. Und plötzlich erinnerten sich sowohl Kaspar als Susanna jenes gemeinsamen Abendgangs, da sie einander erraten hatten. Sie fühlten, daß etwas gesagt werden müsse, was ihr früheres Verhältnis kläre und ihr ferneres feststelle. Innerlich dazu gedrängt, begann Kaspar von den letzten Augenblicken Kordulas zu erzählen. Er zeigte eine Offenheit, die Frau Brun aufsehen ließ und in Susannas fahles Gesicht einen Schein von Röte trug. „Ich habe den Wunsch," sagte er, „mich mit Ihnen auszusprechen, Fräulein Susanna, die uns eine wahre Freundin sind."

Dann schilderte er, wie seine Ehe Schatten gehabt. Er tat es mit einer sichtbaren Absicht. Und endlich sagte er laut und mit schwerer Betonung die Worte: „Es wird mir mein ganzes Leben lang ein unauslöschlicher Eindruck bleiben, daß um meines, wenn auch unwillkürlichen und vielleicht entschuldbaren Fehls willen ein so braver Mensch hat leiden müssen."

„Wir werden alle daran zu tragen haben," sagte Frau Klementine.

„Es scheint weniger Schuld als Schicksal," bemerkte darauf mit ihrer tiefen, dunkeln Stimme Susanna.

Sie hob den Blick. Ihre und Kaspars Augen trafen einander. In den ihren leuchtete ein Rest von Verlangen nach etwas, was schon halb verloren war, aber es war bezeichnend, wie keiner der drei stillen, aufrechten Menschen einen Versuch machte, davon zu sprechen, daß ihre Wege nun freier waren und daß etwas aus ihrem Leben hinausgegangen war, was nicht sich hineingefügt hatte. Sie vermochten nicht ein eigenes Glück auf einer Zeit aufzubauen, in der sie das Glück eines anderen hatten zerschellen sehen. Zwischen Kaspar Brun und Susanna Wertmüller stand die tote Kordula fast mehr als die lebende gestanden.

Der Regen rauschte. Eine Kühle wehte ins Zimmer. Ein Duft erster Blumen kam mit herein.

„Nun werden Sie wieder häufiger zu meiner Mutter kommen, nicht wahr?" sagte Kaspar Brun zu Susanna, während er sich erhob.

„Gewiß," gab sie zurück.

Und wußte, daß sie kommen und er nicht wie früher da sein werde.

So geschah es.

Kaspar wuchs mehr und mehr in Geschäft und Ehrenstellen hinein. Susanna Wertmüller verband eine feste Freundschaft mit Frau Klementine. Sie beschäftigte sich auch mit den Kindern, die sie lieb gewann. Die Kinder wuchsen heran. Susanna alterte. Wenn Kaspar Brun und sie einmal zusammentrafen, sprachen sie ruhig und ohne Not von vielen Dingen. Von dem, was sie an jenem Abend gesagt, redeten sie nicht mehr.

Der Mondstrahl

1

Ein Mondstrahl fiel in die Hütte.

Zwischen den Tannen des jenseitigen Berges hindurchbrechend, traf er auf die nachtschwarze Halde und zeichnete einen seidenhaften breiten Streifen in sie hinein, der über das Haus des Kasimir Schuler hinlief. Gerade über das schwarze Schindeldach. Ehe er aber die feuchten Schindeln erreichte, splitterte ein Glanzspieß von ihm ab und stach durch die kleinen Scheiben in die Schulersche Wohnstube hinein, so daß wie oben auf dem Dach hier auch auf dem Fußboden ein Lichtstreifen lag.

Die Stube schien leer; denn sie war totenstill. Wenn einer lange drinnen stand, so konnten seine ans Dunkel sich gewöhnenden Augen die Geheimnisse der Ecken erwachen sehen, in welche das Mondlicht nicht hineinreichte. Auf den grüngrauen Ofen zündete dieses noch, und er stand protzig in die Stube hinaus, als ob er sich etwas auf die ihm gewordene Beleuchtung zugute tue. Aber der schwere, niedere Schrank duckte sich im Dunkel, und das Wandbuffet vermochte mit seinen Zinntellern und -bechern nicht großzutun, weil sie in seiner Nischen Finsternis unsichtbar blieben. Dafür hatte der kleine, beinerne, gekreuzigte Heiland an der einen Wand eine eigene sanfte Helligkeit. Wo es in der Stube am dunkelsten war, stand vor der Wandbank und zwischen schweren Stabellen der spreizbeinige Eichentisch mit dem Fußbrett, das an den vier Beinen befestigt war. Und wenn man lange genug in das Dunkel hineinsah, ent-

deckte man auch die Umrisse eines am Tisch schlafenden Menschen, Umrisse zuerst, dann eine schwere Gestalt, finster wie die Finsternis über ihr. Die Arme lagen auf der Tischplatte und trugen den struppigen Kopf. Die eine Hand war versteckt, die andere lag auf das Tischbrett hingekrallt wie eine Raubtierklaue, graubraune Finger mit hornharten, schmutzigen Nägeln. Der Rücken war anzusehen wie ein Büffelhöcker, einmal der Stärke der Schultern wegen, dann, weil er in einem braunzottigen Schafwollrock steckte. Irgendwo unter den Armen hervor sah ein Stück groben rotbraunen Bartes.

Der Mensch schlief. Sein Atem war laut, und manchmal stöhnte er im Schlaf wie ein Tier.

Unhörbar spann das Mondlicht, scheinbar leblos und doch leise rückend, so daß es nach einer Weile den protzigen Ofen verließ und sich an die braune Holztür schlich. Von der Schwelle bis zum Bogen hob es sie aus dem Dunkel des Zimmers heraus. Die abgegriffene Eisenklinke glänzte matt.

Jetzt kamen Stimmen draußen durch die Nacht, eine tiefe, rauhe und eine helle, kräftige. Sie schienen noch nicht nahe, aber näher zu kommen und drangen in den Schlaf dessen am Tisch. Er rührte sich schwerfällig, wie wenn ein großer, zottiger Hund vom Boden aufstehen will, und richtete sich, die Arme noch immer auf den Tisch gelegt, empor. Noch war kein Licht über der Stelle, aber wessen Auge sich an die Finsternis gewöhnt, der hätte jetzt das Gesicht des Ambros Schuler, des Schläfers, sehen können. Er schien sich schwer aus der Dumpfheit seines Schlafes zu reißen. Seine Augen taten sich mühsam auf und blickten glasig. Es waren eines Trinkers Augen, in denen noch die halbe Betäubung eines Rausches vielleicht mehr als eines Schlafes lag. Das Gesicht hatte

eine fast rotbraune Farbe, als ob es seit Jahren und Jahren über die Flamme einer Esse gebeugt gewesen oder den Brand der Sonne auf Gletscherschnee hätte erdulden müssen. Schwarzbraun war das rauhe, rollige Haupthaar, der Bart aber rötlich und verwahrlost. Ein furchtbarer und furchtmachender Anblick war Ambros Schulers Gesicht in der Dunkelheit.

Der Ausdruck der glasigen Augen wechselte allmählich zu einem helleren, Verständnis verratenden. Dadurch bekamen die Augen Farbe, waren grau und groß.

Unten waren die beiden Stimmen bis ans Haus gelangt.

Ambros lauschte. Einmal machte er Miene, aufzustehen, dann lehnte er sich nur mit dem Rücken an die Wand, die Arme aus der Mitte des Tisches mehr an den Rand gezogen, und starrte wie Wache haltend nach der Tür. —

„Geh nur hinein," sagte draußen im Flur die Männerstimme, die vorher vor dem Hause geklungen hatte. Der Bauer Kasimir Schuler sagte es. Und er fügte hinzu: „Vielleicht ist der Brosi drinnen. Fürchte dich dann nicht vor ihm."

Schuler sprach ruhig und gutmütig.

Der drinnen am Tisch stieß ein Schimpfwort durch die Zähne, als er seinen Namen hörte.

Jetzt ging die Tür auf.

Obwohl Brosi den Blick auf der Klinke hatte, sah er nicht, daß diese sich bewegte, so still wurde sie niedergedrückt. Und die Tür knarrte nicht, während sie von einer hageren Hand angelweit aufgeschoben wurde. Aber das Mondlicht füllte die Türöffnung. Es war fast, als ob es in diesem Augenblick an Leuchtkraft gewonnen hätte. Auf der Schwelle stand ein Mädchen in einem hellen Kleide, während

ein großes weißes Wolltuch ihr um Kopf und Schultern geschlungen war. Das Licht mochte sie blenden. Sie sah mit blassen Augen in die Stube und sagte mit leiser, etwas heiserer Stimme in den Flur zurück: „Es ist niemand hier."

Dabei trat sie nicht ein, schien sich ein wenig zu fürchten und wartete augenscheinlich, daß man ihr folge. Sie knüpfte mit den farblosen Händen das Tuch los, so daß es von ihrem Kopfe auf die schmalen Schultern glitt. Nun lag dem Monde ein weißes, feines Gesicht frei und dünnes Haar, das in glatten, glänzenden Strähnen nicht lang in den Nacken fiel. Es war etwas, was das Mädchen und das Mondlicht gemeinsam hatten. Vielleicht die Leisheit, vielleicht die müde Blässe. Endlich tat sie auf ihren festen, bäurischen Schuhen einen Schritt ins Zimmer hinein und blickte in die Ecke, wo Brosi saß. Sie stutzte und blickte sich noch einmal um, um sich zu überzeugen, ob die anderen nicht kämen, dann schritt sie abermals vorwärts, die eckige Gestalt vorgeneigt, um besser sehen zu können. Jetzt sprach sie, halb zaghaft, halb mit kindlichem Vertrauen: „Ich fürchte mich nicht vor dir, wenn sie es auch gemeint haben."

Brosi glotzte sie an wie eine Erscheinung. Es mußte Seltsames in ihm vorgehen. Vielleicht hielt er sie für ein Märchen, für einen Trug, den der Mond ihm vorgaukelte.

„Guten Abend, Vetter Brosi," tönte ihre leise Stimme.

Nun stand er schwerfällig auf.

„So will ich doch Licht machen," sagte er. Er sprach dumpf, schwer verständlich in seinen Bart hinein.

Bis die Lampe, die an der Diele hing, brannte, kamen Kasimir Schuler und seine Schwester Maria,

die als Witwe mit der Tochter aus Amerika heim in das Haus des Bruders kehrte, auch in die Stube nach. Brosi stand im roten Lampenlicht, und sein brandrotes Gesicht verriet Verlegenheit.

„Hast du geschlafen, daß du allein so im Dunkeln hockst?" fragte Kasimir, sein Vatersbruder.

Er murrte etwas, was wie „nein" klang und reichte der Frau Maria Schiffmann die Hand. Dann gab er sie auch Placida, dem Mädchen. Die ihre war weder schmal noch fein, sondern eckig wie die ganzen Glieder, aber weiß wie Linnen, und in der großen braunen Tatze des Burschen lag sie als ein kunstreiches Spielzeug. Er hielt sie auch, als ob sie brechen könnte. Mit scheuen Blicken, die immer wieder sich verbargen und wiederkamen, sah er Placida an, das Gesicht, die Gestalt.

Eine Magd kam herein, wurde begrüßt und deckte den Tisch. Um Brosi kümmerte sich augenblicklich niemand. So stand er noch eine Weile da und dort, und seine Blicke suchten Placida. Er murmelte etwas von „In den Stall gehen" und näherte sich der Tür. Aber noch einmal, ehe er ging, wendete er sich nach Placida um, als begriffe er etwas nicht.

„Er ist wirklich fast zum Fürchten," sagte Frau Maria, als er hinaus war.

„Ich habe ihn nicht gefürchtet," erwiderte mit ihrer leisen, heiseren Stimme ihre Tochter.

Sie saßen jetzt alle am Tisch.

„Er ist, wie der Bruder Christoph gewesen ist," sagte Kasimir Schuler verdrossen. „Wie hätte er anders werden können?"

„So schlimm?" fragte die Schwester.

„Wenn er so fortfährt, kann er es noch weiter bringen," fuhr Schuler fort und strich den schönen schwarzen Bart. „Vom Vater hat er das verdammte

Trinken gelernt. Kein Sonntag vergeht, daß er nicht mehr tut, als er vertragen kann, und er trinkt einen bösen Wein. Sie fürchten ihn im Dorf, wenn er abkommt. Vor mir freilich duckt er sich, weil er es nicht leicht hätte, anderswo sein Brot zu finden."

„Er ist wie ein Bär," sagte die stille, kleine Placida. „Ich habe einmal gelesen, daß ein Mädchen einem Bären begegnete und daß sie sich sehr fürchtete, daß er aber vor ihr zahm war wie ein Hund, ihr die Hand leckte und von ihr sich streicheln ließ."

„Und so meinst du es mit dem Brosi zu machen?" lachte Schuler laut.

„Er sieht so geschlagen aus," erwiderte Placida mitleidig.

„Vielleicht —," meinte ihre Mutter, „es kommt so vor nämlich — hat man ihm von Anfang an den verkommenen Vater vorgehalten und daß von Unkraut Unkraut kommt. Da wird einer leicht so schlecht, wie die Leute es ihm voraussagen."

2

Es war Sonntag. Die von Meyen gingen aus ihrer frei ins Tal schauenden Kirche heim. Hatten sie dort den Segen ihres Pfarrers bekommen, so segnete sie jetzt der Herrgott mit der heiligsten Heiterkeit seines Tages. Der Himmel war blau wie der tiefste Bergsee. Das Gebirge aber trug Neuschnee, den der scheidende Winter verstäubt hatte. Die Wälder standen schwarz und ernst und dufteten, daß es einem wie junge Kraft durch die Glieder rann, wenn man ihren Atem einsog.

Aus der dichten Schar der übrigen Kirchgänger lösten sich zwei Paare, die wegabwärts schritten, voraus Brosi Schuler und Placida, hinter ihnen Kasimir,

der Bauer, und seine Schwester. Brosi ging schwerfällig wie ein wandelnder Block, aber er war gewaschen und gekämmt und trug seinen grauen Sonntagsanzug, den er lange nicht mehr angelegt. Sein Gesicht mit dem struppigen Haar hatte noch immer etwas Räuberhaftes, aber das weiße Hemd und der gleiche Kragen gaben ihm eine gewisse Zahmheit und Ordentlichkeit. Manchmal im Gehen hob er die großen grauen Augen vom Boden, wie ein Hund tut, der neben seinem Herrn geht und auf ein freundliches Wort wartet, sah Placida an und senkte den Blick wieder.

Kasimir Schuler stieß seine Schwester an, daß sie nach den beiden jungen Menschen sehe.

„Er ist doch nicht so schlimm, wie du ihn haben willst," sagte diese. „Nun sind wir schon zwei Wochen da, und ich habe ihn nie anders als fleißig und nüchtern gesehen."

„Meinst, ich sei nicht selber erstaunt?" gab der andere zurück. „Seit die Placida im Hause ist, hat er für nichts mehr Augen und Sinn als für sie, vergißt das Dorf und das Wirtshaus und —"

„Sie ist ja noch ein Kind," unterbrach ihn die Schwester halb ängstlich, halb ungehalten.

„Hab keine Angst, er tut ihr schon nichts, sieht sie nur so an wie eine Heilige."

Das war nun freilich seltsam, wie Brosi sich seit Placidas Ankunft verwandelt hatte. Es war, als habe der Mondstrahl, in dessen Schein getaucht sie ihm zum erstenmal erschienen war, seine Augen geblendet, daß er nun gleichsam immer noch ganz benommen in das Licht staunte. Er war immer ein guter Arbeiter gewesen. Das war wohl auch der Hauptgrund, warum der Verwandte den zuzeiten liederlichen Burschen bei sich behielt. Seit zwei Wochen

nun arbeitete er erst recht wie ein Roß. Er war stark und trug in diesen Tagen unglaubliche Lasten von Winterheu und Holz ins Haus.

Placida wunderte sich, wie schwer er tragen konnte.

Die Placida hätte sich gern auch nützlich gemacht, allein sie litt seit ihrer Ankunft an einer eigentümlichen Atemnot. Wenn sie Treppen stieg oder bergan lief, hämmerte ihr das Herz, die Augen verdunkelten sich und die Beine versagten ihr den Dienst. Sie war überhaupt ein überzartes Ding.

Brosi begann ihr allerlei Mühen abzunehmen. Wenn sie Wasser holen wollte, nahm er ihr die Kessel aus den Händen. Als sie Wäsche hing, wehrte er es ihr und hatte im Nu die ganze Leinwand am Seil. Jetzt auf dem Kirchweg trug er ihr selbst das Gesangbuch, obwohl er nie Höflichkeit gelernt hatte. Das kam ihm so von selber. Von innen heraus. —

Am Nachmittag saßen sie hinter dem Hause im Schatten auf dem entrindeten Stamm einer großen Tanne. Der schwere Brosi in Hemdärmeln, Placida in einem weißen Waschkleid, das sie dem schönen, warmen Sonntag zulieb angelegt hatte. Das dünne Haar fiel ihr offen auf die Schultern und war so gelb und glänzend wie Bernstein. Das Gesicht aber hatte einen leisen, verborgenen Hauch von Rot.

„Also weiße Alpenrosen weißt du?" fragte Placida im Gespräch, in welchem sie eben begriffen waren.

„Ja. Ende nächsten Monats blühen sie. Ich will dich schon einmal hinführen." Als er das gesagt hatte, verbesserte er sich gleich: „Aber nein, es ist ein steiler, schlechter Weg, und du hast nicht den Atem dazu."

„Vielleicht könnte ich doch," meinte sie; aber er

widersprach ihr heftig: „Nein, nein, du bist schon sonst zum Umblasen."

Seine Augen hafteten auf ihr. Sie taten das immer, heimlich, so daß sie es nicht merken sollte, aber den ganzen Tag, sobald Brosi ihr irgendwie nahe kam. Sie aber achtete es wohl, und manchmal ärgerte es sie ein wenig oder belästigte sie, und wiederum manchmal wunderte sie sich darüber und schaute ihn dann ebenfalls nachdenklich an. Aus der Tatsache, daß sie nicht recht klug aus ihm wurde, entsprang auch die Frage, welche sie jetzt stellte.

„Warum gehst du eigentlich nicht mehr ins Wirtshaus?"

Er gab keine Antwort, bog nur den Rücken, bis sein Bart die Knie streifte und spielte mit ein paar Rindenstücken, die am Boden lagen.

Eine Weile blieb es still. Dann fragte Placida unbedacht, neugierig und schonungslos wie ein Kind tut, weiter: „Du bist sonst oft betrunken gewesen?"

Er knurrte.

„Sie fürchten dich auch im Dorf, gelt? Weil du schlägst, schwer schlägst, wenn sie dich reizen?"

Er schaute noch immer nicht auf und ließ das Spiel nicht, aber er gab ihr eine Antwort, die gleichsam der Bescheid auf alle, nicht nur auf eine ihrer Fragen war. Sie kam dumpf aus ihm heraus, wie wenn jedes Wort in ihm festgewachsen wäre und er es erst losreißen müßte: „Wenn sie dich dein Leben lang nur foppen würden, dir kein gescheidtes Wort gönnten, wärest du auch anders, als du bist."

Placida, so jung sie war, konnte im Augenblick nicht weiterreden. Sie ahnte etwas von einem Schicksal, so — — — so jung sie war.

Nachher wallte ihr Blut, daß es sie warm überströmte. Sie legte eine Hand auf Brosis Rücken.

„Eigentlich bist du ganz recht," sagte sie, „ganz anders, als sie dich geschildert haben."

Er hörte nicht auf sie. Ihre sanfte Berührung jagte ein Rieseln durch seinen Körper, und das verwirrte ihn so, daß er ihre Worte überhörte. Aber er saß ganz still, als dürfte er sich nicht rühren, damit nur ja ihre Hand, die sich auf seinen Rücken stützte, die Stelle nicht verlasse. Als sie sie dann doch hinwegnahm, war sein Gesicht heiß, und er konnte sie nicht mehr ansehen.

Bald darauf rief ihre Mutter nach ihr, und sie ging ins Haus.

Er saß lange noch auf dem Baumstamm. Vielleicht dachte er nichts, saß nur lässig und schlaff; aber er fühlte noch immer, wo ihre Hand seine Schulter berührt hatte.

Von diesem Tage an war nicht nur er selber noch immer in einer Art Bann, den das Kind Placida auf ihn gelegt, sondern auch diese ihrerseits wurde von ihm, der ihr bei aller Gelegenheit mit einer sklavenhaften Bereitwilligkeit diente, angezogen. Nicht, daß sie sich dabei irgend etwas dachte. Sie hatte eben keine andere Gesellschaft, und dann weckte manches an ihm ihre Neugier. Zuweilen lief sie bloß hinter ihm her, um zu sehen, wie er sich jetzt wieder benehmen würde.

Einmal lud er sie ein, mit in den Wald zu kommen, wo er Holz zu schlagen hatte.

Sie wollte wissen, ob es weit hin sei. „Mir ist manchmal so eng und angst," sagte sie und preßte die Hand aufs Herz, wie er sie oftmals tun sah. „Ich meine, daß es hier oben zu hoch für mich ist, daß ich die Luft nicht ertrage."

Sie erzählte dann, daß die Mutter in der nächsten Zeit einmal mit ihr zum Arzt wolle.

Er machte große, eifersüchtige und mißtrauische Augen, konnte, ohne es zu wissen, den Gedanken nicht leiden, daß sie einen Tag mit der Mutter fortgehe. Und allerlei Verdacht und Qual stieg in ihm auf: Was? War sie krank, die Placida? Und konnte am Ende gar nicht hierbleiben? Aus einem dunkeln Trieb heraus beschwichtigte er sie, sie solle sich nicht ängstigen des bißchens Schwindel und Beengung halber, das gebe sich schon nach und nach. Und zum Arzt solle sie lieber nicht gehen, die machten aus einer Mücke gleich einen Elefanten und wüßten im Grunde doch nichts. Nach dem Meyenwalde sei es übrigens nicht weit, und die Kühle und der Tannenduft würden ihr nur gut tun.

Da ging sie hinauf und verständigte die Mutter.

Als sie wieder kam, trug er die Axt über der Schulter, hatte Rock und Weste abgelegt und stand so nur in vom Gürtel gehaltener Hose und farbigem Hemd, die nackten Füße in Holzsandalen. Vielleicht hatte sie ihn nie so aufrecht stehen sehen. Sie wunderte sich, wie stark und hoch er gewachsen war, und der Bart stand ihm gut trotz der Verwildertheit. Die Kupferfarbe des Gesichtes paßte zu der Stämmigkeit der Glieder.

Sie schritten über die Wiesen nach der Meyenreuß hinab. Der Tag war heiß. Ueber den Susten aus dem Bernbiet herüber zogen mächtige weiße, durchleuchtete Wolken. Der Wind warf und wälzte sie hinter die Felsen des Sustenhorns hinunter, wie Buben riesige Schneekugeln wälzen.

Die beiden überquerten den Wildbach auf schmalem, hohem Steg. Brosi ging voran, und von seinen schweren Tritten zitterten die Bretter, so daß Placida wie auf Federn ging.

Jenseits des Steges wurde der Weg steil.

„Geh voran," sagte Brosi in seiner dumpfen, sparsamen, verkniffenen Art. „Du kannst uns den Schritt angeben."

Sie gehorchte, und er stieg hinter ihr her und nahm die Blicke nicht mehr von ihrer schmächtigen Gestalt. Sie mußte aber bald stillstehen und Atem schöpfen; dabei rann ihr ein leiser Blutstrom sichtbar vom Halse in die Wangen.

„Macht es dir so Mühe?" fragte er, und sie konnte vor Anstrengung nicht sprechen und nickte nur, daß ihr gelbes Haar sich bauschte. Er tröstete sie, daß sie bald an Ort und Stelle wären, und nachdem Placida noch einige Male angehalten und sich ausgeruht, waren sie das wirklich. Der Wald schloß sich über ihnen, hohe, alte Tannen mit geraden grauen Stämmen, von denen wie von den Aesten graugrüner Bart hing. Zuweilen lag ein moosüberspönnener Block im Gestämme, zuweilen tat sich eine Höhle auf. Der Wald wurzelte auf Trümmern eines eingestürzten Berges. Als sie die Lichtung, in welcher Brosi zu schlagen hatte, erreicht hatten, ließ Placida sich auf einen Stein nieder, und er legte die Wegzehrung neben sie, die sie mitgebracht. Dann sprach er nicht mehr, maß den Baum, der ihm verfallen war, und machte sich gleich an die Arbeit. Weit stemmte er das Bein vor und schwang die Axt. Eine Wucht ohnegleichen lag in der Haltung seiner Gestalt und in seinem mächtig ausholenden Streiche. Die Axt fuhr schmetternd in den Stamm, und dieser erzitterte bis hinauf in die Krone, wenn sie traf.

„Du bist schon stark, du," sagte Placida bewundernd, als er einmal innehielt.

Da lachte er vergnügt; er war noch nicht viel gelobt worden.

Sie schaute sich indessen um, und die Ruhe, die

rings um sie war, tat ihr wohl. Wenn sie den Blick erhob, sah sie die Kronen der Tannen wogen wie Wellen; denn der Wind warf sie hin und her und riß für Placida bald da, bald dort die Aussicht auf ein Stücklein Himmel frei. „Ich bin froh, daß ich gekommen bin," sagte sie.

Anfänglich sah sie den Himmel noch blau, aber während das Wiegen der Baumkronen immer heftiger wurde und der Sturm im Walde ein Rauschen und Brausen begann, das sie, da sie geschützt saß, mit staunender Freude hörte, gewahrte sie, daß der Wolken immer mehr wurden und über die weißen schwarze und braune quollen, düster und wild wie Brandgewölk. Sie wollte Brosi darauf aufmerksam machen, getraute sich aber nicht recht, weil sie die Gewitterangst in sich spürte und sich ihrer schämte. Endlich sagte sie doch zaghaft und atemlos: „Sollten wir nicht heimgehen? Es zieht ein Wetter auf."

„Fürchtest du dich?" fragte er, ohne sie auszulachen; er staunte auch ihre Furcht als etwas Fremdes an, wie er sie selbst immer als eine Art Wunder ansah. „Du brauchst nicht Angst zu haben," beruhigte er sie dann. „Wenn wir dort unter den Felsen treten, sind wir sicher genug."

Unweit der Stelle, wo er arbeitete, erhob sich aus dem Walde ein Block, der so überhing, daß zwei Menschen sich wohl vor Regen und Sturm dort bergen konnten.

Sie gab sich zufrieden und schaute ihm wieder eine Weile zu. Da fuhr ein blendendes Licht durch den schwül gewordenen Wald. Dann krachte der Donner.

Placida fuhr auf und war bleich vor Schrecken. „Es schlägt gern in die Bäume, Brosi," sagte sie ganz leise; denn die Angst nahm ihr die Stimme.

Aber die Blitze folgten sich jetzt unabläſſig, und das Tal schien von einem einzigen, unaufhörlichen

Rollen und Grollen erfüllt. Dann brach eine Flut von Regen heran. Man hörte sein brausendes Nahen und plötzlich stürzte er über die beiden. Doch schon stand Brosi neben Placida unter dem Felsblock.

Es erwies sich jetzt, wie kindisch sie noch in manchem war. Sie zitterte und die Lippen zuckten ihr in einem nervösen Weinen. Dabei vermochte sie kaum, sich aufrecht zu halten. Brosi hatte sich ins Moos gesetzt und hieß sie, sich neben ihm niederzulassen. Das tat sie; aber ein furchtbarer Donnerschlag krachte eben wieder, und sie griff blindlings nach seiner Hand. Ihre Furcht hatte jetzt etwas Verzweifeltes. Jedes neue Leuchten und Rollen jagte sie in größere Erregung. Sie klammerte sich an Brosi. Er sprach nicht; aber er legte den Arm um sie, und nun nestelte sie sich wie ein erschrecktes Kind in ihn hinein, daß er verwundert und unbeholfen sie näher an sich nahm. Zuletzt zog er sie auf seine Knie und hielt sie bärenhaft täppisch und doch sorglich fest.

„So ein wildes Wetter dauert nicht lang," sagte er einmal, und vielleicht beruhigte sie das Wort oder die Empfindung, wie sorglos er selber war. Sie hörte auf zu zittern.

Allmählich ließ auch die Wut des Wetters nach, und im Gleichmaß zu diesem Nachlassen wurde Placida wieder auf Dinge aufmerksam, die außerhalb ihrer Angst lagen. Sie erkannte das Drollige, Verlorene, das sie selbst hatte, während sie so in Brosis unbeholfener Umschlingung lag. Eine stille Lustigkeit bemächtigte sich ihrer, die zuerst nur in ihren heller werdenden Blicken leuchtete. Dabei betrachtete sie die stämmigen Arme, die sie hielten, und das dunkle Gesicht mit dem wilden Bart, das ihr ganz nahe war. Sie begegnete Brosis Augen und mußte dabei denken, daß eigentlich ein Ausdruck von Güte und Gutmütig-

keit darin liege, gar nichts, was an des Burschen Verwahrlosung und übles Leben erinnerte. Ein Empfinden des Behagens ergriff sie, das vielleicht ebenso sehr der Gewißheit entsprang, daß das böse Wetter seinem Ende nahte, wie daß der starke Brosi ihr nichts geschehen ließ. Dann brach die Lustigkeit sich Bahn. „Ich habe keine Angst mehr," sagte sie und setzte sich gerade auf. Dabei kam ihre schmale, magere Hand auf seine schwere, braune Tatze zu liegen, und sie spannte die Finger und maß sie an den seinen. Dazu wandte sie den Kopf gegen ihn und lachte. Sie hatte ihn in diesem Augenblick gern, so wie vielleicht ein verwöhntes jüngstes Kind einen viel-älteren Bruder liebt, der ihm alles zu Gefallen tut.

Brosi wurde verlegener, je mehr sie an Lebendigkeit gewann. Er versuchte nicht, sie zu halten, als sie sich bald nachher ganz frei machte und aufstand. Seine Arme sanken nur unendlich langsam von ihr und man sah ihm an, daß er noch stundenlang so gesessen haben würde, wortlos, zufrieden und wie in einem Traum. Als auch er sich erhob, seufzte er ein wenig und stockend, wie man so unbewußt ein bedauerndes, stummes: „O je, schon vorüber!" in sich hinein seufzt. Er machte sich dann wieder an die Arbeit, und nach einer Weile aßen sie zusammen. Da der Regen nachgelassen, streifte Placida nachher in den Wald. Als sie diesen gemeinsam gegen den Abend verließen, waren sie größere Freunde als bisher.

3

Das Verhältnis zwischen Placida und Brosi blieb immer dasselbe. Er wich nur aus ihrer Nähe, wenn er mußte. Wenn er aber nur wußte, daß er sie beim Essen sah oder daß sie an der Stelle vorüberkam,

wo er arbeitete, war er zufrieden. Er selbst war vollständig verwandelt. Er ließ sich nie müßig im Dorfe sehen, noch weniger im Wirtshaus. Gegen die Menschen zeigte er ein mürrisches, verschlossenes Wesen, als ob er empfände, daß sie ihn wie vorher um seiner Laster, jetzt um seiner Enthaltsamkeit und Bravheit willen bestaunten. Kasimir, der Bauer, war nicht feinfühlig genug, als daß er von seiner Umwandlung, die auch ihm auffiel, geschwiegen hätte. Er neckte ihn ein paarmal mit derben, täppischen Worten. „Du bist ja auf einmal so zahm geworden, du großer Lump."

Brosi knurrte bissig auf und gab ihm ebensowenig wie den andern irgendwelche Erklärung, woher ihm die Besserung kam. Er hatte keine zu geben; denn er hätte selbst nicht zu sagen vermocht, was mit ihm geschehen oder in ihm vorgegangen war.

„Viel hat das Kind wohl Schuld," sagte Placidas verständige Mutter, „es hat ihn zutraulich gemacht, und ich sage ja, Gutheit tut manchmal Wunder bei derlei Menschen."

Demgemäß beobachtete sie selbst auch gegen Brosi eine ruhige, gleichmäßige, zurückhaltend freundliche Art, die ein gutes Einvernehmen zwischen ihnen schuf.

Frau Maria hatte aber eine Sorge. Placida, das Mädchen, war nicht gesund. Sie litt an Atemnot, seit sie in den Bergen war, fror bei jedem kühlen Winde, und jede Gemütsbewegung brachte ihr sonderbare Zustände plötzlicher Erschöpfung. Im Laufe des Sommers ging ihre Mutter mit ihr zum Arzt, der sie untersuchte und sagte, sie hätte nicht in die Höhe gehen sollen, ihr Herz ertrage sie nicht. Die Frau stutzte. Sie war ohne Vermögen, auf das Haus des Bruders als Zuflucht angewiesen. Ganz verwirrt fragte sie, was sie denn tun sollte. Der Arzt kannte

ihre Verhältnisse und wollte ihr vielleicht nichts zumuten, was ihr schwer gefallen wäre; vielleicht nahm er selber auch die Sache kalt. So empfahl er ihr eben, der Placida, wenn sie nun einmal bleiben müsse, wo sie sei, Schonung angedeihen zu lassen. Und gewohnt, die Bauern nicht sanft anzufassen, fügte er mit grober Offenheit hinzu: „Sonst könnte Euch das Kind einmal hinfallen und tot sein."

Frau Maria kam mit verweinten Augen von ihrem Gang zurück. Placida ahnte mehr als sie wußte. In ihren blassen Augen lag eine leise, lächelnde Wehmut, wie die Jugend, die noch zu reich und zu flügge ist, um am Kummer zu haften, sie im Vorempfinden eines Leides manchmal hat.

Brosi hörte, was ihre Mutter nach der Heimkehr dem Bruder erzählte. Es war in der Wohnstube. Der Bauer und die Schwester saßen am Tisch, und Brosi war im Begriff, aus der Tür zu gehen, als er das erste Wort auffing. Er hielt schon die Klinke in der Hand, aber er blieb stehen, mit gebeugtem Nacken, im Schritt stockend, und lauschte mit allen Sinnen. Und als er wußte, daß die Placida gezeichnet war, sprang etwas Raubtierhaftes in seinen Blick, und eine unbeschreibliche, blinde Wut stürmte in dem seltsamen Menschen. Vielleicht hätte er den Arzt erdrosselt, wenn er ihn gehabt hätte, weil er das gesagt hatte. Er hatte eine Gier, einen Schuldigen zu haben, an dem er für die Gefahr, in welcher die Placida schwebte, Rache nehmen könnte.

Die Wut verrauchte, weil sie keinen Anlaß fand, auszubrechen, oder verstockte vielmehr. Dafür wuchs die Sorge um das Mädchen. Diese Sorge bekam nach und nach fast etwas Herrisches, so mächtig war sie. Wenn er die Placida sich bücken sah, sprang er hinzu und gab ihr, wonach sie langte. Wenn sie bergan

stieg, mahnte er hastig: „Langsam! Geh doch langsam, bei Gott!" Als die Tage herbstlich wurden, trieb er sie ins Haus, sobald eine rauhe Luft wehte, oder stand plötzlich mit einem dicken Tuch hinter ihr und legte es ihr wortlos um. Und einmal, als sie sich mit einem leichten Paket, das sie für die Mutter auf der Post geholt, dem Hause näherte, kam er mit glühendem Kopf aus dem Stall gerannt und riß es ihr aus der Hand. „Bist du denn ganz verdreht?" fuhr er sie an.

Manchmal war ihr die Bewachung, die er über sie ausübte, unbequem, meistens aber weckte sie ihre Lustigkeit, und zuweilen ahnte sie etwas Tiefes, Gewaltiges in seiner Fürsorge und empfand, ohne es zu wollen, eine warme Dankbarkeit.

Die Tage gingen, und es kam ein früher Winter mit einem schweren, trockenen Schnee. Tal und Dorf konnten in ihm gleich für Monate eingegraben liegen. Placida hatte im Herbst müde Tage gehabt. Jetzt fühlte sie sich viel wohler, und sie freute sich über die weiße, flirrende Welt, derengleichen sie noch nie gesehen hatte. Nach einer Woche war der Schnee auf der Straße eingestampft. Da fuhren die Schulkinder von der Höhe der Meyener Kapelle und am Hause Kasimir Schulers vorüber talwärts. Wenn es dämmerte, lösten die Burschen und Mädchen das Kleinvolk ab. Das war ein Leben. Placida sah durch die kleinen Scheiben auf das Lachen und Gleiten, und die heiße Jugend wallte in ihr auf. Sie verlangte, daß Brosi mit ihr ein paar Fahrten tue.

„Das ist nichts für dich," murrte er. Dann rief er sie. Die Katze hätte Junge unten im Stall, sie solle die mit ihm anschauen kommen. So wußte er sie abzulenken. Ganz klug und ganz ruhig.

Im übrigen warnte auch die Mutter, wenn auch

milder, Placida möge das Schlitteln anderen überlassen. Aber eines Abends, als Brosi noch im Bergstall beim Vieh war, sah sie das Mädchen mit dem kleinen Schlitten, der im Hause stand, gegen die Kapelle hinanziehen. Placida erblickte die Mutter, lachte, daß sie alle überlistet hatte und winkte mit der Hand zurück. Die Freude und der Uebermut leuchteten aus ihrem Gesicht, und die Mutter war schwach, dachte, daß einmal keinmal sei und wollte ihr das Vergnügen nicht verderben. Sie sah sie auch bald nachher gegen das Haus heran fahren. Ihre Wangen waren rot, wie sie nie gewesen waren, und ihre Augen blitzten vor Eifer. Sie hatte Gesellschaft. Es waren noch andere junge Leute da. Und sie wollte hinter ihnen nicht zurückstehen. Nach kurzer Zeit befand sie sich abermals auf dem Weg bergan. Ihr Laufen war fast ein Stürmen; denn so machten es die anderen auch. Sie war mit Leidenschaft in der neuen Freude.

Frau Maria hatte sie diesmal nicht beobachtet, aber als sie nach einer Weile zufällig wieder ans Fenster kam, gewahrte sie eine Ansammlung von Leuten oben an der Kapelle und wurde aufmerksam. Und auf einmal befiel sie Angst. Seltsam! Da oben mußte ein Unglück geschehen sein! Inzwischen lief schon ein junger Bursche auf das Haus zu. Sie sah, wie er jemand anrief. Dann rannte unten vom Hause weg Kasimir Schuler, der Bruder, wie gejagt gegen jene Menschengruppe hinauf. Jetzt eilte auch Frau Maria hinunter. Sie kam aber nicht bergan. Von oben trugen sie ihr schon die Tochter zu. Ein Herzschlag hatte sie getötet. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Mond spielte um die Hütte des Kasimir Schuler. Es war die Zeit der langen Nächte, und der Mond hatte einen weiten Weg. Er warf ein

wunderbares Licht in das verschneite Tal, das dem Himmel eine blaue Samtfarbe gab und den weißen, ragenden Bergen eine überirdische Wucht und Schönheit und Schärfe. Im Schulerhaus legte er seinen weißen Schein auf die Schneepolster an den kleinen Gesimsen zweier Kammerfenster, brach durch die schwarzglänzenden Scheiben und fand das Bett, wo die tote Placida lag. Gerade als ob er es gesucht hätte. Dasselbe ruhige, breite, bleiche Licht wie draußen aufs Gesimse legte er auf die Bettdecke und zog es höher, leise höher, bis es das Kissen erreichte, auf dem Placida ruhte. Wie es lange gedauert hatte, bis es dieses gefunden, so blieb es auch lange auf ihrem Gesicht haften. Das sah wunderbar aus, jung, kindlich froh und zart. Das Haar war darum geordnet, daß es die Wangen berührte und an die Schultern reichte, lauter glatte Strähnen von einem merkwürdigen, bernsteinartigen Glanz.

Jetzt stand drüben an der Tür, wo es dunkel war, Brosi, und starrte das Bett an. Er war eben hereingekommen, und sie hatten ihn allein gehen lassen; denn Frau Maria saß in der Wohnstube und wollte sich totweinen, und der Bruder leistete ihr Gesellschaft und sprach ihr Trost zu, so gut er das verstand und seine sparsame Art erlaubte. Brosi war spät nach Haus gekommen, hatte einer Kuh abwarten müssen, die am Kalben war. So war es möglich gewesen, daß er unterwegs niemand mehr traf und erst zu Hause das Geschehene erfuhr. Er stand da, wie er gekommen war, nur die Holzsandalen hatte er draußen gelassen. Heufäden hingen ihm an. Die Tür hatte er ins Schloß gezogen und stand lauernd, vorgebeugt, gleichsam auf Zehen, als ob er eine Schlafende nicht stören dürfe. Er hatte auch gar nichts gesagt, als sie ihm das Unglück mitgeteilt, glaubte oder begriff

es noch nicht. Er spähte nach dem Bett, in das Mondlicht hinein. Sein Gesicht war zu kupfern, als daß man Bläſſe darauf geſehen hätte, aber es war ein eigentümliches Zucken und Leben darin, jetzt am Munde, jetzt in den Augen, jetzt an der ſich hochziehenden Stirn. Dabei ſprach er mit ſich ſelber: „Nein, nein, beim Herrgott, nein!"

Dann lachte er ganz merkwürdig, wie wenn ihm das Lachen am Mund erfröre.

Jetzt tappte er ein wenig näher.

Und ſchaute wieder. —

Und ſchaute wieder. —

So lange ſtand er nun ſchon da, daß der ſilberne Glanz auf dem Bett inzwiſchen wieder weiter und weiter gerückt war. Jetzt lagen Placidas goldene Haare im Schatten. Jetzt war nur noch die weiße Stirn im Licht. Und jetzt haftete die Helligkeit des Mondes klein wie ein Silbertaler auf dem Bettpfoſten.

In dieſem Augenblick trat Broſi ans Lager und faßte Placidas Hand. Die Hand war kalt. Der Burſche ſtieß einen Laut heraus, der kein Wort war, ſondern mehr ein Lallen.

Da — da erloſch der letzte leiſe Mondſtrahl.

Und — da wendete Broſi ſich vom Bett ab, mit taſtenden Händen, als ob er etwas halten wollte. Die Placida? Nein, nein — ſie war fort — die — die Placida. Wie das Licht, das hinaus war!

Er wußte jetzt, daß ſie tot war.

Die in der Stube hörten nach einer Weile draußen im Flur einen Schrei wie das Brüllen eines Stiers und dann ein Poltern auf der Treppe. Sie kamen heraus, aber ſie ſahen nichts mehr. Ihre Blicke begegneten ſich. In beider Augen ſtand der Schrecken, ſo furchtbar war der Schrei geweſen. Aber wenn ſie

wußten, daß es der Brosi gewesen war, so sagten sie es nicht.

Am nächsten Tag fand Kasimir Schuler den Burschen zur Bewußtlosigkeit betrunken im Stall. Neben ihm lag eine Schnapsflasche. Von da an war kein schlimmerer Säufer, kein gefährlicherer Raufbold weit umher als der verkommende Brosi.

Der Mond kam wieder. Aber der nicht mehr, der in das Leben des Burschen geleuchtet und in dessen Schein die kleine Placida gestanden.

Eine Partie Billard

Novemberwind. Ein Fenster schlug irgendwo zu Scherben. Das Klirren des Glases drang in das vornehme, große, düstere Zimmer mit dem blanken Parkett, dem großen Billard in der Mitte und den Klublehnstühlen an grüntapezierten Wänden. Und der Windstoß, der in der Nähe das Fenster zerbrach, kam am Hause vorbeigefegt und strich in den Garten hinab. Er griff da eine Hand voll dürrer Blätter und dort eine und warf sie im Spiel wieder hin. Ein Beet von Herbstblumen überfiel er mit jähem Anprall, und als er ferne auf freiem Felde sich winselnd verlor, hingen im Garten zwei angedörrte Astern gebrochen an ihren Stengeln. Aber eine blutrote, prangende Dahlie machte von einer sterbenden Schwester sich los, in die sie der Wind verstrickt, und leuchtete wieder. Die Sonne kam eben, scheu, verstohlen und bleich, wie sie sich am heutigen Tag zuweilen aus den weißgrauen Wolken löste, und warf ihren Glanz auf die purpurne Herrlichkeit der Blume. Hans Hermann Leutwein, der Kaufherr, sah sie vom Fenster des Billardzimmers aus, kam die paar Stufen, die von dem Raum in den Garten führten, herunter, brach sie mit langem Stengel und steckte sie drinnen in eine der hochhalsigen Vasen, die auf einer Spiegelkonsole des Zimmers standen. Vom Hahn des Handbeckens im kleinen Nebenraum goß er ihr Wasser zu. Der hohe alte Herr tat das alles mit sorglichen und sicheren Händen. Seine Schritte waren stet und leicht, seine schlanke Gestalt noch fast biegsam. Dann sah er wartend nach der Tür, die ins Innere des Hauses

führte, ging hinüber und wählte sich einen Billardstock, kreidete ihn bedächtig und setzte die Elfenbeinkugeln. Seine Augen maßen mit Kennermiene und mit der Freude des Liebhabers das grüne Tuch. Dann hob er die gepflegte Hand zum weißen Bart und ließ ihn mit Behagen durch die Finger gleiten, gleich einem, der die Vorfreude eines Vergnügens genießt.

Die Tür ging auf. Ein starker, breitschulteriger Mann, wie der andere im schwarzen Gesellschaftsanzug, trat herein.

„Ich habe dich warten lassen, Vater," sagte Hans Leutwein, der Sohn. Sein rasiertes, kluges, entschlossenes Gesicht trug einen fröhlichen Ausdruck. „Sie wollten mich oben nicht loslassen. Wenn man so lange fortgewesen ist — — —"

„Gewiß, gewiß," entgegnete, ihn unterbrechend, mit ruhiger Beschwichtigung der Aeltere.

Ein Diener brachte Kaffee und Zigarren. Die Herren bedienten sich. Dann wendeten sie sich dem Spiele zu.

„Ich pflegte dir früher immer vorzugeben," sagte der Alte mit einer lächelnden und liebenswürdigen Ueberlegenheit.

„Laß es uns heute einmal ohne das versuchen," antwortete der Sohn.

Sie spielten eine Weile, gemächlich, mit kühler Sicherheit; die vornehmen Gestalten zeigten ein schönes Ebenmaß der Bewegungen.

Die Kugeln rollten und schlugen zusammen.

Hans Leutwein, der Jüngere, markierte die Treffer.

Während des Spiels unterhielten sie sich. Sie sprachen von dem, was in der vieljährigen Abwesenheit des Sohnes sich ereignet hatte. Er war einem überseeischen Zweiggeschäft des großen Handelshauses

vorgestanden und jetzt zurückgekommen, um den Vater in der Leitung der Hauptunternehmung zu unterstützen. Auch schob der Jüngere einmal die Bemerkung dazwischen: „Du bist noch immer der alte, treffliche Spieler, Vater. Du weißt, ich habe dich nie schlagen können."

Und die Kugeln trafen zusammen.

Einmal, während der alte Herr noch spielte, trat der Sohn vor die Vase, in welcher die glühende Dahlie stand.

„Ein schönes Exemplar," sagte er und hob sie am Stengel leise ein wenig hoch.

„Ihre Zeit ist vorbei," bemerkte herantretend der andere. „Ich habe sie vorhin aus dem Garten hereingeholt, damit der Sturm sie nicht breche."

Sein Atem war ein wenig eng, während er sprach. Er schien erregt; als sie zum Spiel zurückkehrten, warf er einen flüchtigen Blick auf die Zähltafel, und seine bleichen Wangen waren leicht gerötet. Er war dem Sohne um sechs Punkte voraus.

Und die Kugeln rollten und schlugen zusammen.

Als sie nach geraumer Zeit die erste Partie schlossen, hatte Hans Hermann Leutwein, der Aeltere, gewonnen. Um vier Punkte! Er ging hinüber und entzündete die Zigarre aufs neue, die erloschen war. Seine Hand war etwas unsicher, über seiner klaren, schönen Stirn lag eine leise Verstimmung.

„Ja, ja," sagte er, ohne den Sohn anzusehen, „du machst treffliche Bälle."

Dann begannen sie das zweite Spiel. Der jüngere Mann war aufgeräumt, heiter. Er sprach viel und lebhaft. Die Freude des Wiederdaheimseins lag in Gebärde und Worten. Er gab sich kaum Mühe, war mit seinen Gedanken mehr bei der Unterhaltung als beim Spiel, achtete auch auf den alten Herrn nicht

näher; aber er machte seine Stöße jetzt rasch, mit kühner, leichter Bestimmtheit. Der Alte spielte diesmal sorgfältiger, langsamer noch, fast schien es — mühsamer. Einmal, während der Sohn eine Reihe von Treffern machte, fragte er: „Du hast wohl — — hast du auswärts häufig gespielt?"

„Gewiß. Zuweilen," gab Hans Leutwein zurück. Er lachte von seiner breitschulterigen Höhe herab den schlankeren Vater vergnügt an. Er hatte ihn jetzt um eine Anzahl Punkte hinter sich gelassen und überließ sich einem Siegesvorgefühl, fast einer Siegesgewißheit. Plötzlich bemerkte er, wie auf der bleichen Stirn des anderen, von der das seidenweiche, weiße Haar weit zurücktrat, ein paar kleine Schweißtropfen perlten. Ein Ausdruck von Sorge trat in seine starken, jungen Züge. „Das Spiel ermüdet dich wohl?" fragte er.

Hans Hermann Leutwein wollte es nicht gelten lassen.

Sie wurden bald einsilbiger. Der Sohn beobachtete heimlich den Vater; bald aber lenkte ihn das Spiel wieder ab. Er vergrößerte rasch seine Punktzahl. Jetzt senkte der Kaufherr den Stock, stellte ihn zu Boden und hielt ihn mit der einen Hand wie zur Stütze gefaßt. Der Sohn setzte zum letzten Stoße an. Er traf.

„Gewonnen," sagte er. Der leise Triumph in seiner Stimme bewies, wieviel Jugend und Kraft in ihm war.

„Ich wünsche dir Glück," sagte Hans Hermann Leutwein ruhig und sah den Sohn freundlich, ohne Mißvergnügen an. „Du hast etwas gelernt." Er selbst stellte den Stock beiseite. „Die Entscheidung ein andermal," fügte er hinzu. Während der Sohn sich eine Zigarette wählte und anzündete, stand er

einen Augenblick und sah gedankenvoll auf das grüne Tuch. Wieder brach ein müdes, weißes Licht aus einer Wolkenlücke, fiel ins Zimmer und beleuchtete des Kaufherrn schneeweißen Kopf. Er sah sehr bleich aus. Das Gesicht schien faltiger, älter. Er umschritt das Billard, und sein Schritt war nicht mehr so sicher wie vorher.

„Wir wollen wohl nach oben gehen?" fragte der Jüngere.

„Gewiß. Geh nur," beschied ihn der Vater.

Mit der Eile, die bewies, daß er sich oben willkommen wußte, ging Hans Leutwein voraus, der Türe zu. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal nach dem Vater um. Der hielt die glühende Dahlie am langen Stengel. „Ich will sie deiner Mutter bringen," sagte er zum Sohne. Dann brachte ihm ein eigentümlicher, stiller Gedankengang ein Wort zurück, das er vorher gesprochen hatte. Sein weißer Kopf war nicht ganz aufrecht. Er sah die Blume an.

„Ihre — Zeit — ist — vorbei!" sagte er langsam und gedankenvoll, mit seltsamer Betonung.

Er mochte es zum Sohne gemeint haben; aber es klang wie ein Selbstgespräch.

Dann ging er still hinter dem Jüngeren her.

Der andere Weg

1

Wie lange die alten Häuser noch stehen werden, ist schwer zu sagen. Sie haben ihnen schon lange den Untergang angedroht. Meine gute Stadt St. Felix kommt mir manchmal vor wie eine eitle Frau, die sich aus langsam wachsenden Mitteln neu ausstaffiert, jetzt kommt der neumodische Hut, jetzt die Krawatte, jetzt der Sonnenschirm. Wenn sie das alte feste Schuhwerk gegen feine, prunkhafte Stiefelchen umtauscht, dann werden die Häuser der Schipfe niedergerissen werden. Dann wird auch Meister Gottfried Grobs Werkstatt und Haus daran glauben müssen. Jetzt aber steht beides noch, und es gewährt mir eine tiefe, stille Freude, es hier gleichsam abzuzeichnen und dabei zu denken, daß sie es in diesen Blättern nicht werden niederreißen können. Auch Meister Grob selber wird in diesen Blättern nicht sterben. So bleibt mir die Möglichkeit, dem alten wackern Manne hier noch viele Jahre hindurch zuzuschauen, wie er wohnt und werkt.

Da aber von Meister Gottfried Grob erzählt werden soll, sei dort begonnen, wo seines Lebens Geschichte anfängt. Diese hebt merkwürdigerweise nicht mit seinem Leben selbst an. Der Schreinermeister Gottfried Grob hatte schon seine fünfzig Jahre auf dem Rücken, als seine Geschichte begann, die nämlich, welche in sein bisher glattes, regelmäßiges Alltagsleben Bewegung und Ereignis brachte. Dreißig Jahre lang hatte er schon in dem langen, schuppenartigen einstöckigen Gebäude an der Limmat gewohnt, seit

zwanzig Jahren die väterliche Schreinerei allein betrieben. Seine Frau Babette führte er da hinein, zimmerte ihr die Wiege für den einzigen Buben, als er selbst schon vierzig war, und zimmerte ihr noch im gleichen Jahre den Sarg. Zehn Jahre lag sie nun auf dem schönen alten Friedhof über der Stadt, wo die Bäume so alt und groß sind und Kinder gern in der Nähe spielen, wo also der Friede der Gewesenen und die hoffnungsvolle Heiterkeit der Kommenden ineinanderklingen. Aber ihr kleiner Hugo war da und blieb da, und von ihm kam das Ereignis in des alternden Meisters Tage. Es wuchs so herein, unmerklich, wie der Knabe selber wuchs. Darum ist es schwer, den genauen Tag seines Anfangs zu bestimmen.

Nach dem Tode der Frau Babette kam ihre Schwester ins Haus, die Anna Grandjean, eine Westschweizerin, aber eine, die die französische Art zu einem guten Teil abgestreift, da auch ihre Familie seit Großvaters Zeiten in St. Felix gelebt hatte. Sie zog den kleinen Hugo auf, den die Schwester hinterließ. Sie war ein wenig schuld daran, daß er Hugo hieß, denn der Meister hätte lieber einen urchigen Hans Jakob oder Gottfried oder Heinrich gehabt. Sie war auch ein wenig schuld an all dem, was in Meister Gottfrieds Leben nicht glatt war, an ein paar kleinen Aufregungen: Jesses, der Bub, jetzt hocke er da draußen in der Limmat in einem Weidling, gleich werde er im Wasser liegen! — Jesses, der Bub, so könne er nicht länger herumlaufen! Die ganzen Kinder in der Stadt trügen kurze Strümpfe. Also Socken, Socken müßten für den kleinen Hugo her!

Es ist nicht ganz unmöglich, daß Meister Grob ein friedlicheres Leben gehabt haben würde, wenn das Fräulein Grandjean nicht im Hause gewesen wäre,

aber er war ein zu gutherziger Mann und Bürger, als daß er je einen solchen Gedanken geäußert, ja, als daß er einen solchen überhaupt gehegt hätte. Im übrigen war das Fräulein Grandjean auch eine haushälterische und fleißige Person, die im Hause redlich für das Lebensauskommen arbeitete, das der Schwager ihr bot.

In der kleinen, mit Holz und fertigen Möbeln über und über vollgestopften Werkstatt gingen ununterbrochen die Geräusche der Werkzeuge. Es lag etwas Geruhsames in dem Zischen der Säge, dem Hammerschlag und dem Hobelstrich, keine Uebereilung, aber auch keine Faulheit, sondern eine stille Stetheit, in welcher sich etwas von dem Charakter des Arbeitenden verriet. Meister Gottfried war ein stummer Mann, er sang und pfiff nicht wie mancher, der sich durch derlei Kurzweil die Arbeit umfirlefanzt. Er stellte sich auch nicht unter die Werkstattür, um nach der Nachbarschaft auszusehen. Stet und zufrieden handhabte er Säge und Hobel, und in der Bedächtigkeit, mit welcher er jedes fertige Stück prüfte, zeigte sich seine Handwerkergewissenhaftigkeit. Er stellte auch keine Gesellen ein, obwohl es ihm ein leichtes gewesen wäre, sein Geschäft auszudehnen, sondern nahm nur so viel Arbeit an, als er selbst mit unermüdlichem Fleiß zu bewältigen vermochte. Seine Kunden waren meistens kleine Leute, die mit allerlei Dingen zum Leimen und Ausbessern zu ihm kamen, aber auch ein paar Mägde und Bediente vornehmer alter Patrizierhäuser der Stadt traten dann und wann in seine Werkstatt, und er hatte für jene ein heimeliges, gleichmäßiges, immer freundliches Wesen, diesen gegenüber eine stille Würde, die selbst dem protzigsten Livreediener die Lust nahm, ihm gegenüber einen zu hohen Ton anzuschlagen.

Meister Gottfried war von mittelgroßer, kräftiger Gestalt. Die Arme, von denen bei der Arbeit die Aermel bis hinter die Ellbogen zurückgekrempelt waren, zeigten straffe Muskeln. Das Gesicht mit den braunen Augen und dem schwarzen, kurzen, rundgeschnittenen Vollbart, in welchen schon früh sich graue Fäden einmischten, trug einen Ausdruck von Klugheit, Gelassenheit und Güte. Diese Eigenschaften waren es auch, die neben seinem Fleiß und seiner Berufstüchtigkeit ihm in weiteren Kreisen Achtung und Ansehen verschafft hatten. Wie sehr er aber auf Ehrbarkeit und Genauigkeit in allen Dingen hielt, das zeigte nicht nur die Sorgfalt, mit welcher er seine Arbeit tat, sondern auch eine gewisse Peinlichkeit in der Wahrung äußeren Anstandes. So ging er nie in seinem Arbeitsgewande über die Straße. Kein noch so nahe wohnender Kunde hätte ihn je zu eiliger Arbeit ins Haus rufen können, ohne daß der Meister seine Hausschuhe mit Stiefeln vertauscht, den Staub sich aus Haar und Kleidern gebürstet und seinen Straßenrock angezogen hätte. Jeden Sonntag aber stieg Grob, den schwarzen, altmodischen Zylinder auf dem Kopf und in schwarzer Kleidung zur Kirche St. Peter hinauf, mit derselben Treue Gott gebend, was Gottes war, mit welcher er die Woche hindurch seinem Berufe diente.

Diesem Ehrenmann also erzog das Fräulein Grandjean den einzigen Sohn.

In den ersten Jahren konnte man den hübschen und lebhaften Knaben oft auf der Schwelle der väterlichen Werkstatt sitzen oder in dieser selbst herumstreichen sehen. Später war es der Heimweg von der Schule, der ihn zweimal des Tages regelmäßig vor des Vaters Schwelle führte.

Wenn der wilde Junge durch die Tür gewirbelt kam, wurde seinem Alten der Arbeitsraum hell. Er

zeigte und sagte das nicht. Kaum, daß er dergleichen tat, als ob er bei der Arbeit den Eintritt des Knaben bemerkt hätte. Aber allmählich richtete er unter dem Hobeln und Hämmern ein Wort an ihn, fragte wohl ernsthaft nach Schule und Aufgaben und dergleichen und hielt ihn, der immer gleich wieder fort wollte, mit solchen Fragen hin, im geheimen Grunde doch nur, um sich die Gesellschaft seines kleinen Sohnes möglichst lange zu erhalten.

Es ließ sich kaum ein größerer Gegensatz als derjenige zwischen Vater und Sohn denken. Der Knabe mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und dem schwarzen, welligen Haar hatte das lebhaftere, an welsche Art gemahnende Wesen der Mutter. Er war nicht nur in seinen Bewegungen rasch und wild, sondern es trat auch in seiner Rede leicht etwas von leiser Großsprecherei zutage, so daß er zum Beispiel, um seine Fortschritte in der Schule gefragt, stets bereit war, dieselben als glänzend darzustellen und tat, als ob er nicht begriffe, wie man einen so klugen Jungen dergleichen Dinge überhaupt fragen könne. Obwohl er eher zart gebaut und von keineswegs hervorragender Knabentapferkeit war, prahlte er gern mit seiner Körperkraft und erzählte dem Vater von allerlei Heldentaten, die er anläßlich dieses und jenes Zwistes mit den Kameraden verübt haben wollte. Zu derlei Reden machte Gottfried Grob ein eigentümliches Gesicht. Zuweilen unterbrach er den Knaben mit einem verweisenden, zornigen Wort, zu anderer Zeit schwieg er ganz und tat, als ob er nicht gehört hätte. Immer aber bereitete ihm diese Veranlagung seines Kindes zum Uebertreiben sichtlich ein tiefes Unbehagen. Oft, wenn Hugo die Werkstatt wieder verlassen hatte, hielt er in seiner Arbeit plötzlich inne, sah auf die Tür, durch welche der Knabe verschwunden war, und dachte

über das Wesen desselben nach. Dabei verriet einzig ein Zucken seines Mundes, daß eine tiefe Erregung sein Inneres aufwühlte. Unsicherheit quälte den sonst so festen, wegsicheren Mann. Er wußte sich zu der, seiner eigenen nüchternen so sehr widersprechenden Art seines Kindes nicht recht zu stellen. Es war ihm, als ob gleichsam in seinem eigenen Garten ein unbegreifliches und schwer auszurottendes Unkräutlein aufschieße.

Die Werkstatt Gottfried Grobs sah aber auch noch einen zweiten jungen Gast, das Nachbarskind Adelheid Locher, das Töchterlein eines Spenglers, dessen Butike und Wohnung jenseits der Straße sich befand und mit ihren blinden Scheiben und geflickter Tür recht ärmlich aussah.

Der Knabe Hugo hatte mit der Adli Locher in der Straße gespielt und sie, als beide noch nicht schulpflichtig waren, schon in den Arbeitsraum des Vaters gebracht. Die Kinderfreundschaft war dauerhaft und erhielt sich durch die Jahre, so zwar, daß sie von seiten Hugos allmählich als etwas Nebensächliches, je nach Laune zu Pflegendes oder zu Vernachlässigendes angesehen wurde, während die kleine Adli ihr mit all der Ernsthaftigkeit lebte, die im Charakter des schwarzhaarigen Mädchens lag. Freilich hatte sich auch in der Freundschaft Adlis unmerklich etwas verschoben, indem, während sie zuerst nur dem Spielkameraden Hugo gegolten hatte, ganz allmählich und unwillkürlich auch der Meister Gottfried in sie hineingeraten war. Irgendwann war Adli Locher in Meister Gottfrieds Werkstatt sitzen geblieben, während Hugo hinausgegangen war. Der Meister hatte anfänglich kaum auf das Kind geachtet. Erst die Schweigsamkeit und die Aufmerksamkeit, mit welcher dasselbe seine Arbeit verfolgte, veranlaßten ihn, ein freundliches Wort zu

ihr zu sagen, aus dem ein zutunliches Gespräch sich entwickelte. Von da an blieben die beiden, wenn dem nach Abwechslung verlangenden Knaben die Zeit in der Werkstatt lang geworden, noch manchmal so beisammen, und es fügte sich allmählich, daß Adli auch ohne die Vermittlung Hugos sich bei dem Meister einfand. Es wäre für einen Menschenfreund und Menschenforscher ein Behagen gewesen, den zwei ungleichen Freunden, dem arbeitsamen Manne und dem großäugigen Kinde, unbemerkt eine Weile zuzusehen. Meister Gottfried werkte, die Adli aber saß auf einer Bretterschicht oder auf einer Kiste, die alte Puppe im Arm, und sah zu. Da Meister Gottfried selten oder nie die Kleine zuerst ansprach, dauerte es gewöhnlich geraume Zeit, bis ein Gespräch in Fluß kam. Ernsthaft saß Adli da, die schwarzen Zöpfe hingen ihr in den Rücken, die schwarzen Augen und Brauen stachen scharf aus dem schmalen gelben Gesichtlein hervor. Plötzlich, in einer Arbeitspause, die der Meister machte, tat sie wohl eine Frage, wie diese: „Für wen ist auch der Sarg, Herr Grob?"

Und wenn sie den Namen des Toten wußte, für den Grob das letzte Haus baute, plauderte sie so allerlei nachdenkliche Sachen daher: Warum der Verstorbene wohl schon so früh von der schönen Erde fortgemußt habe? Ob seine Seele nun schon im Himmel sei? Und dergleichen mehr. Es war erstaunlich, was für altkluge Gedanken manchmal in dem Kinderkopfe wohnten und welche Geschichten die Adli sich aus nichts zusammenspann. Sie kam von der Wiege, an welcher der Schreiner hobelte, auf das Kind, das darinnen lächeln sollte, und von dem Brett, das jener beschnitt, auf den Baum, aus dem es gesägt war, auf den Wald, in dem er gestanden, die Vögel, die in seiner Krone gesungen, und die Winde,

die in seinen Zweigen gerauscht. Liebliches und Verständiges, Scherzhaftes und Trübsinniges schwatzte die Adli so in die Arbeit Meister Grobs hinein. Der aber hatte von diesen Gesprächen Abwechslung, Verwunderung und Freude, und gewann sie daher, ähnlich der Sonne, die auf seinen Werktisch fiel, lieb.

Manchmal mahnte er seinen Knaben, ebenfalls zuzuhören, und erreichte, daß dieser die rastlose Art eine Weile verlor, und von der Gespielin Plauderhaftigkeit gefangen genommen, geduldig neben den beiden sitzen blieb.

Schön waren in dieser Zeit für die drei Menschen manche Sonntagsabende. Neben der Werkstatt befand sich ein winziges Gemüsegärtchen, ein schmaler, spitz zulaufender Riemen Landes, der zwischen Gasse und Fluß eingezwängt lag. Da stand auch unter einer Wand hoher Bohnenstauden eine alte wackelige Bank, auf welcher Meister Gottfried am Sonntagabend gern seine Pfeife rauchte. Die Bohnenwand verdeckte die Bank den wenigen, welche die Gasse dahinter begingen. Dagegen blieb von dieser weite Aussicht auf den rasch vorbeiziehenden, breiten Strom und das jenseitige Stadtufer, das zum Teil schon neuere Häuser und ein unablässiges Verkehrsgetriebe zeigte. Dumpf und wirr klangen die Geräusche desselben über den Fluß herüber. Seine Unruhe aber wurde von den Wellen gleichsam abgeschnitten, so daß der Schreiner und die Kinder mitten in der Stadt eine Art ländlicher Sonntagsfeier halten konnten. Der schwarzbärtige Meister Grob saß auf der Bank, und die Kinder spielten neben ihm, suchten Schnecken in dem bescheidenen Gemüsegrünzeug oder ließen Papierschiffe die Limmat hinunterfahren. Bei hohem Wasserstande stiegen die Wellen bis fast an den Rand des altersgrauen Sandsteinmäuerchens, das den Garten abschloß. Sie plätscherten

nicht, sondern schwangen sich in schlangenhaften Windungen unablässig und eilig vorüber. Die jenseitigen Häuser und die Menschen auf der Straße spiegelten sich in ihnen, und sie verzerrten ihr Bildnis zu seltsamen Gestalten, an denen wiederum die phantasiebegabte Adli ihre Freude hatte und auf die sie ihre beiden Freunde aufmerksam machte. Die Abendsonne aber legte ihren Schein über Meister Gottfrieds Sitz und zündete in vielen Fenstern ihm gegenüber goldene Feuer an.

Das alles war, als Hugo und Adli noch kleine Kinder waren und Meister Gottfrieds Leben noch ein Alltagsleben, verklärt von einer leisen Behaglichkeit und einem Frieden, an dem er selbst mit seinem schlichten Fleiß und seiner Rechtlichkeit den besten Anteil hatte.

2

Meister Gottfried geriet in einiges Erstaunen, als seine Schwägerin eines Abends, da sie mit ihm allein in der einfachen kleinen Wohnstube saß, davon sprach, daß zur nächsten Ostern Hugo die Alltagsschule verlassen werde, und daß man sich wohl bald entscheiden müsse, in welche höhere Lehranstalt er alsdann einzutreten habe. Als er sich gefaßt hatte, hielt Meister Grob sich selbst eine Standrede, darum, daß er über der reichlichen Pflicht seines Berufes und im ruhigbehaglichen Gang des Tages vergessen hatte, sich mit der nahen Wendung im Erziehungsgang seines Einzigen zu beschäftigen. Dann erörterte er mit Fräulein Grandjean den Fall näher.

Er selbst saß auf dem mit einem geblumten Ueberzuge versehenen Kanapee, im dunkeln Rock, noch einen Rest Höngger, schön schillernden, schlichten Landwein

vor sich. Im alten weißen Kachelofen brannte Feuer, denn der Februar war kalt und rauh.

Das Fräulein Grandjean besserte eine am Sitz schwer gefährdete Hose ihres Neffen aus und verfocht dabei die Ansicht, Hugo müsse ins städtische Gymnasium gebracht werden, der Vater habe doch die Mittel dazu, und gute Bürgerfamilien seien es heutzutage sich selber schuldig, ihre Kinder in die Lateinschule zu schicken. Die früh verblühte dreißigjährige Jungfrau hatte eine tatkräftige, zungengewandte Art. Sie drückte sich gewählt und manchmal ein wenig überspannt aus, und ihr mageres Gesicht mit dem schönen braunen Haar, etwas spitzer Nase und den scharfen, braunen Augen hob sich oft und mit energischer Raschheit von der Arbeit, um sich Meister Grob zuzuwenden.

Dieser hörte anfänglich den Vorschlägen der Schwägerin gelassen zu, erklärte aber und nachdem er bedächtig einen Schluck genommen: „Nein, Anna, mein Bub kommt nicht ins Gymnasium. Wir sind Handwerksleute, sind in die Sekundarschule gegangen, und in die schlichte Sekundarschule sollen auch unsere Kinder gehen. Es müßte denn sein, daß eines einmal besondere Anlagen hätte, die es zu einem Studium befähigen könnten. Ein so aufgeweckter Bursche mein Hugo aber auch ist, zu einem Gelehrten hat er nicht das Zeug. So wird die einfachere Bildungsanstalt für ihn vollständig genügen."

Das Fräulein Grandjean rutschte während dieser langen und wohl überdachten Rede des Meisters unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. Es machte sie schon immer nervös, wenn Gottfried Grob sie mit dem einfachen und nüchternen Namen Anna anredete. Nach einer seit geraumer Zeit bei allen romantisch veranlagten Frauenzimmern üblichen Mode hatte sie

den unscheinbaren Endbuchstaben ihres Namens für ein schwunghaftes Ypsilon vertauscht und behauptete, der Name Anna tue ihr in den Ohren weh. Weiter störte sie aber auch die Bestimmtheit, mit der Meister Gottfried gleich von Anfang an seinen Entschluß kundgab. Die Erfahrung der Jahre hatte sie gelehrt, daß, wenn der Schwager so sprach, er für eine Gegenmeinung nicht mehr zugänglich war. So focht sie für ihre Ansicht gleichsam schon mit der Empfindung, daß sie unterliegen werde und geriet deshalb in heißen Eifer. Sie klagte, daß der Knabe Hugo in der Sekundarschule verbauern werde, daß es wahrlich angezeigt sei, ihn, der in der Nachbarschaft nur unpassende Gesellschaft finde, in Umgang mit Kindern aus höheren Kreisen zu bringen, und dergleichen mehr.

Meister Grob ließ sie reden, trank seinen Wein Schlücklein um Schlücklein und kramte dann sein schweres altes Notizbuch aus der Brusttasche, in welchem er mit Bleistift allerlei Berechnungen anzustellen begann. Als bald darauf Hugo in die Stube trat, wendete er sich zu diesem und sagte, als ob er und die Tante völlig einig gewesen wären: „Die Tante und ich haben von deinem Uebergang in die höhere Schule gesprochen. Du wirst noch zwei bis drei Jahre in die Sekundarschule gehen, ehe du in die Lehre kommst."

„Warum nicht ins Gymnasium?" fragte der Sprößling.

„Darum," erwiderte Meister Gottfried knapp und kurz, und Hugo beschied sich mit der Antwort des Vaters, zum abermaligen Mißbehagen seiner Tante, die vielleicht von ihm Unterstützung erwartet hatte.

Das Fräulein verließ mit ziemlich unwirschem Gebaren das Zimmer, um sich in ihrem eigenen Stübchen bei den Blumen am Fenster, den Bildern an

den Wänden und den Roman- und Gedichtbüchern auf dem kleinen Regal, in der köstlichen Luft ihres eigenen jungfräulichen Reiches wieder einmal den schmerzlichen Erwägungen hinzugeben, daß sie, deren Gedanken hoch flogen, in dem nüchternen Hause des Schwagers eigentlich elendiglich verkümmere.

Es war für die Willensfestigkeit Meister Gottfrieds und für die Unbestrittenheit seines Ansehens im Hause bezeichnend, daß nach diesem Gespräche die damit erörterte Frage nicht mehr erwähnt wurde. Vielmehr ging Hugo Grob einige Wochen später ohne weiteres von der Alltagsschule in die erste Sekundarklasse über. Diese Wendung im Leben des Knaben blieb anfänglich ohne sichtbaren Einfluß auf das Leben der Familie im allgemeinen. Meister Gottfried lebte seinem Berufe. Die Besuche Hugos in der Werkstatt wurden seltener. Er bekam mehr Hausaufgaben und wurde infolgedessen dem Vater mehr aus den Augen gerückt. Wenn dieser sich aber nach der Schule und seinen Erfolgen erkundigte, rühmte er noch immer in hohen Tönen, wie gut alles gehe, entzog sich jedoch so rasch als möglich einem ernsten Gespräch. Gottfried Grob fühlte, wie die Veranlagung zum Großreden und ein gewisser Leichtsinn dem Sohne, so sehr er gegen dieselben von jeher eingeschritten war, noch immer anhafteten. Das mühte ihn mehr, als er sich selber eingestand. Oefter und öfter begann ihn diese Sorge aus seinem schönen inneren Gleichgewicht zu werfen und war wie ein heimlicher Wurm, der an dem kerngesunden Manne nagte. Nach Ablauf des ersten Schulquartals brachte Hugo ein sehr mäßiges Zeugnis nach Hause, das ihm eine gewisse Phantasie, leichte Auffassungsgabe und sprunghaften Eifer nicht absprach, aber seinen Mangel an Ausdauer, seine Gleichgültigkeit und seinen Hang zur Unwahrheit und

Uebertreibung schwer tadelte. Meister Gottfried geriet in einen sein ganzes Wesen durchflutenden Zorn. Er war nicht ein Mensch, der sich vergaß und seiner Erregung in Schelten und Schlägen Luft machte, aber die Verstimmung ging ihm so in alle Tiefen, daß er weder imstande war, zu arbeiten noch zu Mittag einen einzigen Bissen der Mahlzeit herunterzuwürgen. Er ging aufgeregt in der Wohnstube umher, wohin Hugo ihm, sich selber weislich fernhaltend, das Zeugnis auf den Tisch gelegt hatte. Als das Fräulein Grandjean des Schwagers Erregung gewahrte und ein Wort zugunsten Hugos sagen wollte, war jener außerstande, ihr mit Worten Schweigen zu gebieten, sondern machte nur eine hastige und nicht mißzuverstehende Gebärde, sie möge ihn nicht durch ihre Parteinahme für den Neffen noch weiter reizen. Nach einer kleinen Weile des Hin- und Hergehens und des inneren Kampfes forderte er sie dann auf, Hugo zu rufen, und als dieser hereinkam, ging er so rasch und plötzlich auf ihn los, daß der Knabe das Schlimmste fürchtete und mit Augenzwinkern und feigem Sichducken die Prügel erwartete, welche ihm des Vaters gerötetes Gesicht anzudrohen schien. Gottfried Grob aber faßte nur mit seiner starken und in diesem Augenblick doch seltsam zitternden Hand hart die Schulter seines Kindes an und sagte: „Du, du, wenn ich Holz habe, das zu weich ist oder zu knorrig oder zu astig, so weiß ich doch, wie ich es verarbeite, aber — aber dich, Bub, der von meinem Holz sein sollte, dich weiß ich nicht zu hobeln, daß du wirst, was du solltest. Du hast etwas in dir, was ich nicht begreife und — nicht anzupacken verstehe. Ich — ich weiß nur, daß du verloren gehst, wenn du so fortfährst. Und helf' dir Gott, du — du."

Der Ausbruch zeigte, wie lange die Sorge schon in ihm steckte.

Hugo, als er merkte, daß er die erwarteten Schläge nicht zu fürchten brauchte, setzte der Entrüstung des Vaters eine anfänglich noch sich vorsichtig duckende, dann immer freiere Leichtfertigkeit entgegen. Er redete sich mit geschickten Worten aus, das erste Zeugnis sei keineswegs maßgebend, auch sei es eine bekannte Tatsache, daß die Schule einem unendlich viel Zeug in den Kopf stopfe, dessen man im Leben später nicht bedürfe, der Vater möge seinetwegen nur außer Sorge sein; er werde seinen Weg schon machen! Seine Verteidigung zeigte deutlich, daß es ihm an Fähigkeiten und Geistesgaben keineswegs fehlte, auch verriet sich darin eine Frühreife und Selbständigkeit, die den Vater in Erstaunen setzten, aber die Sorge wurde ihm dadurch nicht abgenommen, sondern wuchs in den nun kommenden Jahren und legte allmählich etwas Fremdes zwischen Vater und Sohn, über das hinweg nur die suchende und tiefe Liebe Meister Gottfrieds immer wieder Brücken schlug.

So ging die Zeit. Auch die kleine Adli Locher blieb nicht stillstehen. Auch ihre Besuche in der Werkstatt Meister Grobs wurden seltener und bekamen einen anderen Charakter. Die Puppe fehlte im Arm des Kindes. Es saß auch nicht mehr mit den Beinen baumelnd und in stummes Schauen versunken auf seiner Kiste, sondern stellte sich mehr mit stillem, klugem Plaudern manchmal neben den arbeitenden Nachbarn und Freund. Es kam die Zeit, in welcher der Sekundarschüler Hugo nach Jungenart hochnasig wurde und nichts mehr von dem Mädchen, der Adli, wissen wollte. Und es kam darauf die Zeit, da derselbe Hugo ein neues und nie vorher empfundenes Interesse an dem Nachbarskinde zu nehmen begann.

Adli Locher hatte sich gestreckt. Sie war ein schlankes, feines Ding von vierzehn Jahren. Noch

immer hatte sie ein schmales, braunes Gesicht. Zwei schwarze Zöpfe hingen ihr in den Rücken. Eines Sonntags trug sie ein neues rötliches Kleid mit sauberer weißer Halskrause und weißer Aermelverzierung und trat am Abend zu Meister Gottfried und Hugo, die im kleinen Garten saßen. Wie nun eine rein äußerliche Veränderung einen Menschen plötzlich als einen ganz anderen erscheinen lassen kann und auf den Beschauer einen ungewöhnlichen Eindruck zu machen vermag, so war an diesem Sonntag für Hugo Grob an Adli Locher irgend etwas, was er sich nicht zu erklären vermocht hätte und was doch wie etwas Fremdes, Neues und Köstliches auf ihn wirkte. Es mochte vielleicht nur in dem ungewohnten Kleide liegen, aber er entdeckte zugleich zum ersten Male, daß Adli gewachsen und gealtert war. Während sie sich zur anderen Seite seines Vaters niederließ, richtete er oft das Wort an sie, von der er monatelang kaum mehr Notiz genommen hatte, und bezeigte ihr eine warme Freundlichkeit, die ihm, dem sonst so wenig Wortfaulen, weil sie mit einiger Befangenheit untermischt war, wohl stand. Diese Freundlichkeit und ein neu zutage tretendes zaghaftes Werben um Adlis Gunst dauerten an. Man konnte die beiden jetzt wieder öfter beisammen sehen, nur war jetzt der Knabe mehr der Suchende, während früher das Mädchen sich bemüht hatte, den Verkehr aufrechtzuerhalten. Sie waren beide noch Kinder, und doch drängte sich unwillkürlich etwas zwischen sie, was die Ungezwungenheit ihres Verkehrs gleichsam hemmte und ihm doch einen eigentümlichen Reiz verlieh. Sie hatten eine Scheu davor, sich miteinander vor den Leuten zu zeigen, und sie gaben sich alle Mühe, selbst einander gegenüber, sich immer so zu stellen, als ob sie sich wenig aus einander machten, und gaben so ihren

Begegnungen, so absichtlich sie dieselben herbeiführten, gern das Gepräge des Zufälligen. Sie hatten beide die köstliche Sprödigkeit und Herbheit ihrer Jahre, und es war ergötzlich, wie sie mit ihrer wachsenden Neigung füreinander Verstecken spielten.

Hugo Grob war um diese Zeit ein hübscher Bursche, von ungefähr gleich hohem Wuchs wie das Mädchen, dunkelhaarig und von kräftiger Gestalt. Auf der Oberlippe zeigte sich früh ein leiser Schnurrbartanflug. Wenn er so neben Adli im Garten stand, waren sie ein Bild, das Meister Gottfried wohl erfreuen konnte. Gottfried Grob hatte so seine Gedanken, wenn er sie sah. Hoffnungen löschten ihm die Sorgen aus. Er hatte die Adli Locher heranwachsen und aus dem ernsthaften Kinde ein ruhiges, arbeitsames, schlichtes Mädchen werden sehen, und er empfand unwillkürlich, daß in ihr Eigenschaften lägen, welche diejenigen, die ihn am Sohne ängstigten, zu mildern und auszugleichen imstande wären. So tat er die zwei in seinem Herzen und in seinen Gedanken gern zusammen. Wenn er sich dann jeweilen zwischen sie auf die Bank setzte, wurde er gleichsam zur Brücke zwischen ihnen. Sie verloren die Befangenheit und waren fröhlich. Hugo hatte, wenn er bei Laune war, eine große Liebenswürdigkeit und viel Mutterwitz. Seine Gefährten kamen oft nicht aus dem Lachen heraus, und ihre Vergnügtheit stand im Einklang mit den schönen Tagen, an welchen sie gewöhnlich die Bank zum Ausruhen wählten. Ihr Lachen, das helle der Jungen und das lautlosere tiefere Meister Gottfrieds klangen in das Wellenrauschen des Flusses. Weiße Schmetterlinge gaukelten um das Grünzeug des Gartens, und in die Luft stieg der Rauch aus Meister Gottfrieds Pfeiflein. Es waren friedliche Stunden und friedliche Tage, die sie in dieser Zeit verlebten.

Vielleicht war es für die drei die schönste Zeit ihres Lebens.

Nicht daß Hugos Hang zur Prahlerei nicht auch jetzt manchmal sich geltend gemacht hätte. Plötzlich oft verfiel er aus harmlosem Scherzen in ein Großsprechen oder ein Entwickeln phantastischer Zukunftspläne. Aber es war merkwürdig, wie sich dann in seine laute Stimme und tönenden Worte die ruhige Rede der Adli mischte, etwa mit der Frage: „Meinst du nicht, daß das so und so sich verhalte?" oder „Glaubst du nicht, daß das und das besser so zu machen wäre?"

Manchmal entwaffnete die Bescheidenheit des Mädchens den Lautsprecher völlig, so daß er klein wurde und wie in heimlicher Scham sich mit Reden weniger hervortat. Meister Gottfried aber vergaß des Aergers und der Besorgnis, welche ihm des Sohnes Art bereitete, ob der anderen des Mädchens, die in diesen Augenblicken über jene Meister geworden war.

Das Fräulein Grandjean gesellte sich nie zu den dreien. Sie hatte für Adli Locher keine besondere Zuneigung. Der Spengler Locher, Adlis Vater, befand sich in üblen Vermögensverhältnissen, und das Fräulein schalt vielleicht nicht mit Unrecht, der zuweilen dem Trunke ergebene Mann werde es nie auf einen grünen Zweig bringen. Sie stellte auch dem Meister Gottfried mehrmals vor, daß Adli keine Gesellschaft für Hugo sei, und beklagte sich, daß sie selber ob der Spenglerstochter vernachlässigt werde. Meister Grob jedoch ließ sie jammern und fuhr fort, sich an den beiden jungen Menschen und ihrem unbewußten Sichzusammenfinden zu freuen.

Ohne große Ereignisse verlief Hugo Grobs weitere Schulzeit. Nach drei Jahren nahm ihn der Vater

aus der Schule und steckte ihn, da er sich selbst für einen bestimmten Beruf nicht entscheiden konnte oder wollte, zunächst als Lehrling in die eigene Werkstatt. Nun aber Vater und Sohn Tag für Tag ununterbrochen beisammen waren, zeigte sich ihre Verschiedenheit mehr denn je. Bald machte der Friede einer unbehaglichen Gewitterzeit Platz. Was Hugo in der Schule gefehlt hatte, Ausdauer und Gründlichkeit, eignete er sich auch jetzt nicht an. Es kam zu einem schweigenden, dann zu einem offenen Kampf zwischen dem Meister und seinem Lehrbuben. Oft und oft, wenn Grob den Sohn bei der Arbeit verließ, fand er ihn nach kurzer Abwesenheit bei seiner Rückkehr müßig. Er rauchte Zigaretten und rauchte stark. Der Vater aber konnte diesen Luxus, wie er es nannte, nicht leiden.

„Für uns Handwerker," sagte er, „gehört die Pfeife; das mit dem Papierzeug ist Großtuerei."

So zeigte sich schon in diesem kleinen Gegensatz die tiefe Verschiedenheit der beiden. Aber auch die Arbeit des Sohnes befriedigte den genauen Vater nicht. Er selbst war in der ganzen Stadt dafür bekannt, daß er dauerhafte, pünktliche und sorgfältige Arbeit lieferte. Hugo ging zwar rasch von der Hand, was er begann, aber in allen seinen Arbeitserzeugnissen zeigte sich eine gewisse Flüchtigkeit. Er ging darauf aus, allen Dingen wohl die schöne Form, das äußere Ansehen zu geben, allein er achtete wenig auf ihre Haltbarkeit. Darin begegnete er dem Widerstande des Vaters, und es zeigte sich bald, daß nicht nur ihre Art des Arbeitens sich unterschied, sondern daß vor allem ihre Ansichten darüber weit auseinander gingen. Der Sohn meinte, die Neuzeit verlange, daß ihr dem Auge wohlgefällige Erzeugnisse geliefert werden, urteile mehr nach äußeren Vorzügen als nach

innerem Wert, kurz, wolle in gewissem Sinne betrogen sein. Meister Gottfried trat gegen diese Ideen mit aller Strenge auf und hielt eine schwere und harte Hand über Hugo. „Stark und sauber, so habe ich es immer gehalten," sagte er, „und so soll es auch ferner gelten, so lange ich etwas in meiner Werkstatt zu sagen habe. Meine Kunden erwarten es nicht anders, und ich will in Ehren vor ihnen bestehen."

Er überwachte den Sohn genau und scharf und war ihm ein Meister, unter dem er lernen mußte. Immer wieder hieß er den Jüngling von vorn beginnen, wenn ein Werk seinen Erwartungen nicht entsprach.

Mit einer stillen Verbissenheit, dann wieder sich windend, Ausflüchte und Auswege suchend, fügte sich Hugo dem Zwang. Wie sehr ihm sein jetziges Leben zuwider war, das zeigte sich am besten, wenn er in seiner Freizeit außer Haus gelangte. Dann war er ausgelassen fröhlich, wie von einer schweren Last befreit und wie hungrig nach Freiheit und Genuß.

Eine Zeitlang blieb Meister Gottfried Sieger in dem stummen Kampfe. Hugo lernte unter seiner Leitung den Schreinerberuf, mußte ihn lernen. Aber der Vater ärgerte und erzürnte sich nicht nur durch alle Tage seiner Meisterschaft, sondern er hatte auch schwere, schlaflose Nächte, in denen er die Andersgeartetheit des Sohnes überdachte. Er war jetzt überzeugt, daß er über das ihm Fremde im Wesen des Sohnes nicht Herr werden würde. Eine wilde Angst überfiel ihn manchmal. Er ahnte wohl nicht, aber er hätte es in diesen Tagen merken können, daß er, der in seinem Leben bisher nicht viele Menschen gebraucht hatte, in dieser unwillkürlichen Vereinsamung

alle seine Liebe an den Sohn gehängt hatte. Schmerzhafte Gewalten wühlten in ihm, zerschnitten und zersägten seine Seele, wie er mit seinen Instrumenten das Holz zerschnitt, obgleich er äußerlich nichts verriet und sowohl den Kunden als der Familie gegenüber sein gleichmäßig freundliches Wesen behielt.

Der Winter kam, schränkte die Arbeitszeit ein und schuf lange Abende. Gegen den Willen Meister Gottfrieds oder doch mit seiner nur zögernden Zustimmung trat Hugo Grob zwei Vereinen, einem Turnverein und einer Liebhabertheatergesellschaft, bei und erwies sich bald als eines ihrer eifrigsten Mitglieder. Beide gedachten im Laufe des Winters Vergnügungsabende zu veranstalten, und der junge Schreiner beteiligte sich eifrig an den Vorbereitungen hierzu. Kräftig und gelenk, war er bald ein geübter Turner, noch mehr aber zeigte er ein gewisses schauspielerisches Talent, so daß er in den beiden Gesellschaften sich bald einer besonderen Beliebtheit und eines gewissen Ansehens erfreute. In kurzer Zeit war Hugo Grob mit seinen Gedanken mehr bei seinen Vereinspflichten als bei seiner Lehre, und das Leben der Zerstreuung, das er führte, vielleicht auch die Anerkennung, die er bei seinen Vereinsfreunden fand, machten ihn auflüpfisch zu Hause und ließen ihn den Zwang des Vaters weniger geduldig hinnehmen als bisher. Er widersprach und trotzte, lief aus der Arbeit, wann es ihm beliebte, und zeigte bei dieser noch weniger Sorgfalt als bisher. Der Groll und die Sorge Meister Gottfrieds wuchsen. Er stellte den Sohn zur Rede, versuchte sowohl mit Güte als mit Strenge ihn zu ändern, aber er erreichte nichts. Er sah, daß Hugo die Freude an seinem Berufe fehlte. Wenn er ihm prophezeite, daß er es im Leben nie zu etwas bringen werde, zuckte der Sohn nur leicht-

fertig die Achseln. Meister Grobs innere Bekümmernis drückte diesem den Rücken krumm. Er sah seinen Einzigen schon als verkommenen Burschen in der Welt verloren gehen.

3

Zwei Menschen standen in dieser Zeit fast mehr auf Hugos als auf des strengen Vaters Seite. Das waren das Fräulein Grandjean, deren Augapfel der Neffe schon immer gewesen war, und — Adli Locher.

Meister Gottfrieds Schwägerin geriet mit diesem in offenen Zwist.

„Jugend will etwas vom Leben haben, nicht im Staub einer Werkstatt verkümmern," sagte sie und zankte weiter, stolz sollte der Vater sein auf den Sohn, der als heiterer Gesellschafter und begabter, aufgeweckter Mensch überall gern gesehen sei.

„Hilf ihm nur," begehrte Grob auf. „Das fehlt gerade noch, daß du ihm hilfst."

Während aber hierauf das Fräulein aufgeregt mit Nasenrümpfen und Kopfaufwerfen, mit In-der-Stube-hin-und-her-Fahren und Türenzuschlagen ihren Standpunkt verfocht, wartete er ruhig, bis ihr Zorn eine Pause bekam, und sagte dann mit festem Ernst ein gar gewichtiges Wort: „Ich muß dich bitten, Anna, in dieser Sache zu mir und nicht zu dem Buben zu halten, wenn anders dir daran gelegen ist, in meinem Hause zu bleiben."

Das Fräulein Grandjean war völlig verblüfft. Sie wußte nicht, ob sie eine Szene machen oder sich ducken sollte. Die Drohung kam ihr mehr als unerwartet. Gottfried Grob hatte ihr gegenüber nie den Herrn des Hauses hervorgekehrt, sondern eher

ihre Meisterschaft schweigend geduldet. Sie stand mitten in der Stube und sah, dem Weinen nahe, den Schwager an. Der zog seinen Rock aus, hing ihn an den Nagel und setzte sich an den zum Nachtessen gedeckten Tisch. Einzig die Gebärde, mit welcher er zweimal — erst mit der Rechten, dann mit der Linken, mit den beiden breitgearbeiteten Händen sich den grauenden Bart strich, zeigte, daß auch er nicht ganz die gewohnte Ruhe hatte. Das Fräulein besann sich indessen eines Bessern. Sie fand es vielleicht zu schade, die behagliche Häuslichkeit aufzugeben. Sie murmelte etwas davon, daß sie das nicht verdient habe, und man brauche es ja nur zu sagen, wenn man ihrer überdrüssig sei, und entfernte sich endlich mit tiefgekränkter Miene. Im Grunde war sie aber über Meister Gottfried so erschrocken, daß sie wochenlang nicht mehr wagte, den Neffen gegen ihn in Schutz zu nehmen.

Hugo Grob jedoch hatte außer ihr noch eine zweite Anhängerin, die Adli Locher.

Nach der Adli blickte wohlgefällig die Nachbarschaft und wohlgefälliger mancher junge Mann, der ihr begegnete. Wenn sie Sonntags zur Kirche ging im einfachen schwarzen Kleid und Hut, das Gesangbuch im Arm, dann wandte sich mancher nach dem schlanken blutjungen Jungfräulein um. Sie hatte in der Haltung ihres kleinen, von den Zöpfen umwundenen Kopfes etwas Zierliches und Selbstbewußtes zugleich. Ihr Gesicht mit der gelblichen Hautfarbe und dem tiefschwarzen Haar unterschied sie von ihren rotbackigen Altersgenossinnen und gab ihr einen fremdartigen Typus. Sie ging aber trotz der Aufmerksamkeit, die sie erregte, mit ruhiger Bescheidenheit ihres Weges und verlangte nicht danach, Menschen kennen zu lernen. Durch den Kameraden und Nach-

barsohn Hugo bekam die jetzt Sechzehnjährige Zutritt zu den Veranstaltungen der beiden Vereine, welchen dieser angehörte. Da sah sie Hugo in seiner Eigenschaft als flinken Turner, als begabten Schauspieler und mit allerlei gesellschaftlichen Talenten ausgestatteten Veranstalter von Unterhaltungen. Sie hörte sein Lob aus manchem Munde, und der zur Romantik neigende Sinn ihrer Jahre vergrößerte Hugos Verdienste. Sie machte ihn heimlich zu ihrem Helden und zum Gegenstand ihrer Schwärmerei. Merkwürdigerweise empfand sie in dieser Gemütsverfassung etwas wie Scheu vor ihrem alten Freunde, dem Meister Gottfried, als ob ihre Teilnahme für den Sohn ein Unrecht gegen den Vater bedeutete. Sie vermied es, mit jenem wie sonst wohl über Hugo zu sprechen, und als ihr Gespräch sich diesem eines Tages doch zuwendete, wurde ihr heiß und angst zumute.

Es war an einem Sonntag. Adli hatte einen Besuch bei einer Schulfreundin in einem der Außenquartiere gemacht und kam gegen Abend durch die Anlagen des Limmatspitz der Stadt zugegangen. Diese öffentlichen Anlagen befinden sich auf der Landzunge, die hier von beiden sich an ihrem Ende vereinigenden Flüssen Sihl und Limmat gebildet wird. Sie waren heute leer. Die alten Kastanienbäume hielten ihre mächtigen Kronen über Adlis Weg, und die grüne Flut der Limmat schoß zu seiner Linken in eiligem Zuge vorüber. Plötzlich sah das Mädchen auf einer Ruhebank unter den Bäumen Meister Gottfried sitzen. Sie wußte, daß er gern sich hier erging, oft zur Zeit des Feierns mit einem Jahrgänger und Freunde durch die schönen und nicht allzu begangenen Wege spazierte. Heute war er allein. Er sah sie nicht kommen. In dunkeln Feiertagskleidern, den altmodischen steifen Filzhut auf dem Kopfe saß er gebückt da und hatte das

Kinn auf seinen zwischen die Knie gestemmten Stock gelegt.

Adli blieb grüßend stehen. Da fuhr er ganz fremd empor und kam dann erst gleichsam aus fernen Gedankenlanden her, mit einem „Guten Abend, Adli," ihren Gruß erwidernd. Dabei gab er ihr einen Platz an seiner Seite frei, und Adli ließ sich neben ihm nieder.

„Ich bin heute allein," sagte Grob, „Zimmermann" — das war sein Jahrgänger und gewohnter Begleiter — „ist mit seiner Familie ausgereist."

Adli erzählte ihrerseits, wo sie gewesen war. Dann sagte Meister Gottfried: „Hugo natürlich hat wieder in seinem Verein zu tun."

Er sagte das so sonderbar, ohne wehleidiges Seufzen, doch in einem Ton der Bekümmernis und vielleicht mit einem kleinen Kopfschütteln.

Adli wurde zum erstenmal gewahr, wie ihm die Sache zu schaffen machte. Sie war beim Nennen von Hugos Namen rot geworden und wäre am liebsten weggelaufen. Jetzt zwang eine jähe Aufwallung sie, in der Meinung, daß sie Grob damit tröste, zu Hugos Lob allerlei zu sagen. Wie er allen Leuten Freude mache, wie sie über alle seine Talente ganz erstaunt sei! Und sie erzählte lebhaft, wie lustig Hugo in einer komischen Rolle, die er jüngst bei einem Vereinsanlasse gespielt, ausgesehen habe.

Aber ihr Lachen verlor bald die Natürlichkeit, als sie sah, wie wenig Meister Grob einstimmte. Dieser wendete ihr vielmehr ein erstauntes Gesicht zu und sagte: „Meinst du, Adli, daß derlei Vereinswesen für einen jungen Menschen das Rechte sei?"

Sie schwieg erschreckt. Sie hatte auf einmal das Empfinden, es werde ihr etwas Liebes genommen, und konnte sich an ihrem Kameraden Hugo nicht so freuen, wie sie es letztlich getan hatte.

Meister Gottfried neben ihr sprach weiter, langsam und überlegt und ein wenig hausbacken. Es sei eine neue und schlimme Zeit, die Schein für Sein setze. Schwindel sei obenauf und Wahrheit und Wert liege am Boden. So etwas könne nicht dauern, und es werde ein Ende mit Schrecken kommen, die ganze Prahlhanserei der Menschen verpuffen gleich einer Seifenblase. Hugo aber werde unter den ersten der Fallenden sein.

Während diesen Worten zuckte Meister Gottfrieds ehrliches Gesicht in tiefer Bewegung. Adli mußte ihm recht geben, und für einen Augenblick war ihr Hugo von dem Sockel gestoßen, auf welchen ihre Schwärmerei ihn gestellt hatte.

Grob erhob sich dann und schlug ihr vor, gemeinsam nach Hause zu gehen, was sie mit gemächlichen Schritten und nicht mehr recht zum Reden aufgelegt taten.

Adli machte die Erinnerung an diese Unterredung noch lange zu schaffen. Sie hatte zum ersten Male so recht in das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn hineingesehen, ahnte, wie groß die Kluft zwischen beiden war und trug, gerade weil sie an beiden hing, Leid um beide, ohne jedoch recht zu wissen, warum sie sie bedauern mußte.

Der Zufall rückte sie indessen in der nächsten Zeit dem Aelteren ferner und um so näher dem Jüngeren.

Hugo Grob, dem etwas Windfahnenhaftes eigen, hatte bisher an Adli Locher zwar Gefallen gefunden, ihr Bild jedoch im Umtrieb der Tage regelmäßig wieder aus den Augen verloren, wenn sie nicht in Wirklichkeit in seiner Gesellschaft war. Da rühmten einige seiner Vereinsgenossen, welche das Mädchen einmal in seiner Gesellschaft gesehen, Adlis jungen Liebreiz, und einer von ihnen, der leicht Feuer fing,

ein Barbiergehilfe, ging auffällig häufig durch die stille Schipfegasse. Hugo Grob bemerkte ihn, ein, zwei, mehrere Male und hatte bald heraus, daß er, trotzdem sie noch ein halbes Kind war, den pomadisierten Lockenkopf nach der Adli Locher drehte. Die Entdeckung versetzte ihn in eine nervöse Aufregung und stachelte denselben Ehrgeiz in ihm auf, den er empfand, wenn er auf dem Liebhabertheater nach Erfolgen haschte. Er beschäftigte sich in den nächsten Tagen außergewöhnlich viel mit Adli, spähte unter der Arbeit nach ihr aus und wußte sie bald da, bald dort im Gespräch festzuhalten. Sein Turnverein machte an einem der nächsten Sonntage einen Ausflug an den Türlersee, der über den Hügeln der Albiskette zwischen Wald und Wiesen eingebettet träumt, und Hugo lud Adli ein, mitzukommen.

Am frühen Morgen eines Sonntags brach die muntere Gesellschaft, junge kräftige Männer und heitere Mädchen, auf. Der Tag gewann immer herrlicheren Glanz, und als sie von der Höhe des Albis zum einsamen See niederstiegen, hatte die Welt um sie nur zwei tiefe leuchtende Farben, Blau an See und Himmel und Grün an Hügeln und Wäldern. Es war heiß und kein Lüftchen wehte. Ein Brennen ging von dem Seespiegel aus. Aber die wunderbare Ruhe der Landschaft ließ die Ausflügler die Hitze weniger empfinden. Sie waren mit Scherzen und Uebermut auf der anderen Seite des Berges heraufgestiegen. Hier wurden sie stiller, teilten sich in Paare und kleine Gruppen und wendeten sich einer Uferstelle des Sees zu, die von einem nahen Wald beschattet war. Hier ließen sie sich nieder, um die mitgebrachten Eßvorräte zu verzehren.

Hugo Grob hatte schon unterwegs das große Wort geführt und hielt auch hier mit Kommandieren

und Witzemachen die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Als er aber sah, daß verschiedene seiner Vereinskameraden die Adli in Beschlag zu nehmen begannen, suchte er sich, wie andere, seinen besonderen und etwas abseits gelegenen Sitzplatz und rief Adli zu sich. Er war in seinem dunklen Anzuge und runden weichen Filzhütchen ein ansehnlicher Mensch. Sein Haar und sein kleiner, kecker Schnurrbart glänzten schwarz, und schwarz und lebhaft schimmerten seine Augen. Er leuchtete mit diesen die Adli alle Augenblicke vielsagend an, so daß sie manchmal befangen und verwirrt den Kopf senkte.

Eine Weile saß sie indes wunderbar vergnügt bei ihrem Begleiter.

Der Wald zu ihren Häupten duftete, zu ihren Füßen senkte sich der grüne Grund gegen den See. Blaue Wässerlein standen im Grün, wo das Land sumpfig zu werden begann. Drüben streckte sich reglos und soldatenaufrecht gelbes Schilf, Wasserrosen schwammen zur Rechten auf dem See. Die Flügel tanzender Libellen und die Leiber der schwirrenden Mücken blitzten durch die Luft.

„Man ist hier wie aus der Welt,“ sagte Adli, von der Stille dazu geführt, zu Hugo. Sie war die Nachdenklichere von beiden und fiel immer wieder in Sinnen und Betrachten zurück, während er seinem Wesen gemäß mit Necken und Scherzen und Schöntun kein Ende wußte. Dieses Schöntun jagte von Zeit zu Zeit eine heiße Röte in Adlis Wangen; aber sie war noch so sehr ein harmloses Kind, daß sie verfängliche Worte vergaß, kaum daß sie verklungen waren, und Vertrauen und Unbefangenheit ihr rasch zurückkehrten.

Man verweilte ziemlich lange an der Stelle. Ein Geplänkel entstand zwischen den einzelnen Gruppen.

Es wurden Spiele gemacht und endlich in der Kühle des Abends bei den Klängen einer Mundharmonika und einer kleinen Pfeife ein Tänzchen geschwungen. Adli wurde dabei mehr in den Kreis der übrigen hineingezogen, und erst auf dem Nachhausewege gesellte sich Hugo wieder zu ihr. Man hatte einen anderen Rückweg gewählt und kam, als die Sonne untergegangen war, in den schönen schwarzen Sihlwald. Einzelne Paare begannen die Kühle und feierliche Einsamkeit auszukosten, indem sie sich langsam von der Hauptgesellschaft absonderten. Auch Adli fand sich mit Hugo plötzlich von den anderen getrennt auf einem baumüberbogenen Wege, wo feine hohe Gräser zärtlich nach ihren herabhängenden Händen langten und kleine weiße Blumen ihr gleichsam zum Heimweg leuchteten. Sie wurde der Abgeschiedenheit dieses Weges und des Fernseins der übrigen Gesellschaft erst gewahr, als Hugo seine Hand durch ihren Arm schob und leiser als vorher sprach, auch ein Zittern seiner Hand und Stimme ihr auffiel. Da überfiel sie ein leises Fieber wechselvoller Empfindungen. Im Grund blieb ihr ihre kindliche Arglosigkeit, allein jede der versteckten Huldigungen, mit denen Hugo sich an sie zu wagen begann, schreckte sie aus dieser Arglosigkeit auf und verwirrte sie, ohne daß sie zur Erkenntnis dessen gelangte, was alles zu bedeuten hatte. Manchmal wurde ihr Angst und wiederum manchmal überrann sie ein heißer, wohliger Schauer.

Hugo trug seinen Rock über dem Arm. Er war heiß, angeregt vom Wein und von der jungen Schönheit Adlis. Er dachte nicht nach, genoß nur mit dem Uebermut seines Wesens diesen schönen Schluß eines vergnügten Tages. Wie er tagsüber an den Schmeicheleien seiner Freunde, mit welchen diese nie sparten, und ein wenig auch am Glanz des sonnigen Tages

sich ergötzt hatte, so schwelgte er jetzt im Genuß, den die Gesellschaft des Mädchens ihm gewährte. Dabei glich sein Benehmen dem Nippen und Schlürfen am Glase, das kein volles Kosten eines Trankes, nur gleichsam ein Spielen damit bedeutet. Er war in einer verliebten Stimmung, und da er sah, daß seine schönen Worte bei dem schüchternen Kinde neben ihm keine Zurückweisung erfuhren, wurde er allmählich ein wenig dreist und kam in seine Zärtlichkeiten etwas Selbstverständliches und Herrenhaftes. Er legte den Arm um Adlis Hüfte und zog sie manchmal enger an sich.

Sie waren jetzt ganz allein, hatten einen Seitenweg eingeschlagen und hörten weder Schritte noch Stimmen der anderen mehr. Nur Baumkronen wiegten sich leise ob ihnen, und manchmal rann ein Wässerlein irgendwo im Gebüsch, dessen Stimme heimlich war, wie die Hugos. Adli hatte heiße Wangen und hielt den Blick am Boden. Da beugte sich an einer besonders dämmerigen Stelle des Weges der junge Grob nieder und küßte ihre Wange. Sie sah ihn einen Augenblick an, erschreckt halb, halb mit einem liebevollen, vorwurfshaften Fragen im Blick.

Er küßte sie wieder und nach einer Weile abermals.

„Tu's nicht," sagte sie da und machte sich ein wenig los von ihm, tat das in dem feinen Gefühl für Schicklichkeit, das in ihrem Wesen lag, und hatte dann doch, als ihr Begleiter, gleichsam entnüchtert, den Arm von ihrer Hüfte löste, die Empfindung, ihn verletzt zu haben und das Bedürfnis, ihn zu versöhnen. Sie streckte also scheu und doch vertraulich die Hand nach der seinen aus und nahm sie, obwohl er keine Bewegung ihr entgegen machte. So schritten sie, die Hände lose ineinander gelegt, bis der Weg wieder in die begangene Straße mündete und sie in eine Schar

von Nachzüglern unter der Gesellschaft ihrer Bekannten gerieten.

Hugo hatte nicht versucht, seine Zärtlichkeiten zu wiederholen. Ein Gefühl von Unbehagen erfüllte ihn, wie das Empfinden einer Niederlage oder eigener Kleinheit. Er half sich aus der Mißstimmung, indem er, mit den Vereinsgenossen wieder zusammengetroffen, seinem Uebermut die Zügel schießen ließ. Es gelang ihm auch, die anderen durch seine Fröhlichkeit mit fortzureißen, so daß er allgemeine Anerkennung fand und ebensowenig Adli mißfiel. Beim Abschied unter der Haustür des Spenglers Locher dankte ihm diese herzlich und mit warmem Erröten. Hugo drückte ihr mit einer abermaligen flüchtigen Aufwallung seines Gefallens nicht ohne Bedeutsamkeit die Hand. Dann aber machte er einen nichtssagenden Scherz, halb der Vertraulichkeit reuig, und verließ sie. Er hatte auch an diesem Abend keine Klarheit über seine Gefühle. Wohlgefällig gedachte er der Ereignisse des Tages, dann mit dem früher empfundenen Unbehagen des Augenblicks, da Adli seine Zudringlichkeit zurückgewiesen. Dann aber und auf seiner Schlafkammer angekommen, vergaß er alles, fühlte sich hundemüde und warf sich bald auf das Bett, einer, dem weder irgendein Bedenken noch irgendeine Zukunftshoffnung das Bedürfnis nach Ruhe störte.

Adli Locher war indessen ebenfalls nach ihrer Schlafkammer gegangen. Sie wußte den Vater, der Sonntags spät nach Hause kam, noch aus und hatte daher keinen Anlaß, auf irgend jemand zu warten oder zu achten. Aber sie hatte noch kein Verlangen nach Schlaf. Sie setzte sich ans offene Fenster und sah in die helle Nacht hinaus.

Sie wohnte hoch über den vielen Menschen, welche das Haus beherbergte, in einem Kammerverschlage

neben dem Estrich. Die Kammer war kahl und hatte ärmliches Gerät, aber mit ein paar billigen Bildern, einer gehäkelten Decke da und dort hatte Adli sie wohnlich gemacht. Man sah auch die grauen, häßlichen, verwetterten Außenmauern des Hauses hier oben nicht. Nur das alte Ziegeldach senkte sich vom Gesimse des Fensters steil abwärts. Auf dem Gesimse standen zwei Blumentöpfe, eine Geranie und eine kleine Rose, die eine blühte rot, die andere weiß, und der Nachtwind rührte die Blüten manchmal ein wenig an wie mit sanften, spielenden Fingern eines Kindes, wenn er am Fenster vorüberstrich. Der Mond stand am Himmel gerade vor Adlis Stube. Die Geländer der Zinnen und die Firstbleche und die Drähte, die über den Häusern gezogen waren, glänzten in seinem Schein. Wenn Adli aufstand und sich aus dem Fenster beugte, sah sie hinab in seltsam dämmerige Gassen, aus denen nur selten ferne Schritte klangen, aber auch ein Stück Fluß übersah sie noch, und das Mondlicht schwamm mit den Wellen wie ein Silberbach in die dunklere Flut gegossen und in ihr zerrinnend und in ihr sich wieder sammelnd und immer blitzend, immer blitzend.

Es war eine Nacht zum Wachen und Sinnen.

Adli Locher hielt den Kopf in die Hand gestützt und saß da, befangen von der Schönheit der Nacht. Die Gedanken wollten sich nicht sammeln. Bald war ihr wohl, bald weh zumute. Dann kam ihr die klare Erinnerung wieder. Sie nahm die Hand von der Wange und legte sie mit der anderen in den Schoß und fühlte ihr Herz klopfen. Sie fühlte, wie Hugo Grob sie küßte und wie sein Arm sich um ihre Hüfte zusammenzog. Sie spürte und lebte alles noch einmal, und dann glänzte es in ihren Augen silbern wie drunten im Fluß. Sie hätte beinahe geweint. Und

war doch froh. Sie wußte aber nicht, warum. Es fiel ihr dann nur Meister Gottfried ein, und sie hatte fast Angst vor der nächsten Begegnung mit ihm, als ob sie wüßte, daß sie ihm da etwas verheimlichen würde, was sie ihm doch gern sagte und meinte zu sagen verpflichtet zu sein.

4

Es war auch so, wie Adli Locher es am Abend gefühlt hatte. Ihr wurde heiß, als sie am nächsten Tage mit einem Auftrag des Vaters in Meister Gottfrieds Werkstatt trat. Hugo war nicht dort. Sein Vater stand allein an der Hobelbank. Er fragte nach dem Ausflug am Sonntag, ob es ihr gefallen und dergleichen. Da erzählte sie von dem fröhlichen Ereignis. Das Herz sprang ihr dabei in einer heißen Glückseligkeit. Sie empfand eine Liebe zu Meister Gottfried, wie man sie für einen Vater hegt, und sie hätte ihm den Arm um den Hals legen und den Kopf an seine Brust lehnen mögen. Dann wurde sie plötzlich wieder befangen, und es schien ihr Unrecht, daß sie dem nachbarlichen Freunde nicht vertraute, was gestern geschehen und an was sie immer denken mußte. Als Hugo bald danach eintrat, errötete sie so, daß sie sich kaum zu helfen wußte, er aber war ganz unbefangen, redete viel und leichthin wie alle Tage und verriet mit keinem Worte und mit keinem Blicke, daß seit gestern etwas zwischen ihm und Adli anders war.

Der Sommer ging dann und der Winter kam wieder.

Hugo Grobs Benehmen dem Mädchen gegenüber war ungleich. Einmal nahmen ihn seine Vereinspflichten und andere Interessen völlig in Anspruch, dann schien er Adli gänzlich zu vergessen, grüßte sie

kaum oder nur flüchtig, ein anderes Mal war es wieder, als erinnere er sich ihrer plötzlich, und er war wieder aufmerksam, voll heimlicher Zärtlichkeit, zuweilen selbst keck. Das geschah, weil ihn in diesen Stunden irgendein Zufall auf Adlis Reize aufmerksam machte, weil der Barbier auf der Bildfläche erschien, oder ihm, Hugo, sonst irgendwie zu Bewußtsein kam, daß das Mädchen ihm immer noch verloren gehen konnte.

In Adli selbst vollzog sich indessen ein langsames Reifen, Erkennen und Klarwerden. Es war ein wunderbarer Vorgang, wie in diesen Tagen aus dem Kinde die Jungfrau wurde. Das wechselnde Wesen Hugos machte ihr Gedanken und Schmerzen. Es entsprach gar nicht dem, was sie nach dem Ereignis jenes Sonntags unbewußt erwartet hatte. Sie erlebte, während Hugo sie häufig übersah, Enttäuschung um Enttäuschung, aber ihr Vertrauen war so groß und ihr Rechtlichkeitssinn so fest, daß sie aus diesen Enttäuschungen nichts schöpfte als Geduld. Nicht mehr durch die Erregung des Augenblicks verwirrt, begann sie ihr Verhältnis zu Hugo zu überdenken. Sie hatte sich von ihm küssen lassen, ja sie war in gewissem Sinne seiner Zärtlichkeit unwillkürlich entgegengekommen. Sie fühlte jetzt, daß das nur hatte geschehen können, weil sie dem Nachbarsohn schon lange gut gewesen war. Und es war ihr nun, als habe es überhaupt gar nicht anders kommen können. Sie hatte doch immer so halb zu den Grobs gehört und — sie lächelte in glücklicher Gewißheit — das Ende war eigentlich schon lange vorauszusehen, Hugo und sie mußten einmal zusammengehören. Unter solchen Gedanken verlor Adli allmählich alle Unruhe und alle Zweifel und tröstete sich, daß es ganz natürlich sei, wenn der vielbeschäftigte Hugo für sie nicht immer Zeit habe. Sie richtete sich so, ohne es selbst zu

wissen, auf ein großes, lächelndes, langes und selbstverständliches Warten ein. Nur ein leiser, feiner Klang größerer Wärme und Vertraulichkeit, der in dieser Zeit in ihrem Benehmen gegen Vater und Sohn Grob mitschwang, hätte verraten können, in welch fröhlicher und starker Sicherheit sie lebte.

Das Verhältnis zwischen Meister Gottfried einerseits und Hugo anderseits besserte sich indessen nicht. Mehrere Male während des Winters hatte Grob mit dem Sohne Unterredungen, zu denen der ältere Mann alle seine Ruhe und seinen Ernst zusammennahm. Die nächste Unterredung war immer ein wenig kürzer, aber auch ein wenig erregter als die vorhergehende. Schließlich hörten die gegenseitigen Auseinandersetzungen auf, und an ihre Stelle trat wieder die Reizbarkeit, ein heimlicher Krieg, der eines Tages in einem großen Sturm endete. Gottfried Grob verlor dabei zum erstenmal in seinem Leben seine Selbstbeherrschung.

„Ein widriger Gesell bist du," schalt der aufgeregte Mann den Sohn, „zur Arbeit nichts nutz, mit dem Kopf voller Faxen, mit einem Mundstück wie ein Krämerjud! Ein Hohlkopf bist du, aus dem seiner Lebtag nichts werden kann und wird, wenn dir nicht irgendein Wetterstrahl ins Innerste fährt und dir die wurmstichige Art ausbrennt, die ich dir seit Jahren auszuschneiden versucht habe."

Ein wenig dachte er dabei selbst den Wetterstrahl zu schleudern und gab Hugo zur Kenntnis, daß er ihm eine Stelle in einer großen mechanischen Schreinerei in Frankreich verschafft habe, wo, wie er höre, ein fester Leiter ein eisernes Regiment führe. Da wolle er ihn selber hinbegleiten und gerne sehen, ob ein Fremder, den keine Herzensrücksicht zur Nachgiebigkeit verführe, aus einem halbgefehlten Menschen noch etwas zu machen vermöge.

Hugo ließ den väterlichen Zorn diesmal ohne viel Widerrede, zu der ihm sonst die Worte keineswegs zu fehlen pflegten, über sich ergehen, einmal, weil die sichtbar aus dem Innersten kommende Macht dieses Zornes ihn aufs Maul schlug, dann aber auch, weil ihm der Gedanke gar nicht so unsympathisch war, aus des Vaters Werkstatt hinaus und in die weite Welt zu kommen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr reisten Vater und Sohn ab, jener beklommenen Herzens; denn er war nie weit über die Landesgrenzen hinausgekommen, hatte sich mit den Jahren immer mehr in sich selbst zurückgezogen und suchte die Gesellschaft seiner Bekannten nicht, geschweige denn diejenige fremder Menschen. So war die Reise ein großes Opfer für Meister Gottfried, indem er im Verkehr mit den Fremden, deren Sprache er zudem nur eben radebrechte, von einer Verlegenheit und Befangenheit in die andere fiel. Der würdige Mann ließ sich das zwar nicht merken, heimlich aber quälte und ärgerte es ihn um so mehr. Hugo dagegen war ganz in seinem Fahrwasser, gewann während der Reise und bei Ankunft an ihrem Ziele die vortrefflichste Laune und versicherte den Vater, daß eine solche Fahrt in die Weltfreiheit ihm nur gefehlt habe und daß er hier seinen Weg sicher machen werde.

Meister Gottfried schwieg zu den Worten, die ihm wie schon oft zu hoch tönten, fügte nur Mahnung zu Mahnung, solange er noch bei ihm war, und ließ ihn zuletzt in seiner neuen Stellung, ohne selbst die Beruhigung und Genugtuung mit heimnehmen zu können, die er sich vielleicht zu holen gehofft hatte. Er hatte wohl gesehen, daß die Nachricht nicht gelogen, die von einer strengen Geschäftsleitung des Unternehmens gesprochen, allein er empfand auch, daß der einzelne

Arbeiter in dem Großbetriebe nur gleichsam ein kleiner Bestandteil einer Maschine war, den man je nach Gutdünken entfernte und ersetzte, wenn er sich abgenutzt hatte. Ein tieferes Interesse vom Meister zu Untergebenen bestand nicht, und eine flüchtige Unterredung, die ihm der Fabrikleiter gewährt, hatte ihm gezeigt, daß man da nicht Zeit hatte, sich mit seinen Sorgen und Interessen auch nur vertraut zu machen, noch viel weniger dieselben zu teilen. So kam Meister Grob still und gedrückt von seiner Reise zurück und gab nur wortkarge Auskunft auf die vielen Fragen, welche die redselige und für den Neffen besorgte Schwägerin an ihn stellte.

Am Abend des nächsten Tages, als Grob selbst wieder in der Werkstatt stand, kam Adli Locher zu ihm herein. Es war keineswegs verwunderlich, daß sie sich nach dem Kameraden erkundigen kam, aber sie errötete doch und machte zuerst allerlei Umschweife, ehe sie mit der Frage nach Grobs Reise und seinem Sohne herausrückte. Ueber der Stadt stand eine brennende Abendwolke, welche ein rotes Licht in die Werkstatt und in die Gesichter Meister Gottfrieds und des Mädchens warf. Es bedünkte aber Adli, als sei der Schreiner auf der Reise älter geworden. So viel weiße Haare glaubte sie vorher nie auf seinem Kopf und in seinem Bart gesehen zu haben.

Er blies den Hobel aus und lehnte sich, jenen in der Hand behaltend, an seinen Werktisch.

„Diese Reise," sagte er, „ist wohl auch wieder für nichts gewesen, und wenn der Herrgott nicht hilft, so wird der Bub zugrunde gehen, wie ich es vorausgesehen und ihm lange gesagt habe."

Es war das erstemal, daß er sich gegen irgend jemand so offen und so hoffnungslos über den Sohn äußerte. Es geschah auch etwas, was Adli aufs tiefste

erschütterte und was sie nachher nie vergaß. In den Ecken von Meister Gottfrieds ruhigen, verständigen Augen standen auf einmal zwei kleine Wässerlein, in die er nun mit dem harten Finger fuhr und die er damit langsam zerdrückte. Er hob dann an zu erzählen und zu schildern, wie wenig Vertrauen ihm die Art und Weise einflößte, in welcher Hugo sein neues Leben begonnen. Als er bemerkte, daß Adli Miene machte, zu widersprechen, kam er, rasch fortfahrend, ihr zuvor und versicherte: Gewiß, der Sohn habe auch gute Eigenschaften, es fehle ihm zweifelsohne nicht an einer raschen Auffassungsgabe und klarem Verstand, und eine gewisse Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit der Umgangsformen mache ihm manche Leute geneigt, aber es sei doch nicht das Rechte, es fehle seinem Charakter der feste Grund, die Geradheit, die doch im Leben der beste Begleiter sei. Er bemühte sich, seinen Standpunkt einmal möglichst klar darzulegen. Sein Sinn war so gerecht, daß er, wo er einen Schatten fand, auch immer wieder ein Lichtlein aufzusetzen sich bemühte.

In der Lebhaftigkeit des Gesprächs rückten die beiden einander immer näher und saßen einander am Ende auf zwei sonderbaren Sitzgelegenheiten, einer Bretterschicht und einem Sägebock, gegenüber. Meister Gottfrieds Stimme wurde wärmer und leiser. Es war manchmal fast, als ob er mit sich selber spräche, und er schien das Bedürfnis zu haben, sich einmal über sein ganzes Leben Rechenschaft zu geben; denn er ging, von Hugo sprechend, Jahre und Jahre zurück bis dahin, wo jener noch ein Kind gewesen und noch weiter, da seine Mutter, Grobs Frau, noch gelebt hatte.

„Da bin ich nun,“ erzählte er unter anderem, „mit dem Knaben allein geblieben und bedurfte auch

niemandes als des Kindes. Ich baute mir auf dem kleinen Burschen gleichsam eine Zukunft auf und hobelte und feilte daran und — und sie will mir doch nicht geraten. Das aber ist mir noch bei keiner Arbeit geschehen, denn ich habe in meinen jungen Tagen gelernt, meistermäßig zu arbeiten."

Je weiter er sprach, um so deutlicher zeigte sich, wie der Sohn und die Hoffnung auf denselben den Hauptinhalt seines Lebens bildeten.

Sowohl er als Adli fühlten aber auch im Laufe des Gesprächs immer mehr, ein wie großes gegenseitiges Vertrauen sie zu dieser Aussprache führte, und es wäre nicht not gewesen, daß Meister Gottfried hinzugefügt hätte: „Ich würde zu niemand sonst, nicht einmal zur Schwägerin, so frei vom Herzen weg über diese Sache reden."

Als er das aber gesagt hatte, empfand er, daß er auch fortfahren mußte, und ebenso unwillkürlich, wie er zu seiner eigenen Lebensschilderung gekommen war, gelangten sie nun zu einer zweiten heimlichen Beichte.

„Ich habe es wohl gesehen," fuhr Grob zu Adli gewendet weiter, „daß du Hugo gern siehst. So bin ich deiner Teilnahme sicher und kann über alles mit dir reden."

Adli wagte anfänglich nicht aufzusehen, und ihre Hand, mit der sie sich auf die Bretter stützte, zitterte sichtlich. Dann gestand sie: „Ja, wir sind wirklich immer gute Kameraden gewesen, Hugo und ich," und im Laufe des Gesprächs meinte sie: „Ich wundre mich, ob er mir auch einmal schreiben wird."

So fielen kleine Schlaglichter auch auf ihr Verhältnis zu Hugo Grob, und ohne mit nackten Worten es einander gesagt zu haben, gewahrten sie beide, daß ihre Lebenshoffnung auf demselben Menschen stand.

Das Rot in der Werkstatt und auf ihren Gesichtern erlosch. Sie merkten es nicht. Sie vergaßen die Zeit. Es lag ihnen in ihrem Beisammensein wie ein Trost und eine tiefe, kaum verstandene Freude, so daß sie, selbst als es nun ganz dämmerig wurde und ihre im wachsenden Dunkel immer leiser gewordenen Stimmen am Ende ganz verstummten, noch eine ganze Weile saßen und daran reuten, der friedlichen Stunde ein Ende zu geben.

Zuletzt erhob sich Adli Locher, und Meister Gottfried folgte ihr unter die Werkstattür. Da steckte der Laternenanzünder drüben vor dem kleinen Laubengang, der in die Gasse Einlaß gab, schon die Gasflamme an.

5

Eben häufig schrieb Hugo Grob nicht aus der Fremde. Der Vater erhielt ein paarmal eine Karte mit der Nachricht, daß alles gut gehe. Das, was Meister Gottfried hätte wissen mögen, wie die Stellung ihm behage und wie er darin vorwärtskomme, war aus den paar Worten nicht zu lesen. Den ersten ausführlichen Brief bekam das Fräulein Grandjean, die Tante. Es stand darin manches von schwerer Arbeit, von Unterdrückung der Arbeiter durch den Geschäftsleiter, mehr von dem flotten, freien Leben, welches das Ausland im Gegensatz zu der engen und engdenkenden Heimat gewähre, am meisten von einem Besuch in Paris, dessen großzügige geschäftliche Unternehmungen dem jungen Grob einen starken Eindruck gemacht haben mußten.

„Er hat den Blick für dergleichen," sagte die Tante mit unverhehlter Bewunderung. „Er will ins Große."

„Er nimmt das Maul voll in allem," entgegnete Meister Gottfried hart und bitter, „aber Worte und Taten sind zweierlei."

Noch am selben Tage schrieb er an den Sohn und verlangte Auskunft, ob man mit ihm in seiner Stellung zufrieden sei.

Nach zwei Wochen kam sie: Er habe in der kurzen Zeit noch keine Meinung sich bilden können, ob ihm die Tätigkeit zusagen werde, jedenfalls entspreche die Behandlung seinen Erwartungen nicht. Er erging sich dann in Auseinandersetzungen über das, was die neue Zeit den Arbeitern gewähre und gewähren müsse, machte auch allerlei Bemerkungen darüber, daß das Unternehmen zu sehr unter Gesichtspunkten geführt werde, die sich überlebt hätten.

Meister Gottfrieds Miene wurde finster. Das waren die alten Phantastereien. Keine Spur von ehrlichem Fleiß, von Gewissenhaftigkeit und Achtung für die Vorgesetzten! Seine Fäuste ballten sich heimlich. Daß er diesen Geist in seinem Buben nicht erwürgen konnte!

Als er wieder schrieb, ließ er in den Brief eine Drohung kommen: „Wenn Du auf dem Weg nicht rechttun willst, den ich Dir ausgesucht habe, so magst Du für Dich selber sorgen. Ich halte die Hand nicht länger über Dir." Als Nachschrift trug das Schreiben die Bemerkung: „Die Adli Locher frägt häufig nach Dir."

Die Adli hatte bis dahin nichts von Hugo gehört. Es tat ihr manchmal weh; dann redete sie sich ein, daß er ganz recht habe, daß es unschicklich wäre, wenn er ihr schriebe. Aber einige Zeit nach dieser väterlichen Mahnung kam auch ein Brief für sie. Er enthielt nur oberflächliche Schilderungen. Aber Adli las ihn fünfzigmal, immer wieder, fühlte aus

den Grüßen, die am Schlusse standen, Dinge heraus, die ihr Herz klopfen machten, und bauschte in sich selbst die Tatsache, daß der Kamerad nun doch und so ganz wider Erwarten geschrieben, zu einem ganz wundersamen Ereignis auf. Und Adli war glücklich und sprach von Hugo zu seinem grollenden Vater mit einer weichen, heimlichen Fürbitterstimme.

Die Zeit ging. Mehr Briefe Hugos kamen ins Haus Grob. Sie wurden kürzer und unzufriedener mit jedem Male. Das sei schon lächerlich, stand in einem, diese Spitzfindigkeit und Peinlichkeit im Dienste. Von Sklaverei schalt ein anderer.

Meister Gottfried hatte schwere Tage. Er, der der fleißigste Arbeiter gewesen, konnte jetzt alle Augenblicke in seinem Werken innehalten, von Gedanken übernommen. Es kam alles, sann er, wie er es hatte kommen sehen. Dem Verderben zu trieb der Sohn! Manchmal setzte er sich in die dunkelste Ecke seiner Werkstatt, grub den Kopf in die hohlen Hände und stöhnte. Er wollte sich zum Zorn zwingen und den Burschen aufgeben, der wider all sein Wehren fehlte: Mochte er sehen, wie er durch den Schmutz kam! Er wollte ihn wegschneiden von sich, wie man ein krankes Glied wegschnitt. Aber Gottfried Grob hätte zu tief schneiden müssen; der Sohn war an seinem eigenen Leib dort festgewachsen, wo das Leben sitzt. So hob er sich aus diesen Augenblicken der Verzweiflung immer wieder zu anderen neuen Hoffnungen und neuer Mühe. Er schrieb an Hugos Prinzipal. Erst auf einen zweiten Brief erhielt er Antwort. Eine in ihrer rücksichtslosen Kürze niederschmetternde: „Ihr Sohn hat die Fabrik ohne Kündigung verlassen. Er ist ein unwilliger und müßiger Mensch, der nirgends zu brauchen sein wird."

Meister Gottfrieds Hand zitterte, als er in der

Werkstatt den Brief gelesen hatte. Er legte ihn mit dieser unsicheren Hand beiseite, griff zum Werkzeug und beugte sich über das Brett, das auf die Hobelbank gespannt war. Lange arbeitete er mit verbissener Hast, Gram und Grimm führten ihm die harten Hände. Dann nahm er den Brief noch einmal auf und durchlas ihn, steckte ihn darauf ein und ließ niemand ihn sehen, sprach auch zu niemand von dem, was geschehen war. Vierzehn Tage lang trug er seine bittere Wissenschaft mit sich herum. Das Fräulein Grandjean hob über einer Mahlzeit von Hugo an und wunderte sich, warum man nichts von ihm höre. Er tat, als ob ihre Bemerkung überhaupt nicht gefallen sei. Auch Adli Locher begegnete er ein paarmal in dieser Zeit. Sie freilich fragte nicht mit Worten, fragte nur mit den Augen, denn sie fühlte irgendwie, daß er nicht vom Sohne sprechen wollte. Aber auch ihr gab er keine Antwort.

Von Hugo kam keinerlei Nachricht.

In Schweigen und heimlichem Ringen riß Meister Gottfried sich von ihm los. Die Liebe lehnte sich wider seinen Zorn und seine Ueberzeugung, daß der Sohn ein Verlorener sei, mit heißer Tapferkeit auf. Tag und Nacht stand diese Liebe auf, und Meister Gottfried legte gleichsam seine festen Fäuste beide um den Hals des Gegners und würgte ihn nieder, in Tagen und Nächten, bis — bis er nach zwei Wochen scheinbar tot lag.

Dann konnte Grob von seiner Erfahrnis reden. Er tat es nicht zur Schwägerin, sondern zu Adli Locher.

Miteinander und zu gleicher Zeit traten sie eines Abends, als die Lichter brannten und in die Wellen der Limmat ihren Widerschein fallen ließen, in die Säulenlaube, die in die Gasse mündete. Sie waren

von verschiedenen Seiten gekommen und erkannten einander erst, als sie dicht nebeneinander gingen. Sie wußten aber, als sie sich gegrüßt hatten, beide nicht, wovon sie sprechen sollten, und fühlten doch, daß im Vordergrund ihrer Gedanken dasselbe, Hugo, stand. Und Meister Gottfried erinnerte sich auf einmal, daß das Mädchen neben ihm noch eine Hoffnung hatte, von der er wußte, daß sie sterben mußte und daß er die Schuldigkeit hatte, ihr die Hoffnung abzutöten. Wie er über sich selbst Herr geworden war, so tat er auch das mit männlicher Entschlossenheit.

Der Abend war warm, obschon es an den Herbst ging.

„Ich möchte dir gern noch etwas sagen, wenn du Zeit hast," sprach Meister Gottfried Adli an, und sie, halb erschrocken, halb verwundert, antwortete leise: „Gewiß habe ich Zeit."

Da öffnete er das kleine Tor am Gemüsegärtchen und ließ sie vor sich eintreten. Die Laterne von drüben warf gerade genug Helligkeit in den Weg, daß sie sehen konnten, wohin sie gingen. Auf der Bank hieß er sie Platz nehmen, blieb vor ihr stehen und sagte: „Ich wollte dir nur zu wissen tun, daß der Sohn und ich geschieden sind für immer."

„Mein Gott," fuhr das Mädchen auf.

Er erzählte kurz und klar, was geschehen war. Daß er keine Nachricht von Hugo habe, auch keine mehr erwarte. „Es ist kein Verlaß auf ihn, nie gewesen und wird nie sein. Im Elend wird er zuletzt enden."

Adli schwieg. Die goldenen Funken, das Abbild der Sterne, tanzten im Wasser des vorbeiziehenden Flusses. Solcher Funken tanzten unzählige vor Adlis Augen. Ihr schwindelte, so daß sie die Hand an die Stirn legen mußte. War wirklich alles so, wie

Grob es sah? Konnte nicht Hugo es besser wissen als sie hier zu Hause und doch noch seinen Weg machen? Allerlei kleine Hoffnungen schossen in ihr auf.

„Ich weiß, daß es dir weh tut," sagte Grob mit seiner festen Stimme. „Der Luftikus hat dir allerlei in den Kopf gesetzt. Ich habe es wohl gemerkt. Vergiß es und sage dir, daß er deiner nicht würdig gewesen ist. Traurig genug, wenn ein Vater das von seinem einzigen Sohne sagen muß."

Adli faßte sich. Sie konnte noch nicht antworten, aber sie gab sich Mühe, das rechte Wort zu finden.

„Du hast keine Ursache, den Kopf hängen zu lassen," fuhr Meister Gottfried bestimmt fort. „Ein Mädchen wie du gilt noch etwas in der Stadt. Es werden bald genug junge Leute da sein, die —"

Adli unterbrach ihn. „Davon wollen wir nicht reden. Ich glaube immer, er, Hugo, wird Ihnen doch noch einmal Freude machen."

Mit diesen Worten schob sie gleichsam ihre eigenen Bekümmernisse als etwas Ueberflüssiges beiseite und gab den Dingen den Stand, den sie in Wirklichkeit hatten.

Meister Gottfried freute sich an ihr, wie er sich immer gefreut hatte, sein Herz war ganz warm in ihm. Als sie gleich darauf aufstand, wollte er ihren vorigen Worten nicht widersprechen, nahm sie nur bei der Hand, und sie dem Gartenausgang zuführend, sagte er: „Es wird mir doch lieb sein, wenn du noch manchmal wie früher ein Wort mit mir redest."

Auch sie fühlte die alte Anhänglichkeit an ihn und begriff mehr als bisher seinen Kummer und die ehrliche Festigkeit, mit der er jenen trug.

„Gewiß komme ich," antwortete sie ihm, mit einem Lächeln zu ihm aufblickend, und drückte seine

Hand. Die Hände noch ineinandergelegt, gingen sie aus dem Gärtlein.

Als Adli dann allein war und überdachte, was sie gehört hatte, kamen die kleinen eigennützigen Hoffnungen wieder, die wie Feuerlein aufgeschossen waren. Sie wollten nicht das Geschehene ungeschehen machen, beschönigten nur alles und verteidigten den untreuen Hugo Grob. Seiner Stelle und seinem Berufe vielleicht sei er untreu geworden, aber das hätte ihr doch keiner gesagt noch bewiesen, daß er auch an sie, Adli, nicht mehr dachte. Er m u ß t e sich jenes Ganges durch den Wald noch erinnern! Und — und, vielleicht wenn er mit dem Vater uneinig war, würde er erst recht an sie wieder einmal schreiben. Und — und am Ende konnte sie beiden nützlich sein, sie gar wieder zusammenführen!

Die Romantik ihrer jungen Jahre wachte in ihr auf. Sie wollte dem Kameraden einmal einen ernsten Brief schreiben, ihm Vorstellungen machen! Vielleicht war sie bestimmt, ihm, dem Fahrigen, Halt zu geben.

So träumte die junge Adli und baute aus dem schlimmen Ereignis Zukunftsschlösser auf, von denen lustige Wimpel in die Winde flatterten, ließ aus der einen Hoffnung, die Meister Gottfried in ihr hatte ertöten wollen, ein ganzes Büschel neue sprießen, wie es eben so Menschenart.

Vorläufig blieb es freilich bei Träumen und Gedanken; denn wochenlang erfuhren weder sie noch Meister Gottfried, wo Herr Hugo sich in der Welt umhertrieb. Zwei Monate, nachdem er die Schreinerei plötzlich verlassen, schrieb dieser endlich aus einer amerikanischen Stadt. Er gedenke sich seinen Weg selber zu suchen. Der Brief enthielt keinerlei Erklärung für Hugos Durchbrennen, auch keinerlei Entschuldigung, noch ließ er irgendwie durchblicken, was Hugo in

Zukunft zu beginnen gedenke. Er war in einem Tone abgefaßt, der zu sagen schien: Mir hat jetzt keiner mehr etwas zu sagen; ich werde schon für mich selber sorgen. Mit einem Male verschob er die Stellung, die Hugo bisher zum Vater eingenommen hatte, vollständig. Bisher war Hugo von diesem abhängig gewesen, ja hatte in einer gewissen Furcht vor ihm gelebt, jetzt tat er ihm nur zu wissen, was ihm beliebte, zeigte gleichsam, daß es in seinem freien Ermessen lag, sich um seinen Alten zu kümmern oder nicht, und gab so seinem Briefe gleichsam einen leisen Anhauch von Mitleid: Ich will dir, Vater, doch sagen, wo ich zu finden bin.

Meister Gottfried empfand das alles, und es brannte ihn im Innern; aber da er überzeugt war, daß die Vergeltung für die Undankbarkeit seines Einzigen nicht ausbleiben werde, war seine Angst so groß wie sein Groll. Daneben wunderte er sich ein wenig, daß Hugo kein Geld von ihm verlangte. Den Brief aber ließ er unbeantwortet und nahm sich so mit harter Selbstüberwindung ebenfalls die Möglichkeit, weitere Nachrichten von dem Fernen zu bekommen. Diese blieben denn auch für Meister Gottfried wirklich aus, Wochen und Monate und Jahre.

6

Während von Hugo Grob nichts mehr verlautete, nur das Fräulein Grandjean zuweilen eine Karte mit einem kurzen Gruß erhielt, aus deren Poststempel zu ersehen war, daß der Schreiber in der Neuen Welt auch nicht am gleichen Platze sitzen blieb, nahm der Verkehr Adlis mit dem Nachbar Schreiner seinen Fortgang. Das Mädchen, das dem Vater die Haushaltung führen mußte und darum sich keinen Verdienst

außer dem Hause suchen konnte, hatte das Nähen gelernt und nahm sich Arbeit ins Haus. So blieb ihr wenig freie Zeit, aber sie tat kaum je einen Gang aus diesem Hause, ohne Meister Gottfried in der Werkstatt aufzusuchen. Es mochte dies anfänglich geschehen, weil Adli auf Nachrichten von Hugo wartete. Sie hörte von dem Briefe aus Amerika erst nach und nach, denn Grob war nicht mitteilsam in seinem heimlichen Kummer. Sie schob dann die Absicht, selbst an den Jugendkameraden zu schreiben, immer mehr hinaus, vielleicht weil auch sie langsam die Hoffnung auf einen Brief von ihm verlor. Allmählich aber waren es auch Alltagsinteressen, welche Adli und Grob zusammenführten. Adlis Leben war mit der Zeit härter geworden. Der Vater ergab sich mehr und mehr dem Trunk; sein Geschäft und Verdienst gingen zurück, und seine Gesundheit litt darunter. Er war aber mehr ein schwacher als ein bösartiger Mensch und legte so Adlis Verkehr mit dem Nachbar nichts in den Weg. Das Mädchen, das an dem eigenen Vater keinen Berater hatte, geriet in die freundliche Gewohnheit, sich Rat und Trost bei Meister Gottfried zu holen. Dieser nahm sich des Mädchens mit ähnlicher väterlicher Liebe an, wie er sie ihr als Kind gezeigt hatte. Es war ein stilles Hinundher der beiden Menschen auf einer Brücke, die aus Vertrauen und Anhänglichkeit gebaut war.

Adlis Vater erlitt zwei Jahre, nachdem Hugo die Stadt verlassen hatte, einen Schlaganfall und wurde nun in ein lange währendes Siechtum geworfen, während dessen er weder arbeitsfähig noch bei guten Sinnen mehr war. Da wurde Meister Gottfried auf Adlis Wunsch von der Behörde ihr zum Sachwalter beigegeben, und aus den Zusammenkünften und Besprechungen, die ihnen daraus erwuchsen, kam ihnen

eine rechte Lebensfreude. Sie schauten beide nicht nach fernen Zielen, sondern suchten ihr kleines Alltagsglück in der Enge. Ihre Bescheidenheit aber machte ihnen ein Glück aus Nichtigkeiten. Wenn auch, ohne daß sie es sich selbst oder einander gestanden, am Grunde ihrer Seele eine große Enttäuschung lebendig blieb, so waren sie doch zu gesund, als daß sie ihre Tage in kopfhängerischem Mißmut zugebracht hätten, und so sproßten ihnen bald da, bald dort jene kleinen, schönen Lebensblüten der Zufriedenheit, die vielleicht mehr als ein großer Glückszufall dem Dasein Wert zu geben vermögen.

Der Barbiergehilfe, welcher schon seit Jahren in Nebenbuhlerschaft zu Hugo Grob gestanden hatte, mühte sich in dieser Zeit eifriger um Adli. Er war ein etwas lächerlicher, geckenhafter und beschränkter Mann, der es aber ehrlich meinte und ein anständiges Auskommen hatte. Sein Werben, das oft in Fensterpromenaden und drolligen Aufmerksamkeiten sich erging, war für Adli und Meister Gottfried eine Quelle des Vergnügens, indem das Mädchen dem alten Freunde jedes neue Ereignis getreulich melden kam. Bald jedoch erhielt dieser Freier ernsthaftere Mitbewerber. Es gab Leute genug, die nicht nur das anmutige Aeußere der einfachen Spenglerstochter anzog, sondern die auch deren treulichen Fleiß und sittiges Wesen zu würdigen wußten, und Adli bekam nacheinander drei Anträge, von denen jeder ihr in eine sichere Lebensstellung und ein behagliches Daheim helfen wollte. Wenn sie jeweilen mit dem Briefe, der ihr einen solchen Antrag brachte, zu Meister Gottfried ging, war es nicht, um ihn zu hören, ob sie ja oder nein sagen sollte, denn das Was der Antwort stand ihr schon immer fest, nur das Wie machte ihr Gedanken. Alle drei jungen Männer waren schätz-

bare Bürger, und es wurde Adli nicht leicht, Hoffnungen zu zerstören, von denen sie wußte, daß sie in ehrlichem Herzen wohnten.

„Wenn sie mich doch nicht sehen wollten," klagte sie, als sie Meister Gottfried den dritten Brief brachte. „Es sind so viele bessere Mädchen, als ich bin, in der Stadt. Warum müssen sie denn gerade auf mich verfallen?"

Meister Gottfried jedoch nahm die Sache viel ernster und stellte Adli fast mit Strenge vor, daß sie ihrer Jugend zu wenig die Zügel lasse. Sie habe sich, wenn er das recht sehe und verstehe, in eine Neigung hineingesponnen, die einem Unwürdigen gehöre, für welche sie wohl niemals Dank ernten werde, und sie müsse ihrem Herzen wieder Spielraum geben, damit es auch die Vorzüge anderer gegenüber den wahrhaftig kleinen des einen abzuschätzen vermöge.

Sie waren noch kaum je so bestimmt auf das zu reden gekommen, was zwischen Hugo und Adli gewesen. Nun aber ließ das Mädchen unwillkürlich noch einen Schleier mehr fallen und sagte, die braunen Augen hell zu denen Meister Gottfrieds erhoben: „Sehen Sie, Herr Grob, das kann ich nun eben nicht regieren. Wenn es einem Menschen daheim gefällt, so können Sie ihn nicht zum Wandern zwingen, und wenn ich nun in meinem Garten einen Blumenstock gepflanzt habe, der mir nicht gedeihen will und den ich darum um so eifersüchtiger hüte, so kann da keiner helfen, ich am allerwenigsten."

Gottfried Grob dachte in diesem Augenblicke an den Sohn, packte und schüttelte ihn gleichsam im Geiste: Du törichter Mensch, der so ein Glück hat am Wege übersehen können! Dann aber fuhr er fort, Adli Vorstellungen zu machen: Daß sie an die

Zukunft denken müsse und daß die erste schwärmerische Liebe noch lange nicht immer die fürs Leben gültige sei. Er brachte es schließlich so weit, daß Adli versprach, noch einige Tage sich alles zu überlegen, ehe sie absagte; allein, als sie ihn verließ, empfand er doch, daß ihr Entschluß schon gefaßt war und sie nicht wider ihre Natur konnte, deren innerstes Wesen Beständigkeit und Treue war.

In der Tat wies Adli nach einigen Tagen auch den dritten Freier ab, und es mochte vielleicht von da ab ein Gerücht unter ihre Bekannten gedrungen sein, daß sie ihr Herz schon für immer vergeben habe; denn der dritte Freier blieb für lange Zeit der letzte. Meister Gottfried fand sich von da an nur noch mehr zur Teilnahme für Adli verpflichtet. Ihr freundschaftlicher Verkehr nahm seinen Fortgang. Scheinbar bedurften sie dabei des fernen Hugo nicht mehr, aber es war eigentümlich und rührend zugleich, wie er doch am Grunde aller ihrer Gedanken war, so zwar, daß sie bei jedem Zusammentreffen und nachdem sie vielleicht von den verschiedensten und weitabgelegensten Dingen gesprochen, plötzlich wieder bei dem Verlorenen anlangten und sein Name ihnen fast wider Willen von den Lippen kam.

Eines Wintertages starb Adli Lochers Vater. Ein nochmaliger Schlaganfall erlöste ihn von schlimmen, kranken Tagen und nahm seiner Tochter eine große Last ab. Gottfried Grob hatte von dem Nachbar Spengler nie eine hohe Meinung gehabt, aber als ihm eine im gleichen Hause mit dem Verstorbenen wohnende Frau von dessen plötzlichem Tode Nachricht brachte, legte er den Hobel beiseite, stäubte seine Kleider aus, zog den Ausgangsrock an und ging in die Lochersche Wohnung. Ueber unsaubere Stufen und durch ein verwahrlostes Treppenhaus, wie sie sich in ärmlichen

Miethäusern finden, gelangte er zu den Stuben des Spenglers, und das Einundaus der Hausbewohner zeigte ihm den Weg zum Sterbezimmer. Adli saß mit gefalteten Händen am Totenbett, stand aber auf, als sie Meister Grob erkannte, und nahm mit einer anmutigen Würde die Hand, die er ihr zum Zeichen des Beileids reichte. Sie hatte ein schwarzes Kleid angelegt, und es stand ihr merkwürdig gut zu dem braunen, ausdrucksvollen Gesicht. Die Leute, die noch in der Stube waren, verliefen sich dann langsam, indem sie wußten und fühlten, daß dem Schreinermeister eine Art Mitvaterrecht über die Adli zustand. So konnte das Mädchen den Meister ans Bett führen.

Der Tote lag mit schmerzlich verzogenem Munde, aber der Tod hatte sein Gesicht zu Marmor geschlagen und ihm die erniedrigenden Zeichen des Trunkes genommen. Die Tochter sah den Vater auch äußerlich so, wie sie ihn vielleicht in guten Tagen gekannt hatte. Sie begann auch in leisen und warmen Worten von allerlei Liebe zu sprechen, die er ihr in seinem Leben und besonders in den letzten kranken Tagen getan. Keinerlei Heuchelei war in ihrer Trauer. Mit einer vernünftigen Zurückhaltung und Fassung gestand sie gleichsam schweigend ein, daß sie den Vater schon verloren, ehe er gestorben war, und vermied doch mit schönem Herzenstakte, mit irgendeinem Worte an seine Schwächen zu erinnern; die Tochter wollte nicht über den Vater richten. Plötzlich kam ihr dann die volle Erkenntnis ihrer Vereinsamung.

„Er ist fast der einzige Mensch gewesen, den ich auf der Welt hatte," klagte sie mit hervorbrechendem Schmerze. Sie trat dabei gegen das Fenster des Zimmers vor, das von Kälte angelaufen war und an das ein heftiger Wind Schneeflocke um Schnee-

flocke trieb, sie als weißleuchtende Sternchen da und dort sachte ans Glas setzend. Still weinte sie in ihr Taschentuch.

Meister Gottfried blieb stehen, wo er stand. Er vermochte äußerlich keinerlei Zärtlichkeit zu zeigen, aber er sagte in seinem ruhigen und beruhigenden Ton: „So lange ich da bin, wirst du immer einen haben auf der Welt, Adli."

Da nahm sie das Tuch vom Gesicht und stand wieder gefaßt da. „Ja," sagte sie, „das weiß ich, und ich danke Ihnen, Herr Grob."

Auch sie begleitete die Worte durch keinerlei Gefühlsäußerung, sondern entdeckte, noch während sie sprach, daß ein Kranz von Trauerblumen, der auf des Vaters Bett lag, zu welken begann, nahm ihn weg und besprengte ihn in der kleinen Küche drüben mit Wasser.

Nachher besprachen sie manches, was auf den Todesfall und das Begräbnis Bezug hatte, und Meister Gottfried wollte anderen Tages wiederkommen, um mit Adli auch über das zu reden, was in Zukunft mit ihr geschehen sollte.

Der andere Tag sah sie wieder beisammen und mancher noch kam, der sie um Rates oder kleiner Neuigkeiten willen zusammenführte. Adli fand bald hernach auf Meister Grobs Verwendung eine Anstellung in dem Geschäfte, für das sie bisher zu Hause gearbeitet hatte. Sie war infolgedessen den ganzen Tag fort, hatte aber ein Zimmer in dem Hause behalten, in dem sie mit dem Vater gewohnt hatte. Oft des Abends und immer Sonntags kam sie zu Grob herüber; das Fräulein Grandjean fügte sich wohl oder übel in die Freundschaft der beiden, ohne dieselbe auch jetzt zu teilen. Sie hatte Sonntags gewöhnlich eine Ausrede, wonach sie Freunde besuchen

oder sonst eigene Wege gehen mußte. Bei schönem Wetter wanderten daher Adli und Meister Gottfried allein, wie das so Stadtsitte war, irgendwo hinaus in die Umgebung. Sie gingen nicht, wie viele Handwerker und Arbeiter, den Wirtshäusern nach, sondern zogen ruhig und wenig sprechend durch Wiesen und Wald des St. Felixberges, bis sie gewöhnlich auf einer der Bänke, die am Waldsaum standen und über Stadt und See Ausblick gaben, sich niederließen. Die einsamste suchten sie sich immer aus, und wenn dann die Sonne hinter der Albiskette sank, ein leiser Duft noch über dem See und fernen Bergen spann, wenn der Wald vom Gold des Abends durchleuchtet war und die Glockentöne in den Türmen wach wurden und zu wandern anfingen, wallten und verhallten, dann sprachen sie gewöhnlich von Hugo. Hier oben wurde auch Meister Gottfrieds strenger Sinn milder, und eines Tages gab er einer seltsamen Hoffnung Ausdruck, die nur zeigte, wie er des Sohnes in keinem Augenblicke seines Lebens vergaß.

„Wer weiß, wo er ist und was er treibt," hob er an. Und fuhr nach einer Weile fort: „Vielleicht kommt er eines Tages mürbe und müde zurück. Das Leben wird ihn zerschlagen und klein und bescheiden machen. Da ist er vielleicht froh, zu wissen, daß wir noch da sind, du und ich, Adli, und daß er zu uns zurückkommen kann. Und ich meine, wir werden ihn nicht draußen stehen lassen, wenn so unsere Zeit kommt."

Adlis Augen leuchteten bei diesen Worten, aber sie ließ den anderen das Leuchten nicht sehen, sondern blickte zu Boden oder in die Weite. Ihre Seele jedoch war in diesem Augenblicke erfüllt vom Bilde der Heimkehr des Verlorenen.

Sie gerieten dann beide ins Träumen, bis Meister

Gottfried abermals das Schweigen mit dem Ausspruch brach: „Ich will ihm dann nicht mehr lange im Lichte stehen, dem Hugo. Er mag das Geschäft bald übernehmen und führen, wie er es will."

Es tönte, als ob er über seinem vielen Nachdenken irgendwo eine kleine Schuld bei sich entdeckt hätte, daß er, der Alte, zu sehr auf seinen eigenen Ideen bestanden und dem Sohn zu wenig Spielraum gelassen.

Es war aber merkwürdig, daß er sowohl als Adli allen Zukunftsbildern den Gedanken zugrunde legten, daß Hugos Lebensschifflein Schiffbruch gelitten haben müsse. Der Gedanke kam ihnen nicht, er möchte trotz alledem vielleicht ein sicherer Lebenssteuermann geworden sein.

7

Es war ein Nebeltag im Herbst. Hugo Grob war nun sechs Jahre von Hause weg und hatte seit drei Jahren keine Nachricht mehr geschickt. Meister Gottfrieds und Adlis Hoffnungen begannen schon wie müde Lichter ein wenig zu flackern und zu sinken. Da ging an diesem grauen Tage, an dem man weder das Weltendach, den Himmel, noch selbst Hausdächer zu erblicken vermochte und die Menschen auf den Straßen einander aus feuchten Rauchschichten auftauchen und in solchen wieder verschwinden sahen, das Fräulein Grandjean mit dem Armkorb zu Markte und kam nach einer halben Stunde in höchster Aufregung in die Werkstatt zu Meister Grob gefahren: Sie sei Hugo auf der Straße begegnet.

Der Schreiner fragte das Nächstliegende: Wo er sei und was er gesagt habe.

Das Fräulein aber konnte nicht Worte genug finden, die so rasch, als ihr Eifer es wollte, alles das schilderten, was sie zu sagen wünschte. So kam eine sehr verwirrte Meldung heraus. Der Meister entnahm ihr, daß seine Schwägerin behauptete, Hugo Grob sei im Nebel an ihr vorbeigegangen, dicht, so daß sein Arm den ihren gestreift habe. Er habe sich sehr verändert, trage keinen Schnurrbart mehr, dafür nach amerikanischer Art einen kleinen Bocksbart, aber sie werde doch Hugo kennen. In all seinen Gebärden, seinem Schritt — sie könne darauf schwören, daß er es gewesen sei. Sie habe ihm nachgeblickt, bis er, freilich rasch genug, im Nebel wieder verschwunden, sei ihm dann auch nachgegangen, eilig, aber so dunkel und verhängt sei alles in den Straßen, daß sie ihn nicht mehr habe finden können.

Meister Gottfried nahm seine Arbeit wieder auf. „Räubergeschichten," brummte er halb ärgerlich, halb scherzhaft, er glaubte dem Fräulein kein Wort. Diese tat beleidigt und redete und redete, wollte es sich nicht nehmen lassen, daß sie recht habe. Sie redete wochenlang davon und wartete, daß irgend etwas für die Wahrheit ihrer Behauptung zeuge. Aber es kam nichts ihr zu Hilfe.

Es ging schon an Weihnachten, als Meister Gottfried auf einem seiner Arbeitsgänge vom Verkauf eines großen Hauses hörte, das in seinem Erdgeschoß stattliche Ladenräume hatte und über dem Flusse schräg gegenüber dem alten Schipfequartier stand. Man sprach von diesem Verkauf in der Stadt deshalb, weil das Gebäude umgebaut und darin zum erstenmal in St. Felix ein sogenanntes Warenhaus nach ausländischem Muster errichtet werden sollte. Ein Amerikaner, hieß es, stünde hinter dem Unternehmen, ein Mann namens Grob, ursprünglich wohl ein Schweizer,

der aber in der Stadt nicht anwesend sei, sondern nur vorübergehend dagewesen und eine Architektenfirma mit dem Umbau des Hauses beauftragt habe.

Meister Gottfried sprach von seiner Neuigkeit nicht weiter. Einen Augenblick lang hatte er an seinen Sohn gedacht und dann über sich selbst gelacht: Woher hätte der Windbeutel Hugo in wenigen Jahren die Mittel zu einem solchen Unternehmen gewinnen sollen? Er schenkte der Geschichte länger keine Wichtigkeit, sondern lebte seine Tage weiter, ohne auch ferner die Sache gegen irgend jemand zu erwähnen. Andere aber ließ die Geschichte nicht zur Ruhe kommen, und es dauerte nicht lange, bis das Fräulein Grandjean in der Stadt davon hörte. Sie war außer sich. Das war Hugo und kein anderer! Und sie konnte darauf schwören, denn sie, die ihm begegnet war, wußte doch, daß er in der Stadt gewesen. Meister Gottfried und Adli, die eben auf einen Sprung herübergekommen war, saßen auf dem Wohnstubensofa, als das Fräulein auskramte, was sie erfahren. Adli wurde bleich und sah auf den Meister. Der aber entgegnete, während ein Zittern um die Lippen eine irgendwo in seinem Innern versteckte kleine Unruhe verriet: „Du mußt das Zeug, das du in deinen Romanen liesest, nicht auf das Leben anwenden, Schwägerin.“ Und nachdem er sich besonnen, fügte er hinzu: „Wenn es aber so wäre und der Sohn steckte hinter der Gründergeschichte da drüben, so hätten wir wahrhaftig keinen Anlaß zur Freude. Ich würde mich vor den Leuten nicht mehr zeigen, wenn mein einziger Bub so den Schwindel in die Stadt trüge.“

Nun wehrte sich aber das Fräulein. Das sei noch lange kein Schwindel, sondern ein groß gedachtes und angelegtes Unternehmen. Der Schwager habe

eben kein Verständnis für die neue Zeit und ihre Aufgaben.

Sie wehrte sich mit einer Art Ueberlegenheit, während sie sonst der Ruhe und Nüchternheit des Schwagers gegenüber stets den kürzeren gezogen hatte.

Meister Gottfried sah sie verwundert an und schwieg dann, benutzte auch die Gelegenheit, um mit der sich verabschiedenden Aldi hinauszugehen. Er mußte allein sein. Die Sache bereitete ihm ein tiefes Unbehagen, und er ärgerte sich über sich selbst, daß er irgendwie dessen, was er behauptete und behaupten mußte, nicht ganz sicher war.

„Es ist unmöglich, ganz unmöglich," sagte er noch vor der Tür zu Adli. Aber auch sie schien die Möglichkeit nicht ganz auszuschließen.

„Es könnte ja wohl ein anderer sein," sagte sie, aber mit einer leisen Unsicherheit und Bangigkeit.

Da wiederholte er aus seiner inneren Bedrängnis heraus: „Will's Gott, ist er es nicht, der Hugo! Will's Gott, verschimpfiert er unseren guten Namen nicht so."

Aber Hugo Grob war es, und er kam im Spätherbst des folgenden Jahres in St Felix an, als das Haus drüben am anderen Flußufer als etwas Fremdes, Marktschreierisches, Häßliches mit Reklamen und Firmentafeln unter den alten übrigen Bauten stand. Die ganze Stadt stellte sich noch immer davor und gaffte es an. Man hatte es schließlich nicht nur umgebaut, sondern abgerissen und neu aufgebaut. „Aus Eisen und Glas," sagte Meister Gottfried, und es bestand in der Tat aus mit Eisen konstruierten Mauern und großen Scheiben bis unter Dach.

Und Hugo Grob kam.

Eines Abends, als Meister Gottfried beim Schein seiner Petrollampe noch an einem Sarg hämmerte,

stand er in der Werkstattür. Er kam aus Nebel und Regen und hatte den nassen Schirm in der einen Hand und den schwarzen Hut in der anderen. Dann trat er mit einer gewissen Weltmannshöflichkeit herein. Den Hut legte er auf einen Stuhl, von dem er erst den Staub blies. „Guten Abend, Vater," sagte er.

Meister Gottfried hatte zuerst mit der ruhigen Höflichkeit, mit welcher er Fremden begegnete, gegrüßt und seine Arbeit verlassen. Jetzt, als er Hugos Stimme erkannte, durchschoß ihn heftige Freude. Gleich darauf kamen das Erstaunen und der Schrecken.

„Guten Abend," sagte er und streckte die Hand aus, und der andere legte die seine hinein.

Sie betrachteten einander flüchtig und doch lange genug, daß jeder das Bild des anderen in sich aufnahm. Der Sohn war jedoch kaum verwundert, denn der Vater hatte sich nicht verändert, war höchstens einen Schimmer grauer und noch etwas breiter, stämmiger geworden. Meister Gottfried aber erlebte blitzähnlich Erkenntnis um Erkenntnis. Der da vor ihm war derjenige, den die Schwägerin im Nebel gesehen hatte! So war er auch derjenige, dem drüben das Haus gehörte und — und war seiner Zucht entwachsen, und — und war irgendwie doch noch der alte, um den er sich zeitlebens gesorgt! Er trug einen schwarzen Gehrock unter dem Ueberzieher, hatte den Schnurrbart nicht mehr, dafür aber ein schwarzes, spitzes Kinnbärtchen. Die schwere Hand des Vaters griff er mit weichen Fingern flüchtig und fast mit etwelcher Herablassung an. Und nun stellte er den einen Fuß, an welchem ein langer spitzer Schuh saß, auf den Stuhl, wo der Hut lag, und begann zu sprechen. „Hast du — du wirst schon gehört haben, daß ich da bin?"

„Man hat von dir gesprochen, aber ich habe nicht

glauben können, daß du es bist," antwortete Meister Gottfried. Seine Miene verbarg die üble Meinung nicht, die er von dem anderen hatte.

Hugo schien das nicht zu sehen. Er war schlanker und zierlicher gebaut als der Vater, obgleich er ungefähr zur gleichen Körperlänge sich gestreckt hatte. Dieser Unterschied des Aeußern wiederholte sich im Wesen, indem der Junge mit einem Schwung sich über die Schwerfälligkeit des Alten erhob. Er wartete gar nicht ab, bis Meister Gottfried den Vorwürfen, die in seinem Gesicht zu lesen waren, Worte gab, sondern fing gleich an zu erzählen: Seit drei Jahren sei er in einem riesigen Basar in Brooklyn gewesen, habe nach wenigen Monaten die Gunst der Tochter seines Prinzipals erworben und sie geheiratet. Jetzt gedenke er einmal für eine Zeitlang in der alten Heimatstadt zu wohnen und den Spießbürgern von St. Felix zu zeigen, wie man in der anderen Welt Geschäfte mache. Auf die Zeit seiner Lehre, sein Weglaufen und sein langes Stillschweigen kam er gar nicht zu sprechen. Alles, was ihm unbequem war, übersprang er. In seiner Schilderung brauchte er eine Menge Superlative, rückte sich selbst ins hellste Licht und zeigte dem Vater gegenüber wie vorhin im Händedruck so jetzt in der Rede dieselbe ein wenig mitleidige Herablassung.

Meister Grob ließ ihn zu Ende reden. Er erprobte inzwischen den Deckel des Sarges, an den er die Scharniere geschlagen hatte, und als er ihn so zuklappte, war ihm, als lege er selber etwas in die vier Grubenbretter. Die kleine Freude, die ihm durch und durch gefahren war, als Hugo eintrat, war jetzt tot, ganz tot. Er mußte an den Kunden denken, dem er am anderen Morgen den Sarg ins Haus tragen mußte, und er fürchtete sich auf einmal vor dem

Gang, fürchtete sich überhaupt vor dem Unter-die-Menschen-Kommen. Es mußte bekannt werden, daß der, der da drüben den Schwindelbau hinstellte, sein Sohn war! Er — schämte sich, schämte sich so, daß es ihm heiß den Rücken heraufkam.

Plötzlich wendete er sich zu Hugo, und als er nun mit ihm sprechen wollte, merkte er erst, wie fremd er ihm war. Er fühlte sich fast verlegen, wie er ihm begegnen sollte.

„Was du da unternimmst," begann er endlich, „kann zu keinem guten Ende kommen. Ich weiß nicht, wie weit deine Mittel reichen, aber — hier in der Stadt ist kein Platz für derlei Schwindelgeschäfte. Das mag in Amerika recht sein oder anderswo. Es gibt ja wohl Orte, wo die Leute betrogen sein wollen, wo sie etwas Scheiniges dem Wirklichen vorziehen. Aber hier sind wir noch altväterisch und sehen auf ‚Fest und gut', nicht auf ‚Fein und flott' — du wirst es bald merken und zu deinem Schaden. Aber — du hättest dir einen anderen Ort für deine Künste aussuchen können als hier, wo ich bekannt bin. Ich bin meiner Lebtag nie in der Leute Mäuler gewesen. Jetzt — jetzt bringst du mich hinein. Und — und — ich mag mich schon gar nicht mehr zeigen unter ihnen."

Er trat einen Augenblick von seinem Sarge zurück und sah nach der Tür. Es war etwas Verlorenes und Verwirrtes in seinem Wesen, und wenn er es sich auch nicht merken ließ, vielleicht selbst sich dessen nicht ganz bewußt war, so brannte ihn doch inwendig eine wütende Glut von Schmerz um den Sohn, an den er einmal vor Jahren seine ganze Freude und Erwartung und Liebe gehängt hatte.

Hugo ließ sich durch die Worte des Vaters nicht aus der Fassung bringen. Mit einem abermaligen Schwung kam er auch über diese hinweg.

„Das und Aehnliches werde ich noch oft zu hören bekommen,“ sagte er lustig. „Aber unsereiner ereifert sich nicht über derlei Mißkennung. Wir reden nicht, wir Amerikaner, wir handeln.“

In scheinbar großer Eile unterbrach er sich dann und sagte: „Uebrigens, ich muß weiter. Ich habe noch eine Verabredung.“ Er fragte noch nach der Tante und sagte, er werde nächstens einmal wieder kommen und dann auch sie aufsuchen. Damit trat er unter die Tür. Die Laterne drüben warf ihren roten Schein auf den nassen Pflasterplatz. Er stand einen Augenblick auf der Schwelle der Werkstatt und öffnete seinen Schirm. Dabei schaute er über die Gasse nach den nächsten Häusern. Es war, als ob sein Blick flüchtig und verwundert auf dem Hause des Spenglers Locher hafte, dessen Laden verschwunden war, aber er fragte nichts, fragte auch nicht nach Adli. Er wendete sich noch einmal um und streckte dem Vater die Hand hin, so aber, daß dieser ihm nachkommen mußte. Dann ging er als ein eiliger und in Anspruch genommener Herr mit einem nochmaligen: „Also, ich komme nächstens wieder!“ Es klang, als ob er dem Vater zeigen wollte, daß er seine Sohnespflicht kenne und ihr auch gerecht zu werden gedenke, soweit es ihm bei seinen vielen Geschäften eben möglich.

Meister Grob war ihm an die Schwelle nachgekommen, wider Willen. Es bohrte in ihm, als ob er sich von ihm lossagen müßte, und doch schnürte sich ihm die Kehle zu, wenn er das brechende Wort sagen wollte, und er fühlte jetzt, da er ihn wieder vor sich sah, doppelt, wie er mit schmerzlich heißen, starken Fäden an ihm festgewachsen war.

Hugo verschwand in der Säulenlaube, seine Schritte hallten noch eine Weile seltsam herüber. Meister

Gottfried stand noch immer unter der Tür und blickte mechanisch auf die klatschnassen Pflastersteine, auf denen er davongeschritten war. Eine Menge der verschiedensten Empfindungen drang auf ihn ein. Ein Zufall lenkte seinen Blick in die Nachbarschaft hinüber, und Adli fiel ihm ein. Nach — der — nach der Adli hatte Hugo nicht gefragt, kein Wort von ihr gesagt, und die — wartete doch auch auf ihn, das mußte er selber, Gottfried Grob, wohl. — Herrgott, verheiratet war Hugo, und die Adli hoffte — hielt ein Ereignis aus der Jugend immer noch für wichtig und groß, an das der andere sich vielleicht nicht einmal mehr erinnerte! Ein Quell von Bitterkeit sprudelte in ihm auf. Was für ein gleichgültiger, windhafter, verächtlicher Mensch!

Er ging zurück und machte die Werkstattladen zu, löschte die Lampe, ohne die noch nicht fertige Arbeit noch einmal anzurühren. Morgen beizeiten wollte er daran gehen! Jetzt konnte er beim besten Willen nicht mehr, mußte erst die Pille hinunterwürgen, die ihm das Leben heute wieder zu schlucken gab. Er brachte es auch nicht über sich, jetzt zur Schwägerin hinüberzugehen und ihr zu gestehen, daß sie recht gehabt. Er schloß die Werkstattür von außen und ging in das vom Herbst getötete Gärtlein hinüber. Ein paar schon sterbende Astern standen noch auf ihren Stengeln und hielten ihm im roten Laternenschein die hängenden Köpfe hin; etwas Hündisch-Teilnehmendes lag in dem sonderbaren Zufall, daß zwei derselben seine herabhängende Hand streiften. Er ging bis an die Mauer zum Flusse vor. Die eine Aster hatte er mit den Fingern gepackt und vom Stengel gerissen, und zerrieb sie jetzt gedankenlos in der Hand, und als er es getan hatte, tat es ihm, der sonst auf der Welt nichts mutwillig umkommen ließ, leid. Er setzte

sich auf die Mauer. Dann kamen die Erwägungen wieder: Was würden sie in der Stadt sagen, daß das sein Sohn war! Der da drüben in dem Lügenhause! Schande, Schande! Und wenn der sichere Zusammenbruch kam? Wie würden sie lachen, die einen! Und die anderen die Köpfe schütteln! Und ihn ansehen! Wir begreifen es nicht, Meister Grob, Ihr seid zeitlebens ein so gerader Mensch gewesen! Schande, Schande! Was — was sollte er nur tun? Auswandern wäre das beste! Wenn — aber — er konnte doch nicht aus seiner alten Hütte fort, wo er von Jugend auf zu leben gewohnt war!

Gottfried Grob hockte jetzt auf der Mauer, und sein Kummer hieb mit Fäusten auf ihn. Hageldicht fielen die Hiebe, wie er so geduckt saß. Der Regen hatte aufgehört, und der Nebel zerging. Neben dem Dasitzenden zog das Wasser vorbei. Das trug wie rote Spieße den Widerschein von Lampen und hellen Fenstern in sich und zerriß ihn in Stücke und trug diese weiter in leisem, geschäftigem Spiel. Auch das Licht der Reklamelaternen war darunter, welche drüben am „Amerikanischen Basar" des Hugo Grob hingen.

Durch die Säulenlaube näherten sich indessen wieder Schritte, leisere als die vorhin darin verhallten. Adli Locher kam langsam gegangen, hatte im Geschäfte über die Zeit gearbeitet und schlenderte, einen kleinen Korb am Arm, etwas müde nach Hause. Sie ging dicht am Flußufer, dachte nicht viel, hielt nur den Blick auf das Lichterspiel im Wasser gerichtet und achtete mit halbem Interesse auf das Aufleuchten der einzelnen Wellen. Auf einmal bemerkte sie die zusammengekauerte Gestalt auf der Flußmauer. Sie erschrak, sah dann näher hin und erkannte Meister Gottfried. Sie stand jetzt am Zaun des Gärtchens,

lehnte sich darüber und war einen Augenblick unschlüssig, ob sie ihn anrufen oder weitergehen solle. In Grobs Haltung prägte sich aber so sehr die Last seiner schweren Gedanken aus, daß die Angst Adli überfiel.

Sie rief ihn zaghaft an.

Er erkannte ihre Stimme gleich, stand auf und kam an den Zaun heran. Das Licht der Laterne zeigte ihnen ihre Gesichter. Adli fragte nicht, aber Meister Gottfried las ihr die Bangigkeit aus den Zügen.

„Du hast mich nie gefragt, wer das Haus da drüben baut?" begann er ohne Zögern und wies nach dem jenseitigen Ufer.

„Nein," sagte sie und wurde rot. Sie wußte so gut wie andere um das Gespräch von dem neuen Unternehmen, das in der Stadt war. Auch sie hatte ihre heimlichen Gedanken gehabt, aber sie nicht aufkommen lassen, hatte in den Jahren das Warten und Schweigen gelernt.

„Du hast es nicht geglaubt," fuhr Grob fort, „sowenig wie ich. Aber es ist doch so. Heute abend ist er bei mir gewesen."

„Hugo?" sagte Adli.

Er sah, wie der Name ihr mit einer jähen Freude aus dem Herzen sprang und wie Hoffnung mit ihm aufschoß, ebenso jäh und wider Willen. Da legte er die Hand auf die des Mädchens, die sich auf den Zaun stützte. Er wollte die jähe Hoffnung mit einem Schnitt wegschneiden. „Er ist verheiratet," sagte er. Adlis Hand fiel vom Zaun. Es war nur ein augenblickliches Versagen der Muskeln, und so knickte auch die ganze schlanke Gestalt ein wenig in sich zusammen. Es war nur ein Ruck, gleich nachher legten sich die Finger wieder ruhig um die Zaunlatten,

und der Körper hob sich und streckte sich. Es schien vielleicht, als sei irgendwo ganz inwendig eine kleine Sehne zerrissen, etwas, das das Leben des Körpers nicht weiter beeinträchtigte, was sie auch mit einiger Anstrengung ganz zu überwinden und zu verbergen vermochte. Und während sie der Erzählung Grobs wieder lauschte, hatte sie nur das Gefühl eines Brennens im Innern, wie manchmal eine lächerliche kleine Wunde am Finger brennt, auf die man nicht achten will und die doch immer sticht und bohrt und gehässig sich bemerkbar macht: da bin ich.

Meister Gottfried teilte ihr indessen alles mit, was er wußte. In seine Worte drängten sich, ohne daß er sie direkt aussprach, seine eigene Qual, die Angst vor der Schande, seine Ueberzeugung, daß der Sohn, der Großtuer, nun vor der ganzen Stadt eine Prahlerei erhebe und daß sich bald genug vor dieser ganzen Stadt die Hohlheit seines Wesens zeigen werde. Er meinte Adli zu trösten, deren Enttäuschung er fühlte, und schilderte gewissermaßen die Unwürdigkeit des Sohnes, um ihr zu zeigen, wie wenig sie verliere; aber seine eigenen zerbrochenen Hoffnungen deckten sich dabei auf, und Adli konnte aus seinen Worten die beste Erklärung entnehmen, warum sie ihn vorher so zusammengeworfen gefunden hatte.

Leise redeten sie über den Zaun herüber und hinüber.

„Siehst du,“ sagte zum Beispiel Meister Gottfried, scheu und dumpf, „ich darf mich vor den Leuten kaum mehr zeigen.“

Und Adli widersprach: „Es weiß doch jeder, daß Sie ein Ehrenmann sind,“ und fügte nach einer kleinen Pause aus der eigenen Herzensnot die Klage hinzu: „Ich habe nicht geglaubt, daß er einmal Ihnen und — und mir so ganz fremd werden könnte.“

Ihre Hände fanden sich am Ende alle vier auf dem Zaun, und als ihnen die Worte ausgingen, drückten die Hände einander und zitterten. So standen sie eine ganze Weile in einer stummen Not, die sie sich von einem zum anderen durch fliegende Pulse gestanden und der sie doch keine Worte und keine Tränen gaben.

Endlich nahm Meister Gottfried sich zusammen, drückte Adlis Hand noch einmal und sagte mit seiner alten Festigkeit, fast mit einem ermunternden Lächeln: „Aber wir können hier nicht den ganzen Abend stehen. Den Lauf lassen müssen wir den Dingen."

Damit schob er das Mädchen auf den Weg nach Hause hinüber, in die Bewegung dieselbe Ermunterung legend wie in seine Stimme.

8

Adli mochte vielleicht mit ihrem Kummer nicht leicht fertig werden. Sie spürte ihn vielleicht Tag um Tag und Nacht um Nacht und mühte sich, seiner Herr zu werden. Aber sie sagte davon nichts. Sie sprach auch beim nächsten Zusammentreffen mit Meister Gottfried nicht von dem, was ihr geschehen war, sondern da und von da an, wenn sie auf Hugo zu sprechen kamen, stand ihnen im Vordergrund das Verhältnis desselben zur öffentlichen Meinung in der Stadt und die Furcht vor seinem Zusammenbruch, dessen frühere oder spätere Unvermeidlichkeit ihnen nach wie vor gewiß war.

Unterdessen wiederholte Hugo seinen Besuch, saß eines Tages, als der Meister Gottfried zum Nachmittagskaffee in seine Wohnstube hinüberkam, bei dem Fräulein Grandjean auf dem Ruhebett und hatte sich von der Tante zu einer Tasse Kaffee einladen lassen.

Er war im schönsten Zuge, von Amerika zu erzählen, und das Fräulein hatte ganz rote Backen vor Interesse und Eifer und sperrte gläubig Augen, Ohren und Mund auf, damit ihr ja nichts von all dem Neuen und Großen entgehe. Sie war, was sie ihm von Jugend auf gewesen, Hugos dankbare Anhängerin, die ihm auf allen Wegen folgte, mochten sie noch so sehr in den Nebel der Uebertreibung sich verlieren. Als Meister Gottfried sich mit einem kurzen, stillen Gruß an den Tisch gesetzt hatte, streifte sie mit triumphierendem Blick ein über das andere Mal sein Gesicht, als ob sie ihm bedeuten wollte: Habe ich es nicht immer gesagt, daß der Junge noch etwas Erstaunliches werden wird?

Hugo fühlte sich durch die Anwesenheit des Vaters beengt. Sie kamen beide nicht recht weiter miteinander. So stand er bald auf und entfernte sich, wobei Meister Gottfried am Tisch sitzend ihm die Hand reichte, die Tante aber es war, die ihn bis unter die Tür geleitete. Ohne diese ins Schloß zu ziehen, stand sie noch lange auf der Schwelle und unterhielt sich mit dem Neffen, so daß Meister Gottfried, der gern hinaus und an seine Arbeit zurückgegangen wäre, sitzen bleiben mußte, weil er dem Sohne nicht noch einmal zu begegnen wünschte. Er konnte dabei hören, wie Hugo eine offenbar früher schon ausgesprochene Einladung nachdrücklich wiederholte, die Tante möge doch bald einmal kommen, um sich die Räume seines Hauses anzusehen, worauf das Fräulein Grandjean mit überschwenglicher Freude versicherte, sie würde gleich morgen kommen. Endlich ging Hugo, und Anny Grandjean kam strahlend in die Stube zurück und begann ihr Entzücken und ihren Triumph kübelweise über den Schwager auszugießen. Es sei ein Jammer, daß er nicht

dagewesen sei, hob sie an, Hugo habe wundervoll erzählt von seinen Reisen und Erlebnissen, aber auch von seinen Absichten und Zukunftsplänen. Es sei einfach bewunderungswürdig, welche Phantasie er habe und wie viel Beharrlichkeit, durchzuführen, was ihm im Kopfe stecke. Hahaha, in der Stadt würden sie noch einmal schöne Augen machen, wenn Hugo alle seine Pläne verwirklicht haben würde! So etwas, nein, so etwas! Einfach groß gedacht sei alles!

Dem schwungvollen Fräulein traten Tränen der Begeisterung in die Augen, und ihr Entzücken ging so weit, daß sie mit einem mitleidigen Lächeln gegen den sonst gefürchteten Schwager schloß: „Siehst du, so müssen wir kleinen altmodischen Leute uns eben ducken, wie es unserer Beschränktheit zukommt. Unsere Zeit ist vorbei, und wir verstehen den weiten Flug der neuzeitlichen Ideen nicht, haben mit unseren Gedanken nur ein ungeschicktes Flattern gelernt."

Meister Gottfried hatte sich in der Not und da er der Geschwätzigen nicht entkam, noch eine Tasse eingeschenkt und schlürfte bedächtig daran. „Wir werden ja sehen," murmelte er. „Es soll mich freuen, wenn — alles so gut geht!"

Er nahm die Schwägerin nie ernst und merkte auch nicht groß mehr auf das, was sie sagte, wartete nur mit Ungeduld, daß sie fertig werde.

Sie ließ ihn aber, als er nun aufstehen und gehen wollte, noch nicht hinaus, sondern kramte, zwischen ihm und der Tür stehend, die Neuigkeit aus, nächste Woche werde auch Hugos Frau ihm nachkommen, um die Wohnung einzurichten. Auch der Schwiegervater wolle dann im Sommer einmal Besuch machen.

Gottfried Grob tat das Herz weh bei ihrem Erzählen. Alles das mußte er von einer Dritten hören! Ihm selbst hatte Hugo davon nichts gesagt, ließ ihn,

den Vater, wie einen fremden Zuschauer außerhalb seines Lebens stehen.

Er entrann dann endlich dem Wortsturzbad der Schwägerin und kehrte in seine Werkstatt zurück. Er teilte keine der Hoffnungen, von denen ihm ein Lied gesungen worden war. Er empfand nichts als Groll und Furcht und Scham.

Zunächst kam nun freilich nichts, was Meister Gottfrieds Befürchtungen Recht gegeben hätte. Der Winter fiel über die Stadt her, und ein ungewohnt heftiger Schnee dämpfte den Lärm der Gassen. Meister Grob hatte viel Arbeit, und Adli war vom Morgen zum späten Abend angebunden; denn es wurde lebhafter in den Läden und Werkstätten. Die emsigen Tage des Weihnachtsgeschäftes rückten näher. Zuweilen kam Hugo auf kurzen Besuch, der aber immer der Tante galt. Einmal äußerte er dabei zum Vater, daß seine Frau angekommen, aber durch allerlei Pflichten zu Hause festgehalten sei und nach Neujahr einmal vorsprechen wolle.

In wenigen Tagen sollte der Basar eröffnet werden. Hugo wollte die Kauflust ausnutzen, die beim Publikum in den Vorfeiertagen herrscht. Eines Tages waren in der Stadt an allen möglichen und unmöglichen Orten schreiend rote Zettel angeklebt, welche die Eröffnung des Basars für den nächsten Samstag in Aussicht stellten und den Käufern an diesem Tage ganz wunderbare Vergünstigungen und Geschenke versprachen. Das Tagblatt der Stadt brachte ebenso zwei seiner großen Seiten voll Reklamen für das neue Unternehmen, und ein halbes Hundert rot gekleideter Männer trugen Tafeln mit solchen durch die Gassen von St. Felix. Gottfried Grob begegnete am frühen Morgen bei einem Geschäftsgange einem solchen Reklameträger. Es schoß ihm heiß zu Herzen,

als er den Aufzug sah, dem die Gassenjugend nachjohlte. Er sah sich scheu um, meinte fünfzig Augen auf sich gerichtet zu sehen und schlich sich wie ein Dieb in eine schmale Seitengasse und durch diese weiter. Aber gleich darauf traf er nacheinander zwei Bekannte, und weder sie noch der Kunde, bei welchem er arbeiten ging, erwähnten das geringste von seinem Sohne. Darüber wunderte sich Gottfried Grob. Die ganze Stadt schien ihm doch von dem Reklamelärm Hugos widerzuklingen.

Die Stadt hallte auch wirklich wider, aber die Menschen dachten nur an das Neue und Ungewohnte, das in dem Lärm lag, und übersahen das Nebensächliche, Kleine, daß der bescheidene Handwerker in der Schipfe der Vater des Lärmmachers war. Im Laufe des Tages konnte Meister Gottfried auch ein paar Urteile über den Sohn und sein Geschäft hören, und sie klangen weniger absprechend als er erwartet hatte. Man vergnügte sich über das Neumodische der Sache. Einer meinte, der Basar werde ein Bombengeschäft machen, da laufe jeder schon aus Neugier einmal hin. Meister Grob verwunderte sich zum zweitenmal. Dann hörte er das Wort „Schwindel". Das hatte doch einer in das Rühmen der anderen hineingeworfen. Grob fing es auf und stahl sich hinweg. Jetzt kam es, jetzt erkannten sie schon, was er für einen Sprossen hatte!

Die Eröffnung des Basars fand statt. Wenn Meister Gottfried an diesem Tage aus seinem Werkstattfenster über den Fluß blickte, so konnte er drüben die Straße schwarz von Menschen sehen. Die Menge staute sich vor der mächtigen Eingangstür in die Magazine. Am Abend stand in der Zeitung, die Leute hätten das Geschäft förmlich gestürmt.

Meister Gottfried ging ein paar Tage nicht auf die Straße. Er wollte nichts hören, nicht gefragt sein.

Das Fräulein Grandjean sorgte dafür, daß er über die Ereignisse im Hause des Sohnes auf dem laufenden blieb. Sie erzählte von der Eröffnung. Die Zeitungen hätten viel zu wenig gesagt, förmlich geschlagen hätten sich die Käufer um die Waren; aber auch jetzt, täglich noch, sei der Andrang ein wunderbarer, unglaublicher. Es sei aber auch erstaunlich, was da zu sehen sei. Ein kleiner uniformierter Neger empfange die Leute an der Türe, drei galonierte Portiers wiesen ihnen, je einer in jedem Stockwerk, den Weg zu den verschiedensten Verkaufsräumen. Und zu haben sei alles, und alles erstaunlich neu und schön und fabelhaft billig. Und Hugo erkläre, das sei nur der Anfang, und er werde das ganze Geschäftsleben der Stadt umgestalten.

Grob brummte. Das war Hugos alte Prahlerei! Je höher der Sohn jetzt stieg, um so tiefer war nachher der Fall!

Die Zeit verstrich dann wieder.

Meister Grob war so still und scheu, daß einzelne seiner alten Kunden ihn nach seiner Bedrücktheit fragten. Er aber schüttelte den Kopf, sagte, davon spräche er nicht gern, und erkundigte sich dann nur angelegentlich, ob man auch mit seiner Arbeit zufrieden sei. Er war auf einmal ängstlich, ob er selber immer noch bei den Leuten in Schätzung stehe. Aber so mißtrauisch er zu werden begann, er konnte nichts finden: die Leute waren freundlich wie je. Er hatte Arbeit übergenug und — er hörte fast nie ein Wort des Spottes oder des Vorwurfs wider den Sohn.

Hugo ließ sich nur selten sehen. Vater und Sohn fühlten beide, daß sie bei ihren Begegnungen befangen waren, so schränkten sie diese auf das Mindestmaß ein. Die Frau hatte Hugo dem Vater wohl zugeführt; allein die dicke und energische Amerikanerin

kam nicht wieder, hatte den Besuch als etwas zum Geschäft Gehörendes erledigt und keinerlei weitere Beziehungen zu dem Schwiegervater gefunden, als sie zu irgendeinem anderen Zubehör ihres Mannes, vielleicht zu seinem Hut oder seinem Ueberrock, hatte.

Mit dem Fräulein Grandjean pflegte Hugo die Freundschaft, die sie schon früher verbunden hatte. Sie waren innerlich einander mehr verwandt als er und der Vater, und sie hatten wohl daher eine im Grunde lustige Freude aneinander. Hugo bat die Tante öfter zu sich, und sie wiederum ging nie an dem Kaufhaus vorüber, ohne auf einen Augenblick einzutreten. Ihre Begeisterung für Hugos Geschäftsbetrieb wuchs dabei noch immer, und sie äußerte mehr als einmal, kein Mensch habe ein schöneres und interessanteres Leben als die Verkäuferinnen hinter Hugos Ladentischen. Wie sie es nun miteinander anstellten und ausmachten, sagten sie weiter nicht; aber die Schwägerin überraschte Meister Gottfried eines Tages durch die Mitteilung, der Neffe habe ihr einen Posten hinter einer seiner Verkaufskassen angeboten und sie gedenke ihn anzunehmen, wenn der Schwager nichts dagegen habe und eine tüchtige Magd an ihre Stelle zu nehmen gewillt sei. Sie brachte das Anliegen in einem kleinlauten Tone vor, fühlte wohl, daß sie keine übertriebene Dankbarkeit bewiese, indem sie in den Tagen seines Alters denjenigen im Stich ließ, der ihr so lange eine Heimat gewährt hatte. Sie tat scheu und verschämt wie ein junges Ding, das ums Heiraten gefragt ist, und zupfte an der Schürze, während sie in der Werkstatt, wo sie beide standen, auf Meister Gottfrieds Antwort wartete. Dieser wäre zuerst beinahe zornig aufgefahren, dann glaubte er, die Schwägerin vor der Unsicherheit der in Aussicht stehenden Zukunft warnen zu müssen, und dann überkam ihn,

noch ehe er sprach, eine überlegene und fast heitere Ruhe; denn nun erkannte er auf einmal die mancherlei, fast belustigenden Beweggründe, die das Fräulein leiteten. Er sann nach: Ja, ja, so war es: ihr überspanntes, wortlustiges Wesen, ihre etwas gezierte Lebhaftigkeit, alles das paßte weit besser hinter den Ladentisch des Großkramladens als in seine bescheidene Stube. Und Putz konnte sie dort eher machen, die Schwägerin, so wie sie es liebte, als hier, wo niemand es sah, und — und — nun lächelte Meister Grob wirklich — einen Mann bekam sie am Ende auch noch!

Es schien ihm — gerade jetzt blitzte ihm der Gedanke so auf —, daß sie am Ende gern noch einen hätte, einen Mann, die alte Schachtel!

„Ich will dich nicht hindern," sagte er jetzt, „wenn du glaubst, daß es dein Glück sei." Und noch während er sprach, kehrten ihm die Bedenken zurück und fügte er hinzu: „Aber vergiß nicht, daß die Herrlichkeit da drüben nicht lange dauern kann."

Dazu lächelte nun freilich ihrerseits das Fräulein wieder, und froh, daß Grob ihr keinen zu starken Widerstand leistete, begann sie eifrig, ihm Vorschläge zu machen, wie sie für seinen Haushalt am besten zu ersetzen wäre. Plötzlich kam ihr dabei ein Gedanke: „Wie wäre es mit der Adli Locher? Ihr seid ja ohnehin unzertrennlich, ihr zwei, und — —"

Meister Gottfried schüttelte den Kopf. „Adli," sagte er ruhig, „hat ihr Auskommen und ihre Befriedigung in ihrer Stellung. Sie ist zu jung, um ihr Leben bei einem alten Manne wie ich zuzubringen, und wen ich mir nehme, den möchte ich für den Rest meiner Tage nicht noch einmal verlieren."

Die Schwägerin verfolgte die Sache im Augenblick nicht weiter. Sie benutzte nur die Zeit und sah

sich noch am selben Tage nach Mägden um, ohne jedoch im ersten Anlauf zu finden, was sie suchte.

Gottfried Grob beschäftigte die Geschichte mehr, als er sich merken ließ. Er ging immer mehr als ein Grübler und Groller herum. Er zürnte sich selbst, daß er gerade die Menschen, die ihm am nächsten standen, Sohn und Schwägerin, nicht zu seinen Ansichten zu erziehen vermocht hatte. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß man von ihm sagen könnte, er hätte bei der Erziehung Schwäche und Blindheit gezeigt. Und er wußte doch, daß nicht Zorn noch Stecken die Eigenart eines Charakters in ihrer mächtigen Entwicklung zu hindern vermögen.

9

Meister Gottfried Grob war ein einsamerer Mensch geworden, als er, der nie viel Gesellschaft gebraucht hatte, je gewesen war. Noch war das Fräulein Grandjean bei ihm, aber er fühlte wohl, wie sie mit ihren Gedanken und ihrem Interesse schon viel mehr jenseits des Flusses weilte, der Hugos Haus von dem alten Wohnbau des Vaters trennte. Es fand sich schwer eine passende Magd, und das Fräulein konnte Grob nicht ohne Haushälterin sitzen lassen, aber sie wurde ungeduldig und verdrossen über dem Warten.

Da brachte ein Feiertag Adli Locher wieder einmal in Meister Gottfrieds Stube. Sie kam nach der Kirche und um zu fragen, ob der Meister, wie früher öfter, gegen Abend mit ihr einen Gang in den Wald zu tun bereit sei. Grob war selbst erst vom Kirchgang zurück und saß in seinem dunkeln Anzug und schneeweißen Hemdsärmeln hinter seiner Zeitung, als Adli eintrat.

Der Meister bot ihr einen Stuhl und sagte mit dankbarer Freundlichkeit den Gang zu. Bald kamen sie in eine Unterhaltung. Sie bedauerten, daß sie in letzter Zeit wenig voneinander gesehen, und Adli erzählte aus ihrem geschäftigen Leben. Meister Gottfried konnte aus ihrer schlichten Schilderung wohl entnehmen, wie beliebt sie sich in kurzer Zeit in ihrer Stellung gemacht hatte und wie von außen immer öfter mancherlei an sie herandrängte, was ihr Leben hätte verändern und verschönern können. Zugleich aber klang durch ihre Erzählung eine seltsame Furcht vor einer solchen Veränderung. Auf einmal war sie dann mitten in einer Art Beichte, in welcher sie ungefähr folgendes sagte: „Sehen Sie, lieber Herr Grob, sie sind alle gut und freundlich mit mir, die Menschen. Sie suchen mir allerlei Freude zu machen und können nicht begreifen, wenn ich nichts um neumodische Kleider und Putz und lautes Vergnügen und dergleichen gebe. Da kommt immer wieder ein Punkt, wo ich nicht mit ihnen weiter kann, wo ich lieber zurückbleibe oder beiseite gehe, immer ein Punkt, wo ich mich unbehaglich fühle. Für mich ist eben nichts Höheres als dieser alte Winkel, in welchem ich aufgewachsen bin, das Haus, so dunkel und wüst es ist, wo ich mit dem Vater gewohnt habe, und Ihr Gärtlein gegenüber und die Säulenlaube mit dem Wasser, das daran vorübertreibt. Und wenn ich so denke, wie ich immer in Ihrer Werkstatt gesessen bin, dann meine ich, daß das das Schönste in meinem Leben gewesen ist."

Meister Gottfried hätte blind und taub sein müssen, wenn er nicht aus ihren Worten erkannt hätte, wie sie mit tausend feinen Fäden an all das festgewachsen war, was auch für sein altväterisches Empfinden das Wichtigste und Nötigste war.

Der Stelle gegenüber, wo Adli saß, befand sich ein Fenster. Durch dasselbe hinaus sah man die alten Bäume des Lindenhofs, eines ehemaligen Stadtwalles, grün über den Hausdächern stehen, und über die grünen Bäume zogen weiße, blitzende Wolken. Diese mochten es sein, die ihrerseits eine große Helligkeit in die Scheiben warfen und Schuld hatten, daß über Adlis Gestalt sich ein weißes schönes Licht ergoß. In diesem Licht saß aber eine Adli, die — Meister Grob sah das wohl — im Laufe der Jahre sich kaum verändert hatte. In ihrem einfachen schwarzen Sonntagskleide, die schwarzen Zöpfe nach Landmädchenart um den Kopf gelegt, das Gesicht braun, durch keinerlei Künsteleien stadtfrauenhaft verfeint, war Adli ein Stück alte Zeit, ein Stück von dem halbvergessenen kleinen Stadtquartier, der Schipfe, in welchem sie beide immer gewohnt hatten. Und Meister Gottfried fühlte, daß etwas bestand, was sie beide, ihn, den alten Mann, und das junge Mädchen, zusammenband, fast als ob sie Vater und Kind seien. Einen Augenblick wandelte ihn das Verlangen an, Adli anzubieten, daß sie zu ihm ziehe, aber noch schien es ihm selbstisch, und er hielt die Worte zurück.

Sie kamen nun im Gespräch auf ihn selbst und sein Ergehen, und er hatte keine Ursache, es vor Adli geheimzuhalten, daß die Schwägerin ihn verlassen wolle und daß er nach einer Magd suche.

„Wer weiß, ob sie für immer geht,“ fügte er in seinem ruhigen, gefaßten und doch von seinen Kümmernissen durchbebten Ton hinzu. „Vielleicht ist sie eines Tages froh, zurückkommen zu dürfen.“

Das war wiederum ein Hinweis auf die Zeit, zu welcher des Sohnes Wirtschaften zu einem schlimmen Ende gekommen sein würde.

Adli war bei seinen Worten stumm und nach-

denklich geworden. Nach einer Weile schaute sie auf, und der Zufall wollte, daß ihre Augen denen Meister Grobs begegneten. Dieser las einen Wunsch daraus, bevor sie ihn aussprach, der ihn mit einem frohen Schrecken erfüllte.

„Wenn Sie mich brauchen könnten, Herr Grob," begann das Mädchen.

Meister Grob unterbrach sie und machte Bedenken, wie er es für seine Pflicht hielt.

Adli aber setzte ihm nun auseinander, daß ihr eine häusliche Tätigkeit immer besser zugesagt hätte, als der Beruf, dem sie nun oblag.

Aus den Bedenken kamen sie in ein Besprechen ihres Planes. Wie sie vorhin sich eins gefühlt hatten in ihren altväterischen Ansichten, so gewann jetzt Grob deutlicher noch als je die Erkenntnis, daß das Mädchen eine Heimat entbehrte und mit beinahe ängstlicher Erwartung seines Entscheides harrte. Sie sahen vielleicht selbst nicht so tief in ihre eigenen Seelen, aber sie hatten im Leben einen und denselben Menschen teuer gehalten und verloren, und es verlangte sie unbewußt danach, einander die Leere ausfüllen zu dürfen, die jedem geblieben war.

Sie wurden dann rasch einig, daß Adli Locher unverzüglich ihre Stellung kündigen und sobald sie frei wäre, in Grobs Haus übersiedeln sollte.

Es trat auch kein Hindernis mehr ein, und als einen Monat später das Fräulein Grandjean zum ersten Male hinter einem der Ladentische des Basars Grob stand, hatte Adli ihr Haushälterinnenamt bei Schreiner Grob übernommen.

Es begann für die beiden ein stilles und friedliches Hausen. Ihre Bedürfnislosigkeit und ihre Genügsamkeit waren so groß, daß sie oft und oft sich versicherten, sie hätten es schöner als alle anderen

Leute. Meister Gottfried tat nach wie vor seine Arbeit und hielt sich neben dieser nur noch mehr als früher in der Einsamkeit. Sie hatten an dem Gärtlein Freude, das sie pflegten, an der sauberen, behaglichen Stube, an einem Sonntagsgange dann und wann und an den Abenden, an welchen sie, der Meister lesend, das Mädchen arbeitend, beieinander saßen. Ihr gespanntes Interesse aber hing nach wie vor an dem Unternehmen Hugos.

Noch immer blieben die Klagen und Vorwürfe aus, die Meister Grob von seinen Mitbürgern erwartet hatte. Abfällige Urteile über den Basar Grob, wie er sie wohl dann und wann hörte, wurden seltener. Man sprach in der Stadt viel häufiger und mit heimlicher Bewunderung von der Geschäftstüchtigkeit, ja von der Kniffigkeit des Hugo Grob. Schon zwei Jahre nach Eröffnung des großen Kaufhauses jenseits der Limmat wurden eines Tages zwei angesehene alte Geschäftshäuser in anderen Stadtteilen von Hugo Grob erworben und mit seinem eigenen Unternehmen verschmolzen, und mehr und mehr wuchs die Schar seiner Kunden und sein Uebergewicht über kleinere Ladengeschäfte, was ihm freilich in manchen Kreisen wenig Freundschaft eintrug.

Von Zeit zu Zeit sah Hugo noch immer den Vater. Er war stets derselbe, warf mit großen Worten um sich und behauptete, es gebe nichts Veralteteres als Sorgfalt und Genauigkeit.

Ein- oder zweimal begegnete Hugo auch Adli. Als er sie zum ersten Male traf, tat er, als ob er sie völlig aus dem Gedächtnis verloren, und fand sich erst, als er sah, in welch nahem Verhältnis das Mädchen zum Vater stand und wie froh derselbe offenbar über seine Hausgenossin war, veranlaßt, in einer oberflächlichen, scherzhaften Weise sich dann und

wann kleiner gemeinsamer Erlebnisse aus der Jugendzeit zu erinnern. Adlis Blut kam und ging in ihrem Gesicht, wenn er so redete. Manchmal faßte sie ein stummer Zorn, dann wieder überwog der heimliche nagende Schmerz, den sie nie ganz verwunden hatte. Aber im Gleichmaß ihres Tagewerks und im Umgang mit Grob fand sie bald ihr inneres Gleichgewicht wieder.

Eine Zeitlang lebten sie so dahin, ohne daß große Ereignisse ihrem Leben Abwechslung gebracht hätten. Meister Gottfrieds Haar war überstäubt wie dunkle Wiesen vom ersten Schnee, und beinahe weiß umlief der Bart ihm Kinn und Wangen. Adlis Gestalt aber wuchs in die Breite, bekam etwas Gedrungenes, Frauenhaftes, und aus ihrem braunen Gesicht mit den lebhaften dunkeln Augen und Brauen sprachen Kraft und Selbstvertrauen und die Ueberlegenheit des Menschen, der sich zu bescheiden gelernt hat.

Hugos Haus stand den beiden zu dicht vor Augen, als daß sie nicht immer wieder an ihn gemahnt worden wären. Als jedoch der erwartete Zusammenbruch des Prahlers immer und immer noch nicht kam, als derselbe sich nach und nach vielmehr in eine gewisse Achtung der Städter hineinlebte, geschah den beiden Einsamen im Schreinerhaus das Seltsame, daß sie erst merkten, wie sie ein wenig sogar jenem ein schlimmes Ende gewünscht und erhofft hatten. Es war nicht Schadenfreude, sondern ein sonderbarer Wunsch, den sie jahrelang unbewußt genährt, daß derjenige, an welchem trotz allem ihr Herz am meisten gehangen, ihnen aus irgendeiner Not zurückkommen und die letzte Zuflucht bei ihnen suchen werde. Langsam, in Wochen, Wochen und Monaten verging ihnen diese Hoffnung. Als damit auch die Ueberzeugung

ihnen abhanden kam, daß Hugo es im Leben zu nichts bringen werde, erlitten sie innerlich wiederum beide eine Art Strafe, wie nur wirklich gute und gutherzige Menschen sie erleiden können. Meister Gottfried hatte und hatte es nicht begriffen, daß seine Lebensansichten sich als falsch erweisen sollten, aber als er nun sah, daß der Sohn, trotzdem er ihm in Zorn und Kummer oft und oft den Untergang prophezeit hatte, gedieh, schämte er sich seines Zornes und Kummers ebenso bitterlich, wie er sich eine Weile um des Sohnes willen vor den Leuten geschämt hatte. Oft und oft schüttelte er für sich den Kopf über den sonderbaren Gang der Welt und kam sich klein und unverständig vor, weil er sie nicht begriff. Er wurde dadurch immer mehr ein spintisierender, blieb aber gegen alle Menschen ein gütiger und freundlicher Mann.

Aehnliche Gedanken erfüllten Adli. Weil sie aber zu Hugo jene erste heilige, fehlerverzeihende und verklärende Liebe gehegt hatte, so war sie jetzt manchmal geneigt, gleichsam aus der Rumpelkammer der Jugendgefühle wieder die Bewunderung hervorzukramen und in Hugo Grob einen Menschen zu sehen, dessen große Fähigkeiten sie und der Vater nicht erkannt und zu würdigen vermocht hätten. So schlicht und bescheiden war sie selbst, daß sie nun manchmal sich sagte, sie wäre viel zu gering gewesen, um an der Seite des weitsichtigen Geschäftsmannes durchs Leben zu gehen.

Auch die Zeit dieser Erkenntnisse und Selbstprüfungen ging aber für die beiden Haus- und Lebensgenossen vorbei, und es kam der Tag, an welchem sie sich gegenseitig über die Erfahrung ihres Lebens auszusprechen vermochten und an dem das klare Licht über ihnen beiden lag, das ihnen aus der Friedlichkeit und Güte ihrer Seelen End' aller Enden aufgehen m u ß t e.

Noch immer benutzten sie die Feierabende und Sonntage zu gemeinsamen Gängen. Ein solcher Abend fand sie eines Sommers auf dem Lindenhofe auf einer Bank sitzend und auf die Stadt hinabschauend. Nachtessenszeit war vorüber, und Meister Gottfried hatte Adli veranlaßt, die letzte Hausarbeit eine Stunde liegen zu lassen und mit ihm zu gehen. „Morgen werden wir ohnehin Regen haben," sagte er, und in der Tat rüstete die Natur schlecht Wetter zu und zeigte, indem sie es tat, noch einmal alle Schönheit, die sie besaß. Der Wind blies aus Westen und sammelte kleine wollige Wolken am Himmel, eine unendliche Herde. Die sinkende Sonne entzündete sie alle. Wie riesige Fetzen brennenden Zunders standen sie, und es war, als züngelten hinter ihnen geheimnisvoll die Flammen eines größeren Feuers. Sie warfen aber ihren Widerschein über das ganze Land, so daß er nicht nur in den Fenstern der Häuser und im Wasser des Flusses spielte, sondern selbst an weiße Hausmauern und droben am St. Felixberge auf grüne Hügel ein seltsames Leuchten malte. Auch Meister Gottfrieds und Adlis Züge waren von Abendglut überschienen, und wenn sie einander ansahen, so war jedem von ihnen, als ob das andere von einer leisen Scheu erröte, wie man etwa in Gesichtern schon Worte zu lesen vermag, die gesagt werden wollen und müssen und die doch nicht leicht zu sagen sind. Es war ein Abend zum Reden, einer von denen, da die tiefsten und geheimsten Gedanken Wort zu werden verlangen. Unter den alten Linden war es ganz still. Zuweilen kam drüben aus der einen Gasse ein Mensch herauf, ging über den Wall und stieg in die andere Gasse hinab. Jenseits des den Wall schneidenden Weges, weit entfernt von den beiden, die auf der Bank saßen, spielten ein paar

Kinder, und ein Lachen oder ein heller Ruf drang manchmal zu diesen herüber. Sonst störte sie nichts. Sie sprachen in geruhsamer Weise von dem, was sie sahen, von den Wolken und dem St. Felixberge und den Wegen, welche die Stadt dort oben überall anlegte. Dann glitten ihre Blicke nieder und sahen die Häuser drüben am Flusse stehen, unter denen das höchste und neueste dasjenige Hugos war. Es war natürlich, daß sie damit auf ihn zu sprechen kamen, und Meister Gottfried erwähnte eines Gerüchtes, wonach in diesen Tagen abermals ein bedeutendes Kaufhaus in einer der günstigsten Geschäftslagen von Hugo Grob erworben werden sollte.

„So macht er unsere Meinung von ihm zuschanden," sagte er, die ein wenig zittrig werdende Hand auf den Stockknopf gestützt, und fuhr fort: „Es ist eine andere Zeit. Es gilt freilich noch immer, daß die Menschen sich ihr Leben zu einem sicheren Asyl aufzubauen suchen. Aber sie haben andere Bedürfnisse bekommen und andere Wege zum Ziel gefunden. Das habe ich mir so zurechtstudiert nach und nach und gelernt, daß einer unrecht haben kann, wo er das größte Recht zu haben meint."

Und jetzt brach ein leises, wehmütiges Lachen ihm aus den braunen Augen und gab seinem ernsthaften Gesicht einen gütigen und gewinnenden Ausdruck. „Hugo und viele andere," sagte er, „hätten Ursache, uns auszulachen, wie wir ihm auf den Weg Unglück und Niedergang prophezeit haben und wie er statt dessen nun höher und höher geht. Wir sind unwissende Leute, wir zwei, Adli, verstehen nichts, wir, von der großen Welt."

Das weise Lachen, das in seinen Zügen war, steckte auch Adli an. Es war der Augenblick da, da sie sich beide zur Bescheidung durchgerungen, da sie

Hugo seine unerwarteten Erfolge ohne Neid und Enttäuschung gönnten und ihre eigenen Wünsche still, ganz still geworden waren.

Und noch ein anderes verborgenes Gespinst von feinen Seelenfäden war in diesem Augenblick zu Ende gesponnen und fest geworden. Das Leben hatte sie in ein Verhältnis zusammengeführt, wie es manchmal zwischen einem früh verwitweten Vater und seinem unverheirateten Kinde besteht, in eine Art Verwandtschaft, die fester war als eine solche des Blutes, und deren sie selbst mit einem Gefühle tiefer Ruhe und Zufriedenheit inne wurden.

Das kräftige, arbeitsfrohe braune Mädchen und der weißhaarige Alte, dem die langgewohnte Arbeit vielleicht bald schwer werden konnte, erhoben sich dann bald und schritten den kurzen Weg heimzu.

Noch glühte der Himmel. Der Lindenhof lag ganz verlassen.

Drüben am Basar Grob zündeten sie schon die großen roten Reklamelaternen an.

Der Witwer

Der Sonntag läutete durch die Berge. Nikolaus Imholz saß vor seinem Heimwesen und hörte ihm zu. Die Kirche war nicht nahe genug, so hörte er ihre Glocke nicht von ihrem Turm herab, sondern vernahm nur ihren Widerhall, wie er hoch oben an den bewaldeten Hängen des Kreuzlistockes wimmelte und bimmelte, als schlüpften die Glockentöne spielend zwischen den Stämmen hinein und wieder heraus. Nikolaus Imholz saß in weißen Hemdärmeln und im dunkeln Sonntagsgerust.

Er war ein großer Mann in den Vierzigen, von der plumpen und gemachen Art jener Gegend, etwas hohem Rücken und einem runden, offenen, rasierten Gesicht, in dem nur über den Lippen der kurze braune Schnurrbart stand.

Der Sonntag läutete, und die Frühlingssonne schien. In den fetten Wiesen, die hier im Brestenertal sich zu beiden Seiten des Kerstenbaches ausbreiteten und ein Stück an die Hänge hinaufstiegen, standen die Obstbäume in Blüte und das Gras versprach eine volle Ernte. Insekten sangen und summten und umschwirrten Nikolaus Imholz, und wenn er des kleinen Geräusches nicht inne wurde, so half es doch, das sonntägliche Behagen zu erhöhen, das ihn erfüllte und in welches es gleichsam das friedliche Lied von Wohlstand und Segen sang.

Jetzt kamen die ersten Kirchgänger aus dem Gottesdienst nach Hause und schritten mit einem Gruß oder nachdem sie ein paar Worte mit ihm gewechselt, an Imholz vorüber. Er selbst würde nicht unter ihnen

gefehlt haben, wenn er nicht zur Frühmette gegangen und nachher durch einen Gast aus dem Tale, der sich eben wieder entfernt hatte, im Hause zurückgehalten worden wäre. Bald bogen eine alte, weißhaarige Frau und ein vierzehnjähriger Knabe den Weg gegen ihn herein. Er sah sie nicht kommen; denn er blickte talauswärts, aber sie grüßten, als sie ihn erreichten. Anton Maria, der Knabe, setzte sich neben den Vater und Frau Rosine stand vor ihnen. Sie unterhielten sich vom Gottesdienst, von denen, die dort gewesen und dem Besuch, der ins Haus gekommen. Es lag in der Art und Weise ihres Verkehrs etwas, was mit der heiteren Ruhe des Sonntagmorgens verwandt war, die friedliche und freundliche Gelassenheit von Menschen, die an ein durch keine Uneinigkeit und kein Nichtzusammenstimmen ihrer Charaktereigenschaften gestörtes Zusammenleben gewöhnt sind. Vielleicht lag das Verdienst für den großen Frieden ihrer Häuslichkeit ein wenig bei der alten Frau; denn sie zeigte, während sie mit Imholz, ihrem Schwiegersohne, sprach, eine bescheidene Zurückhaltung und damit eine Klugheit, die ein wenig auch im Blick ihrer Augen leuchtete. Diese Augen waren jung geblieben, während das einst vielleicht anmutig gewesene Gesicht seine gesunde Farbe verloren hatte und runzlig geworden war.

„Der Nelkenstock auf Rosis Grab trägt schon Knospen," sagte die Frau jetzt. „So früh sind sie noch kein Jahr gewesen."

„Doch," widersprach Imholz, „einmal zu Rosis Lebzeiten hatten wir um diese Zeit die erste aufgeblühte Nelke im Garten."

Daran erinnerte sich auch die alte Frau, und ihr Gespräch wendete sich nun unwillkürlich der verstorbenen Gattin und Tochter zu.

„Rosi hat immer einen mächtigen Stolz auf ihre Nelken gehabt,“ sagte Imholz; es klang halb wehmütig, halb belustigt, und die Erinnerung an diese eine Eigenschaft der Verstorbenen brachte ihnen offenbar das Bild derselben mit merkwürdiger Deutlichkeit zurück, so daß es ihnen schien, als brauchten sie nur ins Haus zu treten, um die frühere Genossin ihres Lebens wiederzufinden. Selbst Anton Maria, der Knabe, richtete die großen ernsthaften Augen auf den Vater, lächelte und sagte zu diesem: „Einmal habt Ihr Streit gehabt, Ihr und die Mutter, weil sie die zwei teuern Nelkenstöcke hatte kommen lassen.“

„Es war nicht gefährlich,“ sagte Frau Rosine mit einem Blick auf den Schwiegersohn, der eine stille Hochachtung für diesen verriet.

Gerade die Erwähnung der kleinen Uneinigkeit zwischen den einstigen Gatten und die Art, wie sie von derselben als etwas Außergewöhnlichem sprachen, kennzeichnete das ruhe- und friedenvolle Leben in ihrem Hause, wie es gewesen und noch immer war.

Drei Jahre war die Frau des Nikolaus Imholz jetzt tot. Die Mutter, die bei der Verheiratung mit ins Haus gezogen war, hatte seither dem Schwiegersohne den Haushalt geführt, und da sie schon vorher der kränkelnden Tochter wacker an die Hand gegangen war, so war die äußerliche Veränderung, welche dieser Haushalt durch das Wegsterben der jungen Frau erfahren, nur eine geringe. Vielleicht hatte aber gerade dieser Mangel an fühlbaren Aenderungen in ihren Alltagsgewohnheiten ihnen am besten über ihren schweren Verlust hinweggeholfen. Wie sehr sie alle an der Toten gehangen hatten, das verriet sich in dem schmerzlichen Ernste, der beim Nennen ihres Namens verborgen über sie kam, und selbst im Blick des Knaben erkennbar leuchtete.

Das Gespräch endete indessen, da Frau Rosine sich plötzlich selbst schalt, es sei höchste Zeit, daß sie an die Bereitung der Mittagsmahlzeit gehe. Der Knabe folgte ihr ins Haus, während Imholz seinen Sitz beibehielt, und in den Händen einen ausgerupften Grashalm zerpflückend, die Blicke wieder dem nahen Weg und den sonnenübergossenen Wiesen zuwendete. Die Glocke schwieg jetzt. Das Singen und Summen der Insekten schien stärker geworden. Wegsdaher kam ein Mädchen, das Gebetbuch in der Hand. Der Laut ihrer Schritte ließ Imholz aufsehen. Dann erhob er sich, wie plötzlich unruhig geworden, sah sich fast scheu nach seinem Hause um und schlenderte, die Hände auf den Rücken gelegt, den Weg, den das Mädchen herankam, ein Stück weit hinab. Er tat, als habe er jenes nicht gesehen und ließ sich doch, als er außer Hörweite seines Hauses gelangt war, von ihm einholen. Als er sich nach der Kirchgängerin umwendete, war sein ruhiges Gesicht von einem heißen Schein überflogen.

„Gut' Tag," grüßte er und reichte dem Mädchen die Hand. „Bist auch zur Kirche gewesen?"

„Immer," gab sie kurz zurück, machte aber keine Miene, weiterzugehen, sondern stellte sich ihm gegenüber, so daß er an dem einen Steinmäuerchen des Weges lehnte, sie am anderen. Sie war nicht mehr ganz jung, vielleicht sechsundzwanzig, von festen, etwas ungelenken Formen, aber ihr Gesicht war von großer Anmut, das schwarze glatte Haar und die ebenfalls dunkeln Augen bildeten einen schönen Gegensatz zu den nur leise geröteten Wangen.

„Was machen sie daheim?" erkundigte sich Imholz nach ihren Angehörigen, und Marielene Zurfluh gab Antwort, daß alles wohl sei.

Imholz war ein Schulkamerad ihres Bruders und

als solcher häufig ins Haus gekommen. Die Marielene hatte eine Zeitlang viele Freier gehabt, war um ihrer Schönheit willen fast ein Landesschaustück gewesen und hatte nur vielleicht ein wenig, ein ganz klein wenig zu lange gewartet, bis sie einen aus der Schar der Bewerber herausgriff. Von diesen war augenblicklich nur einer übrig, ein Nachbar und Jüngling, wenig älter als sie, auch nicht sehr begütert, aber einer, dessen Treue ein paar Jahre schon ausgehalten. Dieser Freier aber machte jetzt Ernst, gab sich mächtig Mühe um Marielene, und sie sah, daß sie ihn nicht allzulange hinhalten durfte. Doch aber zögerte sie. Und Nikolaus Imholz, der Witwer, der ruhige, angesehene Mann, der ein sicheres Auskommen und einiges Gewicht im Lande hatte, war schuld an ihrem Zögern.

In Nikolaus Imholz aber blühte noch einmal die Jugend auf, heiß und schön wie die Weltjugend, der Frühling, jetzt wieder auf Matten und Bergen blühte. Das Herz schlug ihm ganz so wie zur Zeit, da er mit seinem verstorbenen Weibe vor der Brautschaft gestanden. Er sah die starke und frische Marielene an, und etwas, was in den drei Jahren seiner Witwerschaft unter seinem Schmerz und dann einem friedlichen Sichbescheiden tot gewesen war, wachte in ihm auf als eine das Blut durch alle Adern jagende Gewalt. Es war ein solches Verlangen und ein so heftiges Fieber, daß es dem sonst so gelassenen Mann Wort und Gebärde unsicher machte. Er wußte nicht so recht, wie er das Gespräch mit dem Mädchen fortsetzen sollte. Sie standen so verlegen wie zwei ganz junge Verliebte voreinander.

„Kommt Ihr nicht herunter heute?“ fragte die Marielene, und er erkundigte sich darauf, ob ihr Bruder daheim sei, obwohl er es wußte. Als sie

bejahte, sagte er, er würde wohl am Abend auf ein Stündchen vorsprechen. Dann kamen sie abermals nicht weiter. Das Mädchen errötete und meinte endlich, sie habe sich ohnehin schon verspätet, sie müsse wohl nach Hause. Hierauf streckte Imholz die Hand aus und Marielene legte die ihre hinein, aber die Hände ließen sich nicht gleich wieder los. Sie drückten einander, und als dies Gebaren befremdlich werden wollte, lachten Mann und Mädchen, als drückten sie sich die Hände zum Scherz. Sie schieden mit einem Ade, einem gegenseitigen Nennen der beiden Namen, bei welchem ihre Stimmen einen weichen, bebenden Klang gewannen. Und nach diesem kurzen Zusammentreffen wußten sie mehr voneinander als je vorher, und als ob sie die längste Unterhaltung geführt.

Mit einer frohen Raschheit wendete sich jedes auf seinen Weg zurück.

Es ist so, dachte die Marielene, ich habe mich nicht getäuscht, er meint etwas; er muß mir sagen, was er meint.

Es ist so, überlegte auch Nikolaus Imholz, sie kommt zu dir, wenn du sie holst! Sie — sie mag dich! Er mußte stillstehen, so stürmisch überwogte ihn in diesem Augenblick sein Glück. Er hätte wie ein junger, unbändiger Mensch sich umwenden, der Marielene nacheilen und sie an sich reißen mögen, wußte auf einmal, was er ihr sagen konnte: Willst du meine Frau werden, Marielene?

Ebenso plötzlich aber bezwang er sich. Dann erfaßte ihn eine Art Ernüchterung. Er kannte sich gar nicht mehr, war doch sonst einer, der gern überlegte, was er tat, und reiflich Für und Wider abwog. Jetzt brachte ihn das Mädchen ganz aus dem Gleise. Er erschrak über sich selber und war zornig über sich. Dabei ebbte der Freudensturm in ihm unwillkürlich

ab. In seinen vorhin rasch und entschlossen gewesenen Schritt kam die alte Gemächlichkeit. Er erblickte sein Haus drüben hinter den Obstbäumen. Eben blies der Wind eine weiße Wolke darüber her. Sie war die einzige am Himmel, eine glänzende, seidene Schönwetterwolke, aber sie dämpfte für eine Weile das Licht, das über seinem Gut gelegen. Jetzt schattete sie das Haus, jetzt den Weg, jetzt die Stelle, wo er selber stand. Eine ruhige klare Kühle lag, wo eben noch die Sonne gezittert hatte. Es war, wie wenn eine jauchzende Freude sich zu Wehmut dämpft. Nikolaus Imholz wußte nicht, daß es so war, aber eine Stimmung eigener Art kam ihn an, Bedauern, Schmerz und fast Scham.

Unter den Bäumen sah er die weißen Haare der Frau Rosine auftauchen. Da schien es ihm, daß sie schon lange dort gestanden und ihm nachgeschaut haben müsse. Und nun kamen neue Gedanken, Erinnerungen und Erwägungen. Das Mädchen, die Marielene, war daraus wie weggelöscht. In einem Augenblick erlebte er eine Reihe vergangener Jahre noch einmal.

Indessen war er der alten Frau nähergekommen.

„Es ist heute ein so schöner Tag," sagte sie, „und du hast immer gern vor dem Hause gegessen. Soll ich draußen decken?"

„Das wäre vergnüglich, meine ich," antwortete er.

Darauf fragte sie wie beiläufig: „Das war die Marielene, nicht wahr, mit der du gesprochen hast?"

Die Frage klang ruhig und gleichmütig, doch konnte Frau Rosine nicht hindern, daß ihr ein Zucken wie von einem verbissenen Weinen durch das bleiche Gesicht flog und daß ihr ein Ausdruck heimlicher Angst in den Augen stand.

Nikolaus Imholz bejahte ihre Frage, und er sah,

was in ihrem Gesicht vorging. Aber schon hatte sie sich abgewendet und begab sich mit ihrem lautlosen Schritt ins Haus zurück. Er selber legte die Hände auf den Rücken und ging in den Gemüsegarten hinüber, der hinter dem Hause lag. In einem schmalen, von Obstbäumen beschatteten Wege schritt er lange auf und nieder. Dabei lebte er das Gedankenleben weiter, das die Dazwischenkunft der Schwiegermutter vorhin unterbrochen hatte. Zeit seiner Tage hatte er, Nikolaus Imholz, ein zufriedenes Dasein gehabt, und insbesondere seit seiner Verheiratung eine so behagliche Häuslichkeit geführt, daß die Leute sich wunderten, warum er so selten unter andere Menschen gehe. Er selbst war oft und oft von einem Gang unter diese Menschen mit einem Aufatmen in sein Haus zurückgekehrt: „So, daheim ist es doch am besten!" Seine Frau war ein einfaches Mädchen aus einem Nachbardorfe gewesen, ohne Anhang und Verwandtschaft, die Mutter ausgenommen, mit welcher zusammen sie anspruchslos aus den Zinsen eines höchst bescheidenen Vermögens gelebt hatte. Sie betrachtete es als ein unverdientes Glück, daß er sie nahm, aber sie stellte doch eine Bedingung, diejenige, daß sie sich nicht von ihrer Mutter zu trennen brauche. So war Frau Rosine ins Haus gekommen, und Imholz hatte ihren Eintritt nie zu bedauern gehabt. Er merkte nie groß, daß sie da war. Nur, als seine Frau nach der Geburt des Knaben zu kränkeln begann und häufig liegen mußte, blieb im Hause die behagliche Ordnung dennoch immer die gleiche; die Kranke hatte ihre Pflege, auch die Gesunden, er und Anton Maria, entbehrten nichts. Imholz hatte sich nie groß Rechenschaft gegeben, woher das kam. Er wußte auch nicht, daß eine kluge, unbewußt geschickte Hand ihm den Kummer hatte tragen helfen, der ihn damals, als seine gute junge Frau

starb, mit gewaltigen Fäusten gepackt hatte. Es fiel ihm jetzt zum erstenmal auf, daß Frau Rosine eigentlich eine Hauptwichtigkeit in seinem Hause war. Und — und — die Schwiegermutter müßte fort, wenn er die Marielene zur Frau nehmen wollte! Nicht nur ging es nicht an, daß eine junge Frau mit der Mutter ihrer Vorgängerin das Hausrecht teilte, sondern die Marielene hatte auch jüngst einmal deutlich genug sich geäußert: „Das könnte ich nicht, mich in die Herrschaft mit einer anderen teilen." Zudem, er — er kannte doch die beiden Frauen, die starke, ein wenig scharfe Marielene, und die Schwiegermutter, die nicht müßig gehen konnte und nur in einem Punkte eigen war, daß sie kein unverdientes Brot aß. Das würde sich nicht zusammenfügen!

Hin und her, hin und her schritt Nikolaus Imholz. Sein mächtiger Körper bog sich mehr vornüber als sonst. Die heiße Sonne langte zwischen den Baumästen hindurch nach ihm wie mit weichen, streichelnden Händen. Da wallte wieder dasselbe verlangende Glücksgefühl in ihm auf wie vorhin, als er bei der Marielene am Weg gestanden. Es war etwas Junges, Heißes und schoß auf wie Sprühgarben aus einem Feuer. Aber er hatte jetzt gleichsam eine Hand frei und schlug die Garben immer wieder mit dieser unempfindlichen, kräftigen und kühlen Hand in sich nieder. Er war kein Zwanzigjähriger mehr, der sich verwirren ließ, als habe ihm einer mit einem Beil die Gedanken aus dem Kopf geschlagen! Er zwang sich zur Ruhe, indem er sich gleichsam der jugendlichen Unruhe schämte.

Da bog Anton Maria ums Haus her auf ihn zu.

„Ihr sollt zum Essen kommen, Vater," sagte der braunhaarige, hochgewachsene Knabe. Auch er hatte die zurückgezogene Art der Mutter und Großmutter,

schien darum über seine Jahre hinaus ernst und verständig; dennoch aber leuchteten seine Augen vergnügt, als er hinzufügte: „Es ist fast heiß unter den Bäumen; das wird ein Festessen zum erstenmal wieder da draußen."

Sie schritten zum schlichten, unbedeckten Stubentisch hinüber, den Frau Rosine vors Haus gestellt und mit den Steinguttellern und dem eisernen Besteck belegt hatte. Sie selber trat eben aus der Tür und stellte die runde Schüssel auf, welche die ganze Mahlzeit enthielt. Die Sonne lag auf ihrem Haar; der Ausdruck ihres Gesichtes war wieder gefaßt. Es begann eine Mahlzeit, die mit den gemachen Worten, die sie manchmal wechselten, einem ruhigen Lachen von einem zum anderen, ein Bild häuslicher Gemütlichkeit war.

Anton Maria rühmte die Kostsuppe: „Habt Ihr die mir zu Ehren gemacht, Mutter?" fragte er.

Imholz fiel es heute zum erstenmal auf, was er sonst ganz natürlich gefunden, daß der Knabe zur Großmutter Mutter sagte. So ganz war sie in die Lücke getreten, welche ihre Tochter bei ihrem Weggang gelassen hatte!

Sie kamen dann auf das zu reden, was der Nachmittag ihnen bringen sollte. „Ich sollte einmal wieder zu den Zurfluhs hinunter," sagte Imholz, sagte es fast mechanisch und wurde doch nachher verlegen. Er blickte von der Seite nach der Schwiegermutter und sah wieder das Zucken in ihrem Gesicht, nur ging es diesmal rascher vorüber. Sie hatte sich gleich wieder in der Gewalt.

Anton Maria zeigte hierauf an, daß er mit Kameraden oben hinter der Kirche Armbrust schießen gehen wolle.

Als aber die Mahlzeit vorüber war, eilten weder

Imholz noch der Knabe mit dem Weggehen. Jener rauchte eine Pfeife und schrieb nachher einen Brief, was nicht so schnell ging. Dann stülpte er wohl den Hut auf, aber als er vors Haus trat, bog er nicht nach dem Weg hin, sondern begab sich abermals nach dem Gemüsegarten.

Da saß Anton Maria mit der Großmutter unter einem schattigen Busch, an welchem Imholz selber eine Bank gezimmert hatte. Der Knabe las in einem alten Kalender, Frau Rosine aber saß, die Hände in der seidenen Sonntagsschürze gefaltet, und sah vor sich hin.

„Ich dachte, du wolltest fort?" fragte Imholz den Knaben.

„Bah," gab der zurück, „es ist mir nicht drum. Es ist alleweil daheim am schönsten."

Das war es ja: Schön hatten sie es beisammen, sie drei, sagte sich Imholz. Und er lungerte selber herum, betrachtete sein Gemüse so eingehend wie nie, entfernte sich wieder und machte sich doch nicht auf den Weg zu den Zurfluhs.

Als nach einer Weile Frau Rosine wieder nach vorn kam, hatte er sich ins Gras geworfen, Rock und Hut lagen neben ihm, und mit aufgestütztem Arm streckte er sich lang.

„Du bist noch da?" fragte sie.

„Ich habe mich anders besonnen, ich gehe nicht," antwortete er, wußte aber erst im Augenblick, da er das sagte, daß er wirklich nicht gehen werde.

Da trat Frau Rosine vor ihn hin. Einmal strich sie mit der Hand glättend über die Schürze, dann legte sie die Arme unter der Brust zusammen. Ihr Gesicht war ganz ruhig, nur wohl ein wenig von Erregung noch bleicher als sonst. Die großen, jungen, verständigen Augen schauten auf den Schwiegersohn hinab. „Es nutzt ja nichts, Klaus, daß wir es noch

lange hinausschieben," sagte sie; „einmal müssen wir doch miteinander davon reden."

Er stand sogleich auf, etwas ungelenk; denn es war ein mächtiges Stück Menschengestalt, was sich mit ihm vom Boden aufarbeitete. Die Hände auf den Rücken gelegt, stand er vor Frau Rosine.

„Du wirst die Marielene heiraten?" fragte sie.

Er wendete sich ein wenig ab und blickte vor sich nieder.

„Es kann dir kein Mensch dawider sein," fuhr Frau Rosine fort. „Du bist in den besten Jahren, und die Marielene ist ein tüchtiges und ansehnliches Mädchen. Ich aber werde alt und kann bald wegsterben. — Ich habe es mir auch überlegt, und ich meine, so lange ich noch arbeiten kann, möchte ich — nicht müßig sein. Ich könnte vielleicht zu einem geistlichen Herrn kommen. Vielleicht — du würdest mir wohl suchen helfen, vielleicht einmal für mich nach Altdorf gehen, zum hochwürdigen Herrn Kommissar, mit dem du dich gut stehst."

Noch immer blickte Nikolaus Imholz die Schwiegermutter nicht an, aber er konnte sich ihre Erscheinung deutlich vorstellen, trotzdem seine Augen am Boden hingen. Und er stellte sie sich vor, scharf, deutlich, die saubere, fleißige Frau, vor der man Respekt haben mußte, einfach Respekt. Da regte sich ein Gefühl in Imholz, wie es vielleicht den rechtschaffenen Sohn überkommt, wenn er der leiblichen Mutter unverdient etwas zuleide tun soll. Er wurde sich selbst nicht über dieses Gefühl und seine Art klar, dazu war er zu wenig Philosoph, aber das Herz war ihm warm für die Frau vor ihm. Er empfand, daß er an sie gewöhnt war, an ihre Gesellschaft, ihr Dasein, nicht weil sie die Mutter der verstorbenen Frau war, sondern um ihrer selbst willen. Er hatte im Herzen

eine Liebe für sie, die es nicht leiden wollte, daß er sich von ihr trennte. Noch einmal schoß ihm aber das Bild der Marielene durch den Kopf, und heftig kam das Verlangen nach ihrer Jugend wieder.

In diesem Augenblick bog Anton Maria vom Garten her ums Haus, langsam, sorglos vor sich hin singend. Das weckte den Vater.

„Ihr müßt an so etwas nicht denken, Mutter," stotterte er halblaut, verwirrt zu der sich schon dem Knaben zuwendenden Frau, „an Euer Fortgehen nämlich. Ich muß — ich bin noch nicht fertig mit mir — aber — Ihr — ich werde es schon recht machen."

Da Anton Maria bei ihnen blieb, setzten sie jetzt ihr Gespräch nicht weiter fort. Auch später kam Frau Rosine nicht darauf zurück, wollte offenbar nicht drängen, wenn sie auch vielleicht ihrer Sorge nicht enthoben war. So blieben die etwas verwirrten Worte ein paar Tage gleichsam als ein von einem dem anderen aufgegebenes Rätsel zwischen ihnen. —

— — — — — — — — — — — — —

Es war acht Tage später und abermals Sonntag. Er hatte ein paar Wolken mehr als sein Vorgänger, aber immerhin noch blauen Himmel und Sonne genug. Wieder war der Morgengottesdienst zu Ende. Nikolaus Imholz verließ mit dem Knaben und der Großmutter die Kirche und machte sich auf den Heimweg. Sie gingen langsam, standen da und dort still, um Bekannte zu grüßen, und eben als sie in die schmale Straße einbogen, die hinab zu ihrem Gute führte, kam Marielene Zurfluh hinter ihnen her. Die Woche mit ihrer ununterbrochenen Arbeit war vergangen, ohne daß sie von dem Mädchen weiter gesprochen hatten. Nun wurde Frau Rosine, die sich umgeschaut, der Marielene zuerst ansichtig. Unwillkürlich verlang=

samte sie den Schritt; das Sträßchen war schmal. Und die Frau wollte nicht im Wege sein, wenn das Mädchen und der Schwiegersohn ein Stück weit nebeneinander gehen wollten. Heran kam Marielene, in schwarzem Kleid und Hut, stattlich und mit dem anmutsvollen Gesicht, das sich ein wenig rötete. Sie und Frau Rosine grüßten einander, freundlich, aber ein wenig fern, wie zwei, die eben wissen, daß irgend etwas zwischen ihnen nicht ganz stimmt. Bei dem Gruß wendeten sich Imholz und der Knabe um. Dieser ging seines Weges weiter, während Nikolaus stillstand, grüßte, laut und gemach: „Tag, Marielene!" und sie an sich vorübergehen ließ. In seiner Haltung hatte er etwas, was sie nicht zum Stillstehen einlud.

Und Marielene errötete tiefer. Sie senkte den Kopf, als sie vorüberging, und beschleunigte den Schritt.

Imholz war letzten Sonntag nicht gekommen, wie er versprochen hatte, und tat heute fremd oder doch merkwürdig kurz angebunden! Marielene sank auf einmal eine Hoffnung und stieg eine andere auf. Sie war froh, daß sie diese zweite hatte, daß der ausdauernde Freier noch da war, der andere, den — — sie wollte ihn nicht mehr lange warten lassen!

Imholz setzte hinter dem Mädchen langsam seinen Weg fort, sprach nicht, betrachtete nur mit auffälliger Beflissenheit die Wiesen zur Seite.

Da holte ein anderer Kirchgänger sie ein.

„Tag!" grüßte er laut und vertraut, als er sie erreichte; es war Marielenens Bruder, ein hagerer, langer Mensch in Imholzens Alter.

Nikolaus drehte auch nach ihm sich um und reichte ihm die Hand. Seite an Seite schritten sie einher, die alte Frau hinter sich gehen lassend, während der

Knabe vorausgegangen und unten schon am Imholzschen Hause angelangt war.

Die beiden Männer sprachen von dem und jenem, wie geht's, wie tut's. Auf einmal sagte Imholz: „Die Marielene hat es heute eilig."

„Es scheint," erwiderte der andere. Die Schwester war schon fast außer Sehweite.

„Es wird wohl bald Ernst mit dem Töni," fuhr Imholz fort. Er hatte das Gespräch gewaltsam auf die Marielene gebracht. Der Töni war des Mädchens Freier, und Imholz sagte es laut und mit fester Absicht.

Der andere sah ihn erstaunt an; dann war er nicht langsam im Begreifen. Der Witwer hatte sich mit dem Mädchen nichts vergeben, wenn er auch hatte erkennen lassen, daß er sie gern sah. Und nun setzte dieser, immer mit derselben festen, entschlossenen Stimme hinzu: „Es ist recht, wenn sie nicht länger wartet, deine Schwester. Das Heiraten will überlegt sein, aber der, für den es ist, soll es nicht zu lange überlegen. Ich habe fast auch noch einmal daran gedacht. Jetzt — der Mensch soll es nicht besser haben wollen, wenn er es gut hat."

Es klang wie ein Auftrag, war mit so unverkennbarer Absicht gesagt, daß der andere genau wußte, wo es hinaus wollte. Es klang aber auch etwas von innerem Kampf in den Worten nach. Der Witwer hatte nicht umsonst in der vergangenen Woche sich besonnen und besonnen. Zurfluh wußte das nicht, aber er konnte nicht ungehalten sein; denn es lag eine seltsame Biederkeit und Würde in Imholzens Benehmen.

Sie waren indessen an der Stelle angelangt, wo der Seitenpfad nach Imholzens Haus abbog.

„Ade," sagte dieser.

„Ade," grüßte Zurfluh zurück, trocken, kurz beide, als ob nichts geschehen wäre.

Und als ob nichts geschehen wäre, bogen Nikolaus Imholz und Frau Rosine hintereinander auf das Haus zu. — — —

Am Abend war es warm und mondhell. Da saßen die Imholzischen vor dem Hause auf der Bank, alle drei nebeneinander, der schlanke Anton Maria, der schwere Imholz und die weißhaarige Großmutter. Der Himmel war stählern blau. Noch standen weiße Wolken darin, aber zwischen zweien leuchtete der Mond. Er warf seinen Schein gerade auf die Bank. Kein Wind ging. Aber die Blütenbäume sahen im Mondlicht aus wie überschneit. Nichts rührte sich. Der Mond hatte einen wunderhaften Glanz heute. Anton Maria, der Knabe, bückte sich, nahm Steine auf, warf sie spielend wieder nieder und summte ein paar Töne dazu.

„Ich habe dir des Vaters Uhr in deine Kammer gelegt," sagte plötzlich Frau Rosine zum Schwiegersohn. „Es wäre recht, wenn du sie tragen würdest. Sie kommt sonst um im Staub."

Diese Uhr war Frau Rosines größter Schatz, das Erbstück ihres lang verstorbenen Mannes, das sie hütete und hegte und bei ganz seltenen Gelegenheiten die Tochter, den Enkel, auch den Schwiegersohn hatte sehen lassen.

Nikolaus Imholz sah sich um. „Ich danke Euch bei Gott, Mutter," sagte er mit einem tiefen Aufatmen, nichts als das.

Nach einer Weile erst kamen sie langsam ins Reden.

„Die Rosi hat sie nicht genug ansehen können, die Uhr," sagte Nikolaus.

Mit dem Gespräch bei der Verstorbenen angelangt,

redeten sie von ihr weiter, still, manchmal warm, wie man von einer guten Toten spricht.

Sie kamen nicht auf das Ereignis des Tages; es lag nicht in ihrer Art, davon zu sprechen. Sie wußten gar nicht, was es war. Es fiel ihnen nicht ein, zu ergrübeln, daß — daß da ein Manneswille und ein Mannesverstand und eine Mannesbiederkeit über eine doch menschliche und gerechte Selbstsucht Herr geworden, daß also fast etwas Ungewöhnliches geschehen. Sie hatten nichts aneinander zu rühmen oder zu danken. Sie fühlten nur, daß alles bleiben würde, wie es lange gewesen war. So saßen sie gelassen, friedlich.

Der Mond sah in ihre ruhigen Gesichter. Und die Bäume trugen seidenen Schnee.

Das Zögern

1

Walter Wandermann, der aller Schule und Lehrzeit entronnen, schritt durch das herbstreife Land. Die Sonne hatte noch Sommerkraft, hatte den Tag über aus einem wundervollen Himmel herniedergebrannt und wandte sich jetzt zum Sinken, eine feierliche Klarheit über alles Land legend. Die Straße war von Staub weiß und weich, aber grüne Hügel erhoben sich zu ihren beiden Seiten. Wein wuchs hoch an den Bergen hinauf. Drüben rauschte die Rhone zwischen Weidenbüschen, und lange Reihen von Pappeln standen stolz und reglos an ihren beiden Ufern. Da und dort blitzte es weiß unter blauem Himmel. Schneeberge blickten aus jener Höhe auf das gesegnete Land.

Aus den Weinbergen drang Stimmengeräusch, kein Jauchzen, wie es anderen Ortes zur Weinlese üblich, aber dann und wann der schrille Ruf einer Frau, dem eine tiefere Männerstimme antwortete. Sie sprachen eine sonderbare Sprache, einen schwerverständlichen französischen Dialekt, in dem etwas von der heißen Sonne und der blendenden Helligkeit ihres schönen Landes lag.

Walter Wandermanns Herz tat sich auf. Er hatte in dieser Gegend seine ersten Schuljahre verlebt. Jugendfreunde wohnten ihm in der Stadt, der er entgegenzog, und noch wußte er in seiner Seele keinen herrlicheren Ort, keine lieberen Menschen als diejenigen, zu denen er zu Gast zu gehen im Begriffe stand. Er setzte seinen Weg fort, seine Schritte waren

von drängender Freude leicht. Manchmal wurde ihm die Straße zu eng, und er bog von ihr ab, in das hügelige Grasland hinein, eilte über eine der vielen Erderhebungen empor und hatte ein Gefühl, als müßte er jauchzen. Den Hut trug er in der Hand. Der Wind umfächelte ihm das bleiche, scharfgeschnittene Gesicht mit den dunkelbraunen, ernsthaften Augen.

Von einem solchen Hügel aus sah er zum erstenmal sein Reiseziel vor sich. Da war der blaue Himmel der Hintergrund, und zwei Schlösser hoben sich, auf Anhöhen stehend, von ihm ab, ein zerfallenes und ein erhaltenes. Zu Füßen der beiden Burgen lag die Stadt.

Walter fühlte das Schlagen seines Herzens. Beim Anblick seines Zieles ergriff ihn etwas wie Bangigkeit und mischte sich mit der freudigen Ungeduld, in der er sich befand. Er ließ sich ins Gras nieder, und seine Gedanken machten sich auf zum Fluge: Aus der Stadt stieg ein Mädchen ruhig und langsam ihm entgegen durch die abendstille Landschaft, auf weißer Straße, den Hügel herauf. Es war nicht Wirklichkeit, das Bild war nur in seinen Gedanken. Aber da kam Katharina Scharff ihm entgegen, den Hut am Arm. Auf dem blonden, in reichen Zöpfen um den Kopf gelegten Haar lag die Sonne und gab ihm einen leisen Glanz. Das ebenmäßige Gesicht war ruhig und klar wie der Abend. Nun erblickte sie ihn. Ihre schönen blauen Augen leuchteten freundlich, und um ihren Mund ging ein Lächeln, das voll Güte und Wärme war. Ein Empfinden der Ruhe und Weite ergriff auch Walter. Etwas, was aus früher Jugend stammte und mit ihm groß geworden war, wollte an diesem Tage reifen. Es war natürlich, selbstverständlich, in seiner Erfüllung so klar und schön wie die sonnige Natur, die vor ihm lag. Er wußte

lange, daß es gar nicht anders werden konnte. Jahrelang hatten die Scharffs und die Wandermanns Mauer an Mauer gewohnt. Die Kinder waren zusammen erwachsen, Geschwistern gleich, hatten auf derselben Schulbank gesessen, und als Walters Familie das Land verließ, in eine ferne Stadt zog, überbrückte die alte Freundschaft mit einem festen Bogen die Entfernung. Walter Wandermann und Hans Scharff, die beiden Gleichalterigen, wechselten Briefe und Besuche. Vor zwei Jahren, als der junge Scharff einige Wochen in Walters Elternhaus zubrachte, war auf Einladung von Walters Mutter Katharina, Hansens Schwester, in dessen Gesellschaft gewesen.

Katharina!

Walters Blick wurde versonnener.

Katharina Scharff!

Gewiß, er hatte sich damals über den Besuch seines Freundes gefreut, aber das Schönste — irgendwie — war — Katharina gewesen. Warum? Es hatte sich nichts Besonderes ereignet. — Nur — Katharina und er mußten einander immer mit Wort, Blick und Tat allerlei zuliebe tun, konnten gar nicht anders und fühlten es jedes am anderen und — es machte ihnen die Tage sonderbar kurz und froh. Im Fluge war die Zeit des Besuchs vorüber. Dann schrieben sie einander. Lange Briefe voll schwärmerischer, jugendfeuriger Schilderungen dessen, was sie erlebten, und dessen, was sie von der Zukunft erwarteten. Von Liebe — nicht, nein, kein Wort von Liebe! Es war nur immer in jedem Briefe, ohne daß sie recht wußten, worin sie lag, eine leise Innigkeit. Nun — zwei Jahre später — war Walter Wandermann auf der Fahrt, die Scharffs zu besuchen. Vieles hatte sich inzwischen geändert. Damals war er noch Lehrling in der großen Fabrik seines Vaters

gewesen, jetzt war er dessen Mitarbeiter geworden, und die Mutter hatte ihn mit einem vielsagenden feinen Lächeln auf diese Reise gelassen. Die Eltern hielten die Zeit für gekommen, da der Sohn einen eigenen Hausstand gründen könnte. Sie wünschten, daß er es tue. Aber sie drängten nicht, hatten nur mit ruhigem Wohlgefallen dieser Reise zugestimmt, so als meinten sie zu sagen: Ziehe nur, Sohn! Diejenige, welche du auf deinem Wege findest, ist nach unserem Herzen.

So war alles glatt und klar in Walter Wandermanns Leben. Eine dankbare, feierliche Stimmung überkam ihn, während er auf dem Hügel lag, die Freude des wackeren Mannes an den sich ihm eröffnenden Aufgaben und Aussichten seiner Zukunft. — Seine Gedanken waren aus der Vergangenheit gekommen, streiften die Gegenwart und zogen ihm still voraus an sein Wegziel. Er wußte, daß man dort auf ihn wartete. Er hörte schon Hans Scharffs heiteres, köstliches Lachen. Jetzt sah er auch Katharina wieder. Er konnte sich alles ausmalen: Wie sie auf ihn zugehen, ihm fest und kameradschaftlich die Hand drücken würde. Ach — und da mußte jetzt ja auch die Jüngste wieder sein, die Eve! Die hatte er sechs Jahre nicht mehr gesehen. Sie war in auswärtigen Schulen gewesen, aus irgendeinem Zufall waren sie beide immer aneinander vorbeigegangen. Nur als kleines Mädchen hatte er sie gekannt. Ein Kindergesicht tauchte flüchtig vor seinem Blicke auf. Seine Augen glitten gleichgültig darüber hin. Dann gedachte er wieder der anderen, die ihn mehr beschäftigte. Und wieder erfüllte ihn die frohe, ruhige Sicherheit. Dieses Empfinden weiter, warmer Freude trug er eine Weile später der Stadt der Freunde zu.

2

Es war alles, wie er erwartet hatte: Hans Scharffs Lachen und Katharinas stillere, aber köstlich zu empfindende Freundschaft hatten ihn empfangen. Und es war ganz wieder die alte, ruhesame Stimmung, die ihn umgab, und die ihm das Scharffsche Haus von jeher zu einer merkwürdigen, erstrebenswerten kleinen Welt gemacht hatte. Zwei Leute fehlten bei seinem Empfang, der alte Scharff selbst, den sein Beruf — er war Direktor eines kleinen Bergwerks, eines kümmerlichen, aber seit vielen Jahren sein Dasein fristenden Unternehmens — fern hielt, und Eve, die von einem Gang nach der Stadt noch nicht zurück war. Aber Frau Lene Scharff war da, weißhaarig, sauber, mit den warmen Augen, die ihre Tochter Katharina hatte, der bescheidenen, klugen Würde und der stets heiteren Rede.

Eine Stunde später kamen auch die beiden Fehlenden heim, und man nahm das Abendbrot in dem kleinen Garten vor dem Hause ein. Der weiße Tisch hatte Walter schon entgegengeleuchtet, als er gekommen war. Es war der herrlichste, kleine Garten, den man sich denken konnte. Wenige Blumen standen darin, aber man saß tief, tief im Grün wie in einem großen Park. Das machte, weil das Haus mit Kletterreben dicht umsponnen war und Kletterreben die Mauer ganz verdeckten, welche den Garten von der Straße draußen trennte. Dann standen zur Linken zwei Gruppen von Bäumen und Büschen und rechts zwei Gruppen. Zur Rechten hing eine mächtige Trauerweide ihr altlanges Blätterhaar auf der einen Seite bis nieder auf den Gartenkies und bildete auf der anderen eine Art grüner Stube. In dieser stand der weißgedeckte Tisch.

Zu Häupten des Tisches saß jetzt Direktor Scharff, ein hagerer Mann mit hoher Stirn und spärlichem, langem Haar und Bart. Frau Lene bediente ihn zuerst, dann ihren Gast; aber nichts Verletzendes lag in dieser kleinen Zurücksetzung. Es war so viel Güte in Frau Lenes Wort und Gebärde, daß es Walter scheinen wollte, es liege noch immer Sonne im Garten, obwohl diese schon gesunken war und von ihrem Widerschein der Himmel in Flammen stand.

Die Mahlzeit, welche die Freunde hielten, war schlicht, fast spärlich, nur den Tee goß Frau Lene reichlich ein, und die Brotstücke schnitt sie so riesenhaft, daß sie bei jedem Heiterkeit weckten, der ein solches entgegennahm. Heiterkeit atmete alles am Tische, vor allem leuchtete sie aus Hans Scharffs schönem, frischem Gesicht. Der junge Mensch hatte einen Kopf voll blonden Ringelhaares, dazu die strahlenden Augen der Mutter. Diese leuchtenden Augen waren ein Familienmerkmal. Die Kinder hatten sie alle, und es lag in ihnen außer ihrem tiefen Glanze noch vieles: Gutherzigkeit, Klugheit, ein wenig Schalkhaftigkeit. Bei Hans blitzte diese am keckſten, bei Katharina kam sie wie aus großer Tiefe herauf, und weil sie seltener war als bei den anderen, hatte sie ein leises Beilicht von Wehmut. Eve aber! Ja, Eve! Walter Wandermann saß am Scharffschen Tisch und fühlte, wie er hier immer gefühlt hatte, als sei er in eine Heimat gekommen, aber wenn er Eve ansah, wußte er nicht, wie ihm wurde. Er hatte sich auf diesen Besuch gefreut, aber so schön hatte er es nicht zu finden gemeint. Er liebte die Jugendgespielen. Doch nun — so nah waren sie seinem Herzen nie gestanden wie jetzt. Eve glich der Schwester, aber wenn diese wie der sanftere Abend war, so glich jene dem hellen, Augen aufschlagenden Morgen. Katharina

war groß, hatte wohlgestaltete Formen und gemessene Gebärden; Eve war zierlich und behend; Katharinas Haar war glatt, Eves kraus, jener Antlitz still, dieser Züge fein und beweglich. In innigem Ergötzen ging Walters Blick von einer Schwester zur anderen.

Eve tat von Anfang an vertraut. Sie fand den gleichen herzlichen Ton wie die anderen. Es war, als hätte auch sie in gleichem Schritt mit jenen das gemeinsame Heranwachsen mitgemacht.

Direktor Scharff begab sich nach der Mahlzeit auf sein Studierzimmer. Die Mädchen halfen der Mutter den Tisch abräumen. Walter trat mit Hans vor den Garten hinaus, in die breite Kastanienallee, welche die Straße hier bildete. Sie kamen bald in ein lebhaftes Gespräch und schritten unter den uralten, mächtigen Bäumen auf und nieder. Hans erzählte von seiner eigenen Beschäftigung in dem engen Betriebe, dem der Vater vorstand. Dann sprach auch Walter von seiner Zukunft, die so heiter und sicher wie eine breite, nicht zu verfehlende Straße vor ihm liege. Aus seinen Worten konnte der Freund leicht merken, welchen Anteil an seinem ruhigen Glück jener ihm und seiner Familie, vorab einer aus ihnen zudachte. Wenn sie es auch nicht aussprachen, so war es zwischen ihnen doch als das von jeher Natürliche, Feststehende: Und bald wird Katharina an der Seite Walter Wandermanns gehen!

Nach einer kleinen Weile gesellte sich Katharina zu ihnen. Walter stand still, als er sie kommen hörte, und streckte ihr die Hand entgegen, in die sie mit einem ruhigen Lachen die ihre legte. So, die Hände verbunden, gingen sie dann neben Hans hin, wiederum mit einer frohen Selbstverständlichkeit.

Die kleine Stadt wurde früh still; die Straße war kaum begangen. Die Dämmerung kam lautlos über

die Felder geschritten und sandte ihre Schatten zu den Wandelnden. Unhörbar gingen sie zwischen ihnen, den Baumgang mit einem Hauch des Geheimnisvollen erfüllend. Die Stimmen der drei wurden leiser, paßten sich dem wachsenden Dunkel an. Walter fühlte Katharinas Hand und drückte sie verstohlen. Aber als er es getan, erschrak er. Er empfand plötzlich einen leisen Schmerz. — Eve! Schade, daß sie nicht auch hier war! Der Gedanke blitzte auf; das Mädchen, das vor seiner Ankunft ihn kaum gekümmert hatte, fehlte in diesem Augenblicke zur Vollständigkeit des seltsamen Glückempfindens, das ihn bewegte.

Gerade da sagte Katharina: „Da kommt Eve noch."

Walter stieg das Blut zu Kopf. Er wußte nicht, was ihn ankam. Katharina schaute ihn erstaunt an. Seine Hand hatte in der ihren gezuckt. Nun löste er sie, wie zufällig, noch ehe Eve völlig herangekommen war. Katharina ergriff ein leises Befremden. Walter aber errötete tiefer. Er fühlte jetzt, was ihm war: Unlieb wäre es ihm gewesen, wenn Eve ihn Hand in Hand mit der Schwester gesehen hätte! Die Erkenntnis war ihm leid. Er zürnte sich selbst und konnte es doch nicht ändern.

„Mutter erwartet euch," sagte Eve herantretend.

Da folgten sie ihr ins Haus.

3

Seltsame Tage!

Einer wie der andere hatte das stille, goldene Licht. Alle Sommerschwüle dahin. Nur ein sanfter Glanz über allem Land. Wundervolle, tiefe Röte am Abend. In den Weinbergen das ruhige, reiche Ernten. Friedliches Leben auf den Straßen, das wie Aufatmen

eines ganzen Volkes war: Wir durften den Segen des Jahres erfahren.

In Walter Wandermanns Seele stritten zwei Gewalten. Die eine war das Empfinden der Ruhe und Klarheit, mit dem er im Scharffschen Hause eingezogen. Es sog Nahrung aus der köstlichen Herbstlandschaft, in der er sich erging, und aus der alten Anhänglichkeit der Freunde. Das andere war etwas Neues, Lechzendes, war voll Zweifel und Unruhe. Es wohnte im Herzen und sprang in die Augen wie ein Hunger. Diese Augen suchten und suchten Eve Scharff. Die zweite Gewalt war stärker als die erste. Sie wuchs und wuchs und überwand langsam die stillere Schwester.

Eve Scharff kümmerte sich nicht groß um den Gast des Hauses. Sie war die einzige aus der zurückgezogen lebenden Scharffschen Familie, welche Verkehr mit ein paar Bekannten in der Stadt pflog. So war sie öfter von Hause abwesend, und ihre Wege und Gedanken führten über den kleinen Kreis hinaus, in dem die stillere Katharina sich bewegte. Vielleicht war es das, was Walters Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Katharina war immer in seiner Gesellschaft, Eve sah er fast selten. Sie fehlte ihm jetzt und jetzt. Und die Menschen werten das noch zu Erstrebende höher als das Erreichte. Walters Freude an Katharina erfuhr eine unmerkliche Dämpfung, dafür sprang sein Interesse an Eve wie ein heißes Flämmlein auf. Er war selbst über seine Gefühle nicht im klaren. Es war ein Vorgang so ganz seelischer Art, daß seine in Worten und Handlungen zutage tretenden Wirkungen tagelang niemand auffielen. Eve war die erste, welche eine Veränderung gewahrte. Sie fing Walters Blicke auf, wunderte sich, wie oft sie auf ihr hafteten. In vielem noch ein Kind, sprach sie ihm

diese Verwunderung offen aus: „Was siehst du mich immer an? Was habe ich Erstaunliches an mir?"

Da erschrak er und nahm sich mehr zusammen. Aber zuweilen legte er ganz versonnen einen Arm um ihre Schulter oder eine Hand auf die ihre. Sie entwand sich ihm, schonend zuerst, dann mit schwach verhüllter Ungeduld. Ihre Augen verloren das warme Leuchten der Herzlichkeit und blickten ihn kälter an. Das steigerte nur seine Teilnahme für sie. Allmählich wurde er inne, in welchem Zwiespalt sich sein Inneres befand. Er lag Nächte wach und besann sich: Er war gekommen und hatte einen klaren festen Entschluß mit sich getragen: Katharina Scharff! Er wollte sie — — Und da kam die andere! — — Was war das? Katharina war, wie sie immer gewesen, ernsthaft, liebenswert, der gute und treue Kamerad. Nichts hatte sich an ihr geändert. Aber — aber —

Walters Herz schlug.

Wie schön, jung — Eve war!

Er konnte gegen Katharina das entscheidende Wort jetzt nicht sprechen!

Es war nur ein Zögern, kein sich Andersbefinnen! Es war auch ein so ganzes Sichgenügen im Glück der Gegenwart, daß er Tag um Tag wartete, eine Veränderung herbeizuführen.

Die Tage vergingen dann. Die jungen Menschen im Scharffschen Hause lachten, freuten sich der Freundschaft, die sie fest wie je verband, und wanderten die Abende und an Sonntagen in die bergige, wundervolle Umgebung der Stadt. Sie wurden alle nicht gewahr, wie ihr Lachen allmählich an Helligkeit verlor und die Freude lahmer wurde. Es kam so ganz verstohlen über sie. Man sprach vom Wiedergehen Walter Wandermanns, während man noch eben von

der Freude seines Kommens gesprochen hatte. Katharina wurde noch ein wenig stiller und ernster als sonst. Das Anschmiegende ihres Wesens, die Art, wie sie sichtlich aus innerstem Zwang Walter in allen Tageskleinigkeiten zulieb gelebt hatte, verlor sich, unmerklich zuerst, dann mehr und mehr. Eine schmerzliche Scheu trat an ihre Stelle. Frau Scharffs Augen folgten ihr manchmal sinnend, und sinnend glitten sie über Walter hin. Die kluge und feine Frau ahnte, was in ihr vorging. Sie mochte sich um ihrer Tochter willen grämen, aber sie war großherzig genug, das, was sie selbst empfand, durch keinerlei Zeichen des Mißfallens dem gärenden jungen Menschen, Walter Wandermann, zu zeigen. Hans dagegen, der Freund, blickte eines Tages mit seinen, in dieser Stunde etwas strengen Augen offen in die Walters und sagte: „Du bist anders als am Tage, an dem du gekommen bist. Was ist mit dir vorgegangen? Kannst du dir nicht offen vom Herzen reden, was dich drückt, wie wir es immer gehalten haben?"

Der andere erwiderte gequält: „Laß mir Zeit, ich muß erst mit mir selbst ins reine kommen."

Die Zeit aber floß weiter. Die Traulichkeit schwand aus dem Verkehr der Freunde. Ein Beengtsein löste sie ab.

Hans, der Gerade, sprach zu seiner Mutter laut, unbekümmert, wer ihn hörte: „So lieb mir Walter ist, diesmal gräme ich mich nicht, wenn er geht. Wenn er es verlernt hat, den Kopf zu hängen, soll er wieder kommen."

Frau Lene Scharff sah vor sich hin. „Vielleicht hast du recht, mein Sohn," sagte sie. Und wußte im Grunde ihres Herzens, daß sich ein Schicksal entschied.

Walters letzter Tag kam. Es war ein Sonntag.

„Wir wollen nicht weit mehr gehen. Unser junger Freund hat eine lange Reise vor sich," sagte Frau Scharff.

Der Direktor war in Geschäften abwesend. Die übrigen aber unternahmen am Nachmittag einen Ausflug nach einem nur noch von wenigen Mönchen bewohnten Kloster, das in der Nähe der Stadt in einem Seitentale auf einem Hügel stand. Ein Weg, von Kiefern und Brombeersträuchern gesäumt, führte dahin. Drei reglose, blaue, kleine Seen lagen in einiger Tiefe zur Rechten. Sie waren so klar und grundlos, daß sie das Bild ihrer Ufer scharf und blendend in ihrem Wasser trugen. Schmetterlinge gaukelten über den Weg, auf dem die kleine Gesellschaft hinanstieg. Die roten Stämme der Kiefern leuchteten. Tief geschattet waren ihre dunkeln Nadelkronen, und ihr Duft lag im sachten Winde. Die Schönheit des Tages nahm die Bedrücktheit von den jungen Freunden. Sie fanden manchmal die alte Herzlichkeit, während sie im Gespräche ihrer Bewunderung über die herrliche Natur Ausdruck gaben. Dann traf es sich, daß Walter sich an Eves Seite fand. Sie ging in einem hellblauen Kleide. Ihr lebendiges Gesicht zuckte bald in Lachen, bald glättete es sich zu einer an ihr seltenen und sie wundersam verschönenden Versonnenheit. Das Harte, Kalte, dann wieder das Oberflächliche und Gleichgültige, das sie oft an sich hatte, traten nicht zutage. Ihre Stimmung gegen Walter schien eine weichere und wärmere zu sein als sonst. In des letzteren Innern wuchs zur Flamme, was bisher ein Lichtlein gewesen war. Wie schön Eve war! Es verschlug ihm den Atem, während er neben ihr ging und zu ihr sprach. Die Leidenschaft machte ihn beredt. Sein schmales Gesicht erschien noch bleicher als sonst, dafür war sein Blick dunkler, feuriger. Eve betrachtete ihn mit

sichtlichem Interesse. Zuweilen tauchten ihre Augen ineinander. Worte drängten sich auf Walters Lippen. Er meinte Eve vom Wege abziehen zu müssen, damit er ihr gestehe, was in ihm sei. Da richtete Frau Scharff eine Frage an diese, und sie blieb ein wenig zurück und sprach eine Weile mit der Mutter. Der Zufall fügte es dann, daß Walter, sich umwendend, Katharina und Hans neben sich sah. Sie nahmen ihn in die Mitte. Er mußte seine Gedanken, die mit Eve gegangen, sammeln. Er tat es mühsam, aber der kecke Freund mit seiner heiteren und aufs Ziel gehenden Rede rüttelte ihn auf. Wohl oder übel wendete sich seine Aufmerksamkeit seinen jetzigen Begleitern zu. Er wurde gewahr, wie schweigsam und doch nicht unfreundlich Katharina war. Ueber ihr ernstes Gesicht ging manchmal ein Lächeln. Es hatte nichts selbstgefällig Schmerzliches, auf Mitleid Rechnendes, und doch lag eine tiefe, schlichte Trauer darin, die sie nicht hinwegzubannen vermochte. Ein heißer Schrecken durchfuhr dann Walter plötzlich. Auf einmal sah er klar, wie alles war. Katharina tat ihm leid, bitter leid, und doch — er liebte sie nicht — nicht mehr, wie er sie geliebt hatte. Aber er erinnerte sich in diesem Augenblick alles dessen, was zwischen ihm und ihr seit ihrer frühen Jugend vorgefallen war. Eine Erwartung war mit ihnen beiden groß geworden. Unbewußt fast hatten sie dieselbe genährt. Und sie bestand, war nicht zu leugnen, nicht umzustoßen: Katharinas und sein Weg hätten zusammenlaufen sollen. Nun zögerte er — Walter Wandermann. Ja, er suchte auf Katharinas Weg eine andere — ihre Schwester. Das durfte nicht sein! Jene Erwartung, die fast eine Gewißheit geworden, stand dazwischen. Je mehr er Katharinas gedachte, um so unmöglicher schien es ihm, Eve zu erreichen. Wie

eine dunkle Mauer begann es sich zwischen ihm und ihr aufzubauen. Die Mauer wuchs und wuchs, je mehr er grübelte und erwog, stark, weder zu brechen noch zu übersteigen. Keiner würde seinen Gesinnungswandel begreifen oder gutheißen, nicht Hans, der gerade Freund, nicht sein selbstgerechter Vater, nicht Frau Lene, noch — noch Eve selbst. Und — an seinem Zögern hatte es gelegen: Nun gab es auch zu Katharina zurück keinen Weg. Nun waren ihm beide verloren!

Vor Walter Wandermanns Augen sanken Schleier. Oede lag die Welt!

Der Zufall wollte, daß eben da die Sonne hinter die Berge sank. Die Kiefernstämme leuchteten nicht mehr. Glanzlos ruhten die Seen im Grunde. Die Schmetterlinge! Wo waren die Schmetterlinge geblieben?

Vom Kloster, dem sie sich näherten, scholl ein Glöcklein. Es kam wie aus einer verlorenen Höhe. Es wanderte singend hinaus in den Abend, der das Licht verloren hatte. Das Läuten war, als begrüben sie einen, und ein weinender Mensch schritte hinter dem Sarge.

„Man merkt, daß es an den Abschied geht," sagte Hans Scharff mit seiner starken, allem Wehleidigen abholden Stimme. Alle waren unwillkürlich stiller geworden.

Sie erreichten dann das Kloster. Ein alter, ehrwürdiger Mönch führte sie durch tönende Hallen und Zellen. Das Schauen versunkener Größe hob ihre Fröhlichkeit nicht. Ihr Heimweg war seltsam. Jedes ging in Sinnen. — — — — — — — — — —

Der nächste Tag brachte den Abschied. Wie bei Walters Ankunft standen alle im Garten an dem schlichten Hause. Nur der Direktor hatte sich früh und ein wenig flüchtig verabschiedet und war seinem Berufe nachgegangen.

Es war noch immer klarer, schöner Herbst, nur etwas weniger Milde, dann und wann ein rauher Luftzug, wie ein frühes Sichkünden eines noch fern im Norden stehenden Winters: Ich mache mich auf zu euch!

Der weißgedeckte Tisch fehlte im Garten. An den Büschen waren mehr gelbe Blätter als vordem, und die Trauerweide hatte goldenes Haar. Es rieselte auf den Kies nieder. Der Wind kam und schleifte hängende Zweige. Das klang wie Seufzen . . .

„Komm wieder, Freund Walter! Grüße die Eltern!" sagte Frau Lene Scharff. Sie duzte Walter noch immer, so nahe stand er dem Hause. Und ihre Augen blickten gütig wie je. Es war ein leises Erstaunen, ein verborgenes Bedauern und doch ein kluges Verstehen der Menschen darin.

Hans schlug kräftig die Hand in die ihm gebotene Walters. „Gehab dich wohl, Spinner! Freude auf die Reise. Laß von dir hören." Es war ganz sein alter, heimeliger Ton. Und doch — Walter konnte nicht lachend entgegnen. Die Lustigkeit, selbst das Vermögen zu sprechen ging schwer, als wie von einem Frost ungelenk gemacht. Er wendete sich Katharina zu. Sie gaben sich beide Mühe, natürlich zu scheinen. „Wir schreiben uns auch wieder, nicht wahr?" fragte Walter mühsam. Er mußte es sagen; denn er wollte Brücken hinter sich lassen. Es war in diesem Augenblick eine heiße Angst in ihm, daß sie einstürzten.

„Ja," antwortete Katharina. Dabei stieg ein sachtes Rot in ihr ruhiges Gesicht und war wie das „Nein" zu dem „Ja", das sie gesagt hatte, und sie mußte sich umwenden und ging zuerst von allen ins Haus zurück. Es erschien nicht als Unhöflichkeit, nur als ein verständiges Abkürzen des Abschieds. Alle aber empfanden, daß sie etwas zu verbergen hatte, indem sie ging.

Den Grußaustausch mit Eve hatte Walter wissentlich auf zuletzt verspart. Nun lagen ihre Hände ineinander. Sein bleiches Gesicht war heiß, seine Hand, welche die ihre fest drückte, unsicher. Auch Eve errötete. Und eben als Walter sich von ihr abwendete, nachdem er nichts als ein kurzes „Ade“ gesagt hatte, brach ein Aufleuchten aus ihrem Blick. Ein seltsames Licht! Es war halb ein Schmerz, halb ein Erschrecken. Vielleicht wurde sie plötzlich inne, daß es ein langer Abschied werden konnte, und regte sich jäh etwas in ihr: Ich — ich, nun ist es mir doch leid, daß er geht. Es war kaum eine Erkenntnis, nur das Blitzen eines Feuers, das vielleicht zur Flamme sich hätte entfachen können.

Walter hatte es noch gesehen. Er trug es mit sich, als er ging. Lange dachte er darüber nach: War es gewesen oder hatte er sich getäuscht? So wanderte er — wiederum zu Fuß, wie er gekommen, und talab auch dieses Mal. Er wollte auf einem anderen Wege nach Hause zurückgehen.

Briefe gingen dann wohl hin und her zwischen Walter Wandermann und Hans Scharff. Sie wurden aber seltener, gleichgültiger. Bald blieben sie aus.

Katharina schrieb nicht mehr. Auch Walter hatte nicht mehr an sie geschrieben. Eine große Freundschaft verlor sich langsam, obwohl die gegenseitige Liebe nicht kleiner geworden war. Wenn die Menschen in späteren Lebenstagen aneinander dachten, geschah es mit einer warmen Herzlichkeit, mit dem Empfinden: Nichts Schöneres ist in deinem Leben gewesen als er — als sie. Es war keine Schuld, nicht hier, nicht dort. Und doch nicht zu ändern. Es war ein Verirren der Seelen, wie Wanderer in Wirklichkeit sich verirren können, daß sie sich nicht mehr zurückfinden.

Der Tag der Perpetua

1

Der Tag tat langsam die leuchtenden Augen auf, von deren Blick die Welt hell werden sollte. Sie waren noch trübe. Es wohnte noch der Traum der Nacht darin, und Glanz und Frische fehlten ihnen; so fiel auch über das Land erst ein mattes Licht, aber man sah doch schon, daß es ein Tag feierlich und klar wie ein Sonntag werden wollte, obschon er mitten in der Woche lag und kein Glockengeläute, sondern nur das Dengeln der Sensen rings in den Bergen ihn begrüßte. Und es war, als täte das ganze gesegnete Bergland dem wolkenlosen Morgen entgegen einen weiten, frohen Atemzug, mit dem es sein erstes Licht, seine reine Kühle einsog. Die mächtigen Wälder schienen sich in diesem Atemzuge einmal gleich einem wehenden Fächer zu biegen, das hohe schnittreife Gras an den weiten, hügeligen Hängen sich rieselnd zu neigen. Hoch über den Wäldern und Matten aber und über den Dörfern, die als kleine zusammengedrängte Häuserhaufen je mit einem freundlichen Kirchlein auf den Matten standen, liefen Rosenlichter über vielzackige Felsburgen und über weißen Firn.

Alles war noch still; denn selbst das Sensendengeln verlor sich in der großen Ruhe, und ebenso verschlang dieses Frühmorgenschweigen die paar Worte, welche frühaufstehende Menschen, um ihre Hütten geschäftig, sprachen.

„Sackerment, das wird ein Heutag," sagte zum Beispiel Johann Schmid, der Bauer, der eben aus seinem großen, hellen Hause kam und nach dem daneben-

liegenden Stalle sich begab, zu seiner Tochter Perpetua. Die Worte hallten wie in einem weiten Saale; denn der Bauer hatte trotz seiner schmalen, dem dürren, langen Körper entsprechenden Brust eine tiefe, klangvolle Stimme. Aber doch waren sie verhallt, kaum daß sie laut geworden, aufgetrunken vom Schweigen der Natur.

„Dabei sind keine Heuer aufzutreiben, nicht um schweres Geld," bemerkte Schmid nach ein paar weiteren Schritten über die holperigen Pflastersteine. Ehe er durch eine der niederen Stalltüren eintrat, wandte er dann noch einmal das braune, hagere Gesicht nach der Tochter um und sagte: „Halte ein Auge auf die Straße und wenn du eine oder einen abfangen kannst, die mitheuen helfen könnten, sei es nun ein Bettelweib, ein Handwerksbursche oder meinetwegen ein Mausfallenhändler sogar, so heiße sie herauf. Sie sollen, beim Hagel, einen guten Tagelohn haben."

Das Mädchen nickte und tat ein paar Schritte weiter, am Stalle vorüber, bis wo die Mauer des Vorplatzes ein Ende hatte. Das tat sie gedankenlos, nicht um schon ihre Wacht an der Straße anzutreten. Sie hatte einen fremden Ausdruck in den großen, grauen, unter schwarzen Brauen mit tiefem Glanz hervorzündenden Augen. Wenn sie sprach und wenn sie arbeitete, immer sagte etwas in ihrem Blick, daß sie nur halb bei der Sache war, so zwar, daß Hände oder Mund an ihrer Stelle rechtschaffen ihre Pflicht taten, die Gedanken aber inzwischen in irgendeiner blauen Ferne auf einem sonnenbeschienenen Erdenfleck einen stillen Reigen tanzten. Auch jetzt suchte zwar ihr Blick die Straße, aber so versonnen, daß es zweifelhaft blieb, ob sie es gesehen haben würde, wenn in dieser Herrgottsfrühe wirklich schon Wanderer darauf aufgetaucht wären.

Des Mädchens äußere Erscheinung hatte nichts mit ihrem sinnenden Wesen gemeinsam. Ihre Gestalt war nicht zart, noch traumhaft, sondern von ziemlich hohem Wuchs, fast knorrig, eher hager, die nackten Arme waren schlank und weiß, das Gesicht bleich, aber von starken Zügen. Sie setzte den einen Fuß auf die niedere Mauer und stemmte die Ellbogen aufs Knie. So vornüber gebeugt, schaute sie in ruhiger Haltung ins Leere hinaus. Das wachsende Morgenlicht zeichnete scharf die Linien ihrer Gestalt. Wie aus Stein geschlagen stand sie eine Weile da; es rührte sich nichts an ihr, nicht einmal daß der Morgenwind an den Schläfen das lose Haar bewegte, das sonst glatt, glänzend und dunkel in dünnen Zöpfen um den Kopf gesteckt war.

Erst als vom jenseitigen Ende des Pflasterplatzes das Klatschen eines Holzschuhs hörbar wurde, sah Perpetua mit einer gemächlich sicheren Bewegung sich um. Ein gleichgültiges Lächeln ging über ihr Gesicht, die Augen glitten dabei über den hinaus, auf den sie gefallen waren.

„Tag," sagte sie.

„Tag," grüßte gleichzeitig Peter Huonder.

Er trug die Sense über der Schulter, und sie gab mit der weit ausgeschwungenen Linie ihres Messers seiner hohen, hageren Erscheinung ebenfalls etwas Schwunghaftes. Breitspurig, die dünnen Beine etwas sichelförmig, stand er auf seinen Schuhen. Sein Gesicht trug eine scharfe Familienähnlichkeit mit dem seines Vetters, des Johann Schmid, und war, obwohl er jünger war als jener, früh faltig und braun, hatte sonderbar kurzhaarige, schwarze Brauen und einen ebenso kurzen Schnurrbart, der aussah, als ob er mit den starken braunen Zähnen Haar für Haar an der Spitze abgebissen hätte.

„Das gibt einen Heutag," meinte auch er jetzt und sperrte dabei den großen Mund lachend auf. Man sah ihm die helle Freude am Wetterglück und der heute zu leistenden schweren Arbeit an.

„Hat der Vater Mäher gefunden?" fragte er dann die Perpetua. Er sagte „der Vater" und nicht „der Vetter" und meinte dabei seinen zukünftigen Vater, nicht nur den der Perpetua, denn es war eine ausgemachte Sache, daß er und das Mädchen über Winter, wenn die Arbeit geringer und das Wärmen not wurde, einander heiraten würden.

Warum hätte die Perpetua „nein" sagen sollen! Huonder war einige fünfzehn Jahre älter, aber ein hablicher Mann, ehrenwert was ehrenwert sein kann, und da sie weiter keine Liebschaft gehabt und er ihr gerade nicht zuwider war, gab sie Vater uud Mutter ganz recht, die ihr zuredeten, den Bewerber nicht fahren zu lassen. Nur zärtlich konnte die Perpetua mit dem Peter nicht sein, obschon etwas Zärtliches heimlich in ihrer Art war. Das war nun recht eigen: Mit Kindern, mit ganz kleinen besonders, kam es aus ihr heraus. Wenn sie eines in seinem Korbwagen liegend oder auf einem Tuche sitzend in einer der Matten fand, dann hatte sie eine sonderbar weiche, kluge Hand, es zu streicheln, zu besorgen. Wenn es lachen konnte, lachte es sie sicher an. Aus ihrem Herzen strömte eine Wärme auf und ergoß sich in ihr ganzes Wesen, in ihren Blick und ihre Finger, daß es aus jenem wie eine heiße Güte auf die Kinder niedersah, und diese gar nicht mehr bäurisch und ungelenk, sondern fein und geschickt waren. Mit dem Peter Huonder war es anders. Wenn der einmal in seiner verlegenen Art sein Bräutigamsrecht beanspruchen wollte, legte es sich wie ein spröder Glasguß um die ganze Perpetua. Sie ließ ihn nicht mit Worten merken, daß

seine Berührung ihr lästig war. Es ging nur wie ein Zucken und Steifwerden durch ihre Glieder, und Peter wagte nachher irgendwie nicht mehr, ihr nahe zu kommen.

Auch jetzt hielt ihn etwas von ihr fern. Vielleicht der nachdenkliche und zerstreute Ausdruck ihres Gesichtes. Sie wechselten noch ein paar Bemerkungen. Dann kam Schmid aus dem Stalle und zwei Knechte wurden sichtbar. Man bot sich den guten Tag und richtete sich zum Auszug auf die zu mähenden Matten, während Perpetua ins Haus zurückging.

2

Die Perpetua hatte den Dienst im Hause. Alle anderen waren zum Heuen ausgezogen. Es gab in Stube und Küche so viel zu tun, daß die Wacht über die Straße, die der Vater ihr angeraten hatte, nur eine oberflächliche sein konnte. Dutzende von Menschen konnten in den ersten Morgenstunden vorbeigezogen sein, ohne daß das Mädchen sie gewahrt hätte. Sie tat freilich, wo sie an einem Fenster vorbeiging, jedesmal einen Blick auf die Straße hinab. Zweimal war sie auch schon vor das Haus hinuntergelaufen und hatte gemeint, es des väterlichen Auftrages wegen zu tun, aber es geschah vielmehr, weil die Unruhe sie heute wieder einmal besaß, diese sonderbare Eigenschaft, die so schlecht in den Bauernkittel paßte. War sie ein weiter Verstand, dem die Alltäglichkeit eines Bauerntagwerks zu eng war, oder eine Denkfaulheit, die nicht einmal die engen Pflichten dieses Tagwerks klar sah, oder war sie endlich eine poetische Veranlagung, die sich manchmal recht sonderbare Wohnungen aussucht, die Phantasie, die weit über die Enge der

Heimat und Erde fliegt, vielleicht ohne daß der Eigner es weiß?

Als das Mädchen um die neunte Morgenstunde zum dritten Male auf den Hausvorplatz hinunterkam, sah es auf der mehlig überstaubten Straße, dort wo sie talzu in einem Walde verschwand, einen Menschen auftauchen, der ihr von der Art zu sein schien, wie der Vater sie ihr bezeichnet. Die Stimme dieses Menschen kam ihm voraufgesprungen. Sie hatte etwas Helles, Glockenhaftes und schien von der Perpetua angezogen zu werden. Denn in einem Liedchen klingend kam sie über die Matten herauf wie ein fröhlich hüpfendes Kind und umtanzte gleichsam mit Jodeln und Jauchzen das Mädchen. Es war etwas Ungewöhnliches in der Stimme und dem Gesang. Die Perpetua wurde aufmerksam. Sie konnte erkennen, daß der frohmütige Wanderer jung und rüstig ausschritt und etwas wie ein Felleisen umgehängt trug. Abgesehen davon, daß ihr der väterliche Auftrag wieder einfiel, zwang die Neugier allein sie schon, sich den Fremden näher anzusehen und sie schlenderte daher wie zufällig auf einem kleinen Fußpfad, der sich durch die Wiese hinab nach der Straße schlängelte, bergnieder. Bald sah sie einen Jüngling in einiger Entfernung auftauchen, von dem sie nicht verwundert war, daß er ebenso heiter und kräftig aussah, wie seine Stimme es hatte erwarten lassen. Dabei lehrte sie schon der erste Blick, daß sie es mit keinem Landeskinde zu tun, sondern einen der vielen über Berg nach Welschland ziehenden deutschen Handwerksburschen vor sich hatte, freilich keinen von der gewöhnlichen Sorte, sondern einen recht eigenartigen. Er war nicht sehr groß, aber von kräftiger und gelenkiger Statur und hatte braunes, leicht gewelltes, ungemein dichtes Haupthaar. Der Kopf war unbedeckt, und es hatte über-

haupt den Anschein, als ob der braune, frische Gesell gern barhaupt durch Wind und Wetter laufe. In der Hand trug er einen derben Stock, am Gürtel ein Bündel mit wenigen Habseligkeiten, und an einem um den Oberkörper geschlungenen Band hing ihm am Rücken eine Laute.

„Guten Tag, Mädchen," grüßte der Wanderer keck, als er bis auf ein paar Schritte herangekommen war. Dabei sprang ihm ein heiteres und aller Falschheit ungewohntes Licht aus den braunen Augen, und der Mund hatte ein so einnehmendes, Grübchen in die Wangen grabendes Lachen, daß Perpetua immer erstaunter die eigenen großen Augen auftat.

„Seid Ihr eilig?" fragte sie aber ohne Scheu, ihres Auftrages eingedenk.

Der Fremde hatte vorübergehen wollen, blieb jedoch nun in der Straße stehen und wollte wissen, weshalb sie frage.

„Wir brauchen Heuer," sagte Perpetua.

Der andere sah sich um, als müsse er sich überzeugen, ob ihm die Gegend passe, und wendete sich dann wieder dem Mädchen zu. „Drei haben mich unterwegs schon abfangen wollen," lachte er, „ich bin meiner Lebtag noch kein so begehrter Herr gewesen."

Etwas in seinem Ton ärgerte das Mädchen. Die Handwerksburschen waren für die Tochter des hablichen Bauern nicht eben ein Gegenstand besonderer Hochachtung. „Wenn du nicht willst, laß es sein," murmelte sie in sich hinein und wollte sich abwenden.

Da sagte der Bursche: „Am Ende — zu versäumen habe ich nichts. Es kann mir ganz recht sein, einmal mitzutun."

Perpetua tat gnädig. „So kommt," sagte sie.

Er schwang sich geschickt auf die Mauer. „Mähen kann ich nicht," meinte er, als er hinter ihr den kleinen Fußpfad hinanschritt.

Sie antwortete, daß das schon die anderen täten, und während sie, hier und da stillstehend, über die Wiese hinaufstiegen, klärten sie einander, so viel ihnen nötig schien, über ihre Persönlichkeiten und Lebensumstände auf. Der Wanderer hieß Wolfgang Händler und war seines Zeichens ein Schreinergesell. Er kam aus einer Gegend am Rhein, wo ein munteres, leichtlebiges Volk sitzt. Eine frische, sprudelnde Freude war in seinen Blicken und seinen Worten, ganz wie sie vorher in seinem Gesang geklungen hatte. Seine lachende, bewegliche Art nahm sich hier im ernsten Bergland so ungewöhnlich aus, daß Perpetuas Staunen und Interesse immer mehr wuchsen. Dabei fand sie bald Gefallen an diesem Ungewöhnlichen, ging selbst in ungewohnter Lebhaftigkeit auf das Wesen des anderen ein und hatte, noch ehe sie miteinander das Haus erreichten, das unbewußte Empfinden, daß ihr da etwas Merkwürdiges begegnete.

3

Nachdem sie ihm einen Morgentrunk geboten, führte Perpetua den geworbenen Heuer in die wogenden Wiesen hinaus und dem Vater zu. Johann Schmid betrachtete den Ankömmling mit dem Mißtrauen des Bergbauern, gab dann unumwunden der Meinung Ausdruck, eine große Hilfe werde mit ihm nicht gewonnen sein, marktete aber dann doch mit ihm um den Lohn, und Wolfgang Händler wurde für den strahlenden Heutag als Arbeiter eingestellt. Die Perpetua ging indessen langsam nach Hause zurück. Zum erstenmal wäre sie lieber unter den Heuern geblieben. Sie lief an diesem Vormittag mehrmals aus der Küche, wo sie zu tun hatte, in die Wohnstube, wo

die einzige Uhr im Hause tickte, und die Zeit verging ihr schneckenhaft, bis die Stunde da war, zu der sie das zweite Frühstück den anderen in die Matte hinauszutragen hatte. Leichtfüßig machte sie sich dann auf den Weg, den steinernen Weinkrug in der einen, den Korb mit Eßzeug in der anderen Hand. Der Tag leuchtete wohlgefällig auf sie nieder und warf ihr einen goldenen Sonnenmantel über die schlanken Schultern. Das rote Tuch, das sie zum Schutze gegen die Hitze im Zipfel über den Kopf gelegt, schimmerte weithin über die Wiesen.

Johann Schmid trat mit Frau und Leuten von der Arbeit ab, als die Perpetua sie erreichte. Am oberen Saum seines Wieslandes, wo dichte Eschen ihre Schatten breit und kühl auf den geschorenen Boden legten, ließen sich die Leute zur Rast nieder. Da saßen die behäbige und stramme Mutter der Perpetua neben ihrem zähen Mann, ein paar alte Weiber, die Magd des Hauses, endlich Peter Huonder, der Bräutigam, mit Knechten und Tagelöhnern. Mitten unter ihnen hatte der fremde Handwerksbursche seinen Platz. Die Perpetua packte den Korb aus und verteilte das Brot und den harten Käse. Der Krug ging von Hand zu Hand, und jedes tat einen tiefen Zug daraus. Anfänglich hatten die Bergler das Wort. Schmid, der Bauer, machte einen Scherz und Peter sagte etwas Kurzes dazwischen, die Bäuerin lachte, und dann und wann erzählte der etwas und jener etwas. Auf einmal aber und ohne daß jemand wußte oder danach fragte, wie es kam, sprach der Rheinländer allein noch. Hatte es seine Heiterkeit, der helle Wohllaut seiner Stimme oder nur sein einnehmendes Gesicht den anderen angetan, sie saßen mitten im Vespern begriffen um ihn und hörten ihn an, wie er redete. Mit der Erzählung einer Schnurre

hatte er angefangen, mit allerlei Erlebnissen, die er auf seiner Fußreise gehabt, fuhr er fort. Dann kam er auf die Heimat zu sprechen, und dann lachte er über sich selbst, wie er, der Landfremde, plötzlich hier unter ihnen sitze. Er hatte eine wunderbare, natürliche Gabe zu sprechen.

„Schade, daß ich meine Gitarre drüben im Hause gelassen habe," meinte er nach einer Weile. „Sonst hätten wir jetzt eins singen können."

Die Perpetua sagte, sie würde das Instrument mitbringen, wenn sie zu Mittag trage. Das Mädchen sprach am wenigsten von allen. Sie hing mit ihren Augen an dem beweglichen Fremdling, und manchmal sprang wie ein Blitz die Freude durch ihren Blick. Es war etwas Neues an ihr, das ihr den Gleichmut raubte, auf ihre Wangen eine Röte und in ihre Augen den Ausdruck einer Lust und eines Interesses trug, die sie bisher an nichts gefunden hatte.

Nach ihrem Weggang und während die Heuer auf den Wiesen ihre Arbeit fortsetzten, machte Wolfgang, der Schreiner, sich die Bauern immer mehr zu Freunden.

Perpetua traf, als sie nach einigen Stunden mit dem Mittagbrot kam, die ganze Gesellschaft in munterer Laune an. Nach der Mittagsmahlzeit griff Wolfgang dann zu seinem Instrument, das sie mitgebracht, stimmte es und begann leise zu singen.

Die Heuer schauten ihm neugierig zu und lauschten dann, die einen sichtlich aufmerksam, andere Gesichter schneidend, aus denen zu lesen war, daß sie für Musik kein Verständnis hatten. Einige kümmerten sich nicht um den Wolfgang, streckten sich im Grase aus und hielten den Mittagsschlaf, der an der Zeit war.

Des Burschen Stimme klang jetzt, da sie nicht in den Tag hinaus schmetterte, weich und wohllautend.

Wie die Gabe des Erzählens hatte er die des Vortrags; und er wußte, was seinen Zuhörern behagte, sang heitere Weisen, witzige Liedchen, daß die Weiber kicherten und die Knechte einander anstießen. Einmal, als Wolfgangs Blick den der Perpetua kreuzte, stimmte er ein kleines Volkslied an:

„Wie ein Bächlein sind zu schauen
Valleri, Vallerei,
Deine Augen, deine grauen,
Valleri, Vallerei.

Doch wie fremd ist mir geschehen,
Valleri, Vallerei,
Als ich still hinein gesehen.
Valleri, Vallerei.

Wie von Tiefen aufgetrunken,
Valleri, Vallerei.
Ist mein Blick darin versunken.
Valleri, Vallerei.

Und zu spät hab' ich gesehen.
Daß das Bächlein grundlos sei,
Mußte selbst drin untergehen.
Valleri, Vallerei."

Die Perpetua war ein Bild zu sehen. Ihr Gesicht war bleich und seltsam lebendig, so als zuckte jeder Nerv unter der glatten Haut. Ihre Augen hatten einen verklärten Ausdruck. Sie vergaß ihre ganze Umgebung, sprach mit niemand ein Wort, sah nur immer den Musikanten an.

Die Heuer bekamen lange vor dem Mädchen das Musizieren satt.

„Es tut es jetzt," sagte Johann Schmid, als Wolfgang abermals ein Lied anstimmen wollte.

Ein paar Knechte hatten ein Kartenspiel hervorgekramt und begannen im Gras zu trumpfen.

Wolfgang Händler erhob sich, nahm seine Laute und schlenderte, vor sich hinsummend, von ihnen hinweg. Einmal sah er über die Schulter zurück und lachte; es fiel ihm ein, unter was für ein schwerfälliges, trockenes Volk er geraten. Bei diesem Umsehen gewahrte er die Perpetua, die hinter ihm her kam.

„Sing doch noch, du," sagte sie, als sie ihn erreichte. Sie gab ihm ganz unbewußt das landesübliche „Du", es war ihr, als kenne sie ihn schon jahrelang.

„Damit sie besser schnarchen können?" fragte er mit Lachen entgegen und zuckte mit der Schulter nach den im Grase liegenden Männern.

„Ich könnte noch lange zuhören," fuhr sie fort und wies dann nach einem anderen Schattenplatze der Wiese, entfernt vom Lager der Bauern: „Komm dorthin und sing mir allein noch eines."

Der Bursche sah sie erstaunt an. Er hatte ihr bisher keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, sich nur unbewußt über das gewundert, was sie von den übrigen unterschied.

Einen Augenblick wollte ihr Wesen ihn lächern. Dann sah er näher zu. Die Art paßte zu ihrer schlanken, ernsten Erscheinung. „Meinetwegen," sagte er und klomm der Stelle zu, die sie ihm bezeichnet hatte.

Sie ging schweigend neben ihm. Dann ließen sie sich nebeneinander ins Gras nieder. Ihr Platz lag höher als derjenige der anderen.

„Was soll ich singen?" fragte Wolfgang ein wenig unwirsch, als ob ihm das Spielen selbst verleidet sei. Die Laute hielt er im Schoß, beugte sich ein wenig darüber und sah nach der Perpetua. Seine Augen trafen in die ihren, aber ganz tief hinab.

Sapperment, waren der ihre Augen schön! Die Wimpern umstanden sie lang und schwarz, und sie leuchteten daraus mit einem tiefen, verständigen Ernst hervor. Es krabbelte ihm etwas im Herzen. Er fand es auf einmal ganz vergnüglich, neben der Perpetua zu sitzen. Seine Finger glitten halb unbewußt über die Saiten der Laute und er begann wieder zu singen, aber leiser, mit einer ungemachten Innigkeit.

„Jetzt das noch einmal, was du drüben zuletzt gesungen hast," sagte das Mädchen, als er eine Weile musiziert hatte.

Auch den Willen tat er ihr und begann:

„Wie ein Bächlein sind zu schauen
Valleri, Vallerei!"

Sie wußte es schon halb auswendig. Leise summte sie die wiegende, trauliche Melodie mit. Aber noch waren sie nicht zu Ende damit, als ein mehrstimmiges Jauchzen sie unterbrach. Die Heuer unten hatten sich von ihren Ruheplätzen erhoben und schickten sich an, wieder an die Arbeit zu gehen. Sie riefen nach den beiden Ausreißern. Man sah, daß sie Witze rissen. Auch Peter Huonder, der Bräutigam, tat mit. Er stand, hager und lang, ein Stückchen ab von den anderen und blickte ruhig hinauf. Im Gefühl sicheren Besitzes schien er sich durch keinerlei Unruhe oder Eifersucht in seiner Behaglichkeit stören zu lassen.

„Wir müssen," sagte die Perpetua zu ihrem Gesellschafter.

„Trägst du um vier Uhr das Abendbrot?" fragte er.

Sie bejahte und wollte dann wissen, ob er heute noch weiter wolle.

„Nach Feierabend," antwortete er.

Als sie sich aber dabei in die Augen sahen, wußten sie, daß er es nicht eilig haben würde.

„Wir setzen uns dann noch ein wenig zusammen," sagte die Perpetua. „Ich höre fürs Leben gern Musik. Und wer weiß, wann ich wieder solche höre."

„Das können wir," bestätigte er.

Und dann — unwillkürlich, ohne daß Ursache war, da sie doch den gleichen Weg hatten, gaben sie sich die Hand. Es geschah zögernd, und zögernd ließen die Hände sich wieder los. Beide wurden dabei verlegen, und sahen sich doch mit Blicken an, die schon allerlei redeten, was sie selber noch nicht wußten.

Danach stiegen sie zu den anderen hinunter.

4

Am Nachmittage geschah das Ungewöhnliche, daß die Perpetua in einem Hui die Hausarbeit beendet hatte und kam, um beim Heuen mitzuhelfen. Von den anderen mochte der und jener darüber erstaunt sein, aber sie sparten alle die Worte zu sehr, als daß sie sich lange besonnen und davon gesprochen hätten.

Perpetua schob sich während der Arbeit unbemerkt in die Nähe des Wolfgang. Manchmal tönte ihr klangvolles, ruhiges Lachen über die Matte, und mit langsamen Bewegungen ihres schlanken Körpers handhabte sie den Rechen. Händlers Wohlgefallen an ihr wuchs. Er begann sich auf den Abend zu freuen, der ihm eine Stunde des Alleinseins mit dem Mädchen zu bringen versprach.

Dieser Abend kam. Er schien keinen Atem zu haben; denn auf der ganzen warmen Landschaft lag bewegungslose Ruhe, während die Sonne die Taltiefen verließ und ihr Gold mit lautlosem Fließen höher und höher auf die Berge zurückebbte. Am

Himmel, der noch immer klar und blau war, stand nur im Westen eine Reihe der Form nach ganz gleicher Wolken. Diese Wolken waren anfangs weiß und durchsichtig. Ihre Farbe vertiefte sich aber. Jetzt war sie grau, jetzt braun, und jetzt begannen die Wölklein wie aus sich selber zu glühen, daß sie gleich nebeneinander gebundenen Rosen auf dem blauen Himmelsteppich lagen.

„Ihr habt hier ein schönes Land," sagte Wolfgang Händler zur Perpetua, mit der er aus dem Hause trat und nachdem er den Blick durch den Abend hatte gehen lassen. Der Bauer hatte seinen Tagelöhner ausbezahlt, die Mutter der Perpetua das Regiment im Hause wieder übernommen. Noch saßen die Heuer oben in der kühlen Stube beim Abendbrot. Wolfgang hatte sich verabschiedet, und Perpetua war ohne weitere Erklärung mit ihm gegangen.

„Sieh nur die Wolken," fuhr der Bursche fort, und sie blickten gemeinsam nach dem Himmel.

„Jetzt wird es immer schöner," sagte das Mädchen. „Und jetzt bleibst du noch ein wenig da, nicht wahr?" fügte sie hinzu. Sie sah heute Dinge in ihrer Umgebung, die sie nie gesehen hatte. Nun mahnte sie den anderen, auf die feierliche Stille des Abends zu achten, nun auf das Leuchten der Berge. Dann forderte sie ihn auf, mit ihr zu kommen. Sie wisse einen Platz am Strom, der das Tal durchzog, wo sie noch eine Weile plaudern könnten.

Wolfgang zögerte nicht. Das Mädchen machte ihm warm. Eine Stunde mit der — so übel war das nicht!

Sie stiegen über die Wiesen in die Tiefe. Unterwegs besprachen sie die befremdliche Tatsache, daß er mit dem Weiterwandern zögere. Wenn er über-

haupt fürbaß wolle, sollte er den Rest des Tages noch nutzen! Und auf einmal waren sie mitten im Erklären, daß es so eilig nicht sei.

Als sie sich dem stürzenden Strome näherten, wurden sie stiller. Ein kleiner Wald stand dort am flachen Flußufer, moosiger Grund, einige dreißig Tannen, am Waldeingang ein weißes, altes Kapellchen mit brusthoher Schutzmauer auf der Stromseite. Das alles lag im Abendschatten, während auf den Bergen noch der Widerschein der Sonne brannte und der Wolkenstreif immer tiefer erglühte.

Die beiden setzten sich auf die Mauer. Die Perpetua hieß Wolfgang singen. So nahm er die Laute. So schlichte Menschen sie waren, die Stimmung der Stunde nahm sie gefangen. Wolfgangs Stimme zitterte, und die Perpetua rückte dicht an ihn und legte die Hand auf seine Schulter. Auf einmal schwieg er, drehte sich um und legte seine Rechte auf die ihre. Da schlug sie den Blick zu Boden und summte gedankenlos:

„Wie ein Bächlein sind zu schauen
Valleri, Vallerei!"

Dann wurde es ganz still. Sie rückten dichter aneinander und küßten sich. Es war aber, als ob der wundersame Abend ihnen Zurückhaltung auferlegte. Selbst Wolfgang, der doch kaum mehr empfand als den Reiz des Abenteuerlichen und eine Aufwallung verfliegender Freude, zeigte keinerlei Leidenschaft.

Der Wald regte sich nicht. Leise vertieften sich die Schatten unter den Tannen und an der Kapelle. Nur ein Berg flammte noch, der höchste im Lande. Ganz oben am Gipfel trug er den heißen roten Schein. Nun erlosch auch der.

Da verstrickten sich die Arme der beiden fester.

„Wenn uns jemand sähe," flüsterte die Perpetua und zog Wolfgang unter die Tannen. Lange verweilten sie da. Aber wenn der Bursche zu stürmisch wurde, wehrte Perpetua ihm, tat das unbewußt, aber aus derselben Freude heraus, die sie ihm zugeführt hatte, und mit dem unbestimmten Empfinden, daß nichts Unrechtes den wundersamen Tag beschließen dürfe.

Es wurde beinahe Nacht unter ihren Zärtlichkeiten.

„Jetzt muß ich aber wirklich," sagte Wolfgang zum zwanzigsten Male.

Diesmal machte er Ernst, und die Perpetua wehrte ihm nicht mehr. Hand in Hand schritten sie durch das Wäldchen. An seinem Rande kam ein kleiner Bach vom Berge nieder und warf sich mit sprudelnder Wildheit ein Stück weiter unten in den Strom. Händler hielt an und umfing das Mädchen noch einmal. Dann setzte er mit einem Sprunge über den Bach.

Die Perpetua stand einen Augenblick, hing mit den Augen an ihm wie ein Hungernder am Brot. Plötzlich, ehe er sich's versah, sprang sie ihm nach und warf ihm die Arme um den Hals. Und wiederum, ehe er sich's versah, hatte sie ihn losgelassen und war über den Bach zurück nach dem Walde geeilt.

Da hob er an, bergan zu schreiten. Das Herz war ihm nicht eben schwer; aber noch unter dem Eindruck dessen, was eben geschehen war, und aus dem Bedürfnis, das Mädchen, das er zurückließ, zu grüßen, sang er laut das Lied, das ihr gefallen hatte.

„Valleri, Vallerei!"

Es tönte noch lange bergnieder, während er stieg. Ferner und ferner!

Der Singende konnte nicht wissen, daß die Perpetua noch unter den Tannen stand, die Hände vor die Brust gelegt, und lauschte und — schluchzte.

5

Die Perpetua hat den Peter Huonder nicht geheiratet. Zum Erstaunen desselben und ihrer eigenen Leute erklärte sie bald nach jenem Tage, daß sie ihn nicht nehme. Sie möge nicht, und damit fertig.

Die Bergleute sind gewohnt, ein Nein oder ein Ja ohne Begründung hinzunehmen, denn sie sind alle starrsinnig und nicht imstande, zu sagen, warum sie es sind. So brummten Johann Schmid und Peter Huonder wohl eine Weile, dann fügten sie sich mit Gleichmut. Um ein Weibervolk kamen sie denn noch nicht aus dem Gleichgewicht, beim Eid! An den fremden Handwerksburschen und daß der die Ursache von Perpetuas Sinnesänderung sein könnte, dachten sie nicht.

So blieb das Mädchen ledig, bleibt es wohl bis ans Ende, denn jetzt ist sie schon eine steinalte Jungfer, vor der jedermann Respekt hat, weil sie ein arbeitsamer, vernünftiger, anderen hilfsbereiter Mensch ist. Mancher sieht nun freilich auch mit heimlichem Lächeln auf sie. Vor Jahren nämlich ist die Perpetua ins Tal gegangen, hat sich eine Laute gekauft und sich von einem Schulmeister in einem der Nachbardörfer im Spielen derselben unterweisen lassen. Seitdem spielt sie und singt dazu, aber nur, wenn sie die Laune hat. Sie hat auch das Lesen angefangen und verschlingt seit Jahren alle Bücher, die sie auftreiben kann, gute und schlechte, geringwertige und gehaltvolle, denn sie weiß ihren Wert nicht einzuschätzen.

Sie ist in ihrem Alltagsleben um kein Jota anders als ihre Talgenossen, nur wenn sie spielt oder liest, löst sich etwas in ihr, was nicht in ihren Körper paßt, und wandelt auf Sonntagswegen weit, weit fort. Und nachher kann sie lange sitzen und sinnen. Ein Tag steigt vor ihrer Erinnerung auf, an dem ein fremder Mensch in ihr Leben getreten, einer, der etwas von dem an sich hatte, was sie selbst von ihren Mitbürgern unterscheidet. Der Tag ist der Reichtum der Perpetua. Er hat für sie einen solchen Glanz, daß dieser hinreicht, ihr ganzes Leben bis an seine letzte Stunde zu erhellen. Einmal vor Jahren ist ihr der Gedanke aufgetaucht: Warum hast du jenen, den Wolfgang, nicht festgehalten? Und sie hat sich ganz ruhig gesagt, daß er vielleicht nicht geblieben wäre. Oefters, ebenfalls vor Jahren, hat sie gewartet: Ob er nicht einmal wiederkommt! Aber sie hat sich auch über sein Ausbleiben nicht gewundert. Es ist ihr alles gut, wie es ist.

So lebt die Perpetua hin, jetzt im trockenen Alltag, wo die Hände tun, was Landessitte ist, jetzt im Sonntag, wo die Freude im Herzen hüpft und drängt und wo ein Sinn hinauslauscht, immer hinaus. Und fern, fern aus der Jugend kommt ein Ton, leise, verträumt:

„Wie ein Bächlein sind zu schauen
Valleri, Vallerei!
Deine Augen, deine grauen.
Valleri, Vallerei!“

Rosen

1

Es war wie ein Märchen.

Der Park war auf drei Seiten vom Walde gesäumt. So lag er zwischen den grünen Wänden als ein verstecktes Paradies. Die Bäume standen ohne Bewegung unter dem blauen Himmel. Eine breite Steintreppe, von hohen dunkeln Buchsbaumhecken zu beiden Seiten bestanden, verband einen hochgelegenen mit einem niedrigeren Gartenteil. Die Sonne lag heiß auf ihren Stufen. Sie schimmerten gleich bleichem Marmor zwischen den schwarzen Hecken.

Rosen hatte der Park, mehr Rosen als je in einem Gute beisammen standen. Fabrikant Botmer zog die seltensten Arten; nichts bewachte er eifersüchtiger.

Im Park wurde ein Maskenfest gefeiert. Herren und Damen in Trachten des Cinquecento lustwandelten auf den Wegen.

Es war wie in einem Märchen.

Felix Sperrmann, der Musiker, stieg über die Freitreppe nieder. Je eine Dame ging zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Sie waren aus einem Laubgang aufgetaucht und wandelten langsam, im Gespräch begriffen, zuweilen stillstehend, über die weißen Stufen. Der hochgewachsene Künstler trug die schwarze Samttracht eines Edeln. Seine Linke lag auf dem Knauf des spitzen Degens. Auch die beiden Damen gingen in schwerem schwarzem Samtgewand. Wenn die drei schlanken Gestalten im Schreiten innehielten, zeichneten sie sich statuenhaft, wie mit Meißeln aus dem Stein selbst gerissen, wider

die gleißende Treppe. Die schmalen, feinen Gesichter Margarete und Trude Botmers waren horchend und mit einem Ausdruck von Verehrung zu dem stärkeren und dunkleren Antlitz Sperrmanns erhoben.

„Geht es nicht wie stumme Musik durch den Garten?" fragte der Künstler. „Dieses Sonnenfeuer löst Stimmen aus den Kronen der Bäume und den Kelchen der Blumen. Sie stehen auf der Höhe ihres Tages. Die Bäume strotzen von Kraft des Wachsens, und die Blumen haben ihre höchste Schönheit erreicht. Nun klingen die Zweige und singen die Blüten vor Wonne. Hören Sie nicht, Margarete? Alltagsmenschen sind selbst zu laut, als daß sie die leisen Töne vernähmen. Sie aber ..."

„Ich höre, daß Sie Märchen erzählen, Professor," antwortete Margarete. „Und Sie erzählen so gut, daß man sie glauben muß."

Ihre großen, klaren Augen schauten geradeaus in die Sperrmanns. Sie hatten einen ernsten, vertrauensvollen und verborgen innigen Ausdruck. Als Sperrmann den Blick aushielt, sanken lange schwarze Wimpern über sie, und ein schwaches Rot stieg in die Wangen.

„Ich aber höre das, von dem Sie sprechen," flüsterte Trude hastig, mit einer noch kindischen Begeisterung und Leidenschaft. Sie war noch sehr jung, obwohl sie zur Höhe eines schlanken Baumes aufgeschossen war. Die Schultern und Hüften waren schmal. Eine Zartheit ohnegleichen war an ihrer Erscheinung. Sie trug das Haar, da es sich so zum Gewande fügte, offen. Es hatte eine seltene Kupferfarbe und lag wie ein zur Höhe fressendes Feuer auf ihrem Rücken.

Professor Sperrmann sah mit einigem Staunen in ihre heißen Züge. Er war an Bewunderung

gewohnt; aber so unverhüllt fand er sie selten. Ein häßlicher Gedanke kam ihm, ein höhnischer Hochmut: Keine Frau, die er nicht gewann! Der Gedanke kam und ging. Eine Furche, die er nahe dem Munde ins Kinn gerissen, glättete sich wieder. Dann hatte Sperrmanns Gesicht den alten Ausdruck entschlossenen Ernstes. Er wendete sich an Trude: „Sie haben mir noch gar nicht erzählt, seit wann Sie wieder zu Hause sind!"

„Nur seit acht Tagen," gab sie zurück. Sie war vor kurzem erst aus einem Pensionate heimgekehrt. Während die drei die Treppe hinter sich ließen und in eine Pergola einbogen, erzählte sie weiter von Schuljahren und Vergangenheit. „Dennoch habe ich Sie wieder erkannt," schloß sie, zu Sperrmann gewendet.

„Sie waren zehn Jahre alt, als ich Sie zuletzt sah," entgegnete er. „Ich — hatte mich eben verheiratet . . ."

„Bedeutende Menschen vergißt man nicht mehr," gab sie zurück. Ihre leidenschaftliche Verehrung für den an ihrer Seite Gehenden brach aus jedem Worte.

Die ältere Schwester betrachtete sie prüfend. Um die Nüstern ihrer geraden weißen Nase flog ein witterndes Zittern: „Auch die?"

Sie wandelten weiter. Zuweilen drang fernes Stimmengeräusch zu ihnen. Die Hauptzahl der Festteilnehmer hatte sich um einen Pavillon des Gartens gelagert. Sobald die Stimmen ihnen zeigten, daß sie sich dieser Stelle nahten, schlugen die drei wie auf Verabredung einen Weg ein, der sie wieder hinwegführte. Sperrmann führte die Unterhaltung. Er sprach mit einer leisen Dämpfung in der Stimme. Der Künstler in ihm war erregt. Der strahlende Tag, das Eigenartige des Festes, die eigene phantastische und die Gewandung der anderen, die Gesell-

schaft der beiden schönen Frauen versetzten ihn in eine fremde und frohe Stimmung. „Tage wie diesen," sagte er, „erleben wir selten. Sie sind voll einer tiefen Harmonie. Wünsche schlafen ein. Schmerzen werden still. Wenn ich jetzt — meine Geige . . ."

Trude unterbrach ihn. „Heute abend müssen Sie uns spielen. Wenn der Mond auf ist. An irgendeiner verborgenen Stelle des Gartens." Sie begeisterte sich an ihrem eigenen Vorschlag und klatschte leise in die Hände. „Am Nixenteich müssen Sie spielen, Professor," sagte sie dann.

„Warum nicht?" gab er zurück. „Ich kenne die Stelle. Sorgen Sie dafür, daß nicht zuviel Menschen uns folgen. Ich möchte — für Sie beide allein spielen."

Er sah Margarete an, als er das sagte. Sie war vor einer schwarzroten Rose stehengeblieben, und ihre weiße kräftige Hand strich über die samtnen Blätter der Blume. Er griff nach dieser Hand, flüchtig nur, wie um die Rose selbst besser betrachten zu können. Da erhob sie den Blick abermals zum seinen. Es war ein stummes Einverständnis zwischen beiden.

In diesem Augenblick kamen Schritte aus einer Richtung, die derjenigen des Festplatzes entgegengesetzt war. Die drei achteten ihrer nicht.

„Ich sah selten ein so dunkles Rot," sagte Sperrmann von der Rose, vor der sie standen. Die Sonne fiel voll auf seine starken blassen Züge mit dem spitzen schwarzen Bart und den dichten Brauen.

„Ich würde sie für Sie brechen," sagte Margarete; „aber Sie wissen, Vater will, daß seine Rosen am Stamme verblühen."

„Ich übernehme die Verantwortung," mischte sich Trude ein und bog die Rose am Stengel. Es war, als ob sie meinte: So breche ich sie für dich!

Aber Sperrmann fiel ihr in den Arm. „Lassen Sie, Kind! Als Gast verbindet mich das Verbot Ihres Vaters doppelt!"

Die Hast, mit welcher er die Hand hob, warf eine Strähne seines weichen Haares in die Stirne. „Die Rosen, die man nicht brechen darf, haben eine große Schönheit," fügte er in eigentümlich schwerem Ton hinzu.

Indessen näherten sich jene Schritte. Sie waren fest, schwerfällig. Der Kies knirschte lange unter einem schweren Fuß. Sperrmann und die Mädchen blickten auf. Eine große, stattliche Frau mit weißem Haar trat auf sie zu. Sie kam aus einem Seitenwege, der mit Bäumen dicht bestanden war. So hatten die vier einander nicht sehen können, bis sie aufeinander trafen. Die Frau ging in farbigem auffallendem Kleide mit weit aufstehendem Spitzenkragen, einer Tracht ähnlich derjenigen, welche die Mädchen trugen. Sie schien in Sinnen und allein gegangen zu sein; denn sie schrak zusammen, als sie auf die Gruppe der anderen stieß. Dann verzog sich etwas in ihrem Gesicht wie in Mißbehagen. Sie schien es zu fühlen und wehrte sich umsonst dagegen. Sie errötete und lächelte mit Ueberwindung. „Ach, hier bist du ja!" sagte sie zu Sperrmann.

„Sie sind ganz allein, gnädige Frau?" fragte Margarete. Ihre Haltung hatte eine überlegene, die Lage beherrschende Ruhe.

„Ich bin viel und gern allein," entgegnete Frau Sperrmann. Ihre vollen Lippen zitterten ein wenig. Aber sie war jetzt ganz Freundlichkeit. Breit und plump stand sie da. Ihr volles Gesicht hatte Runzeln; aber es war nicht unschön: merkwürdig, fast herausfordernd leuchtende blaue Augen standen darin.

Der Professor stellte Trude Botmer vor.

Die Frauen verneigten sich schweigend. Dann aber begann die Professorin eifrig zu sprechen, nach Art redseliger Frauen, die anderen die Mühe der Unterhaltung ersparen. Trude würde kaum geantwortet haben, auch wenn jene ihr Zeit gelassen hätte. Sie musterte mit heimlichem Staunen die Erscheinung ihres Gegenübers.

Der Professor bemerkte es. „Wir müssen wohl zu den anderen zurück," sagte er ungeduldig.

Magarete entschuldigte sich. „Ich will noch nach der Wiese hinüber, wo nachher das Festspiel . . ."

Sie stand gelassen und hoch im Laubengang, ihr dunkelbraunes Haar glänzte.

Trude machte Miene, sie zu begleiten.

Frau Sperrmann legte mit zögernder Linkischheit den Arm in den ihres Mannes.

„Auf Wiedersehen," sagte der Professor. Er führte die Frau mit stummer Höflichkeit, als sie nun gingen.

Die Schwestern verweilten noch. Trude sah dem Paare verstohlen nach. Die schlanke Gestalt des Musikers erschien zierlich und vornehm neben der seiner Begleiterin. Sein Gang war ruhig und fest. Derjenige der Frau hatte etwas Schiebendes und Wackelndes.

„Herrgott, wie kommen die zusammen!" stieß Trude heraus.

„Das Leben hat Launen," sprach Margarete vor sich hin. Sie blickte dabei in verlorene Ferne.

„Das kann nicht dauern! Zwei so ungleiche Menschen!" fuhr die andere auf.

Margarete schien mit ihren Gedanken noch immer weit fort zu sein; aber sie erzählte in gleichmütigem Ton: „Du weißt, daß Sperrmann aus armseligen Verhältnissen stammt. Der Weg zur Höhe ist schwer.

Seine Frau hat ihm die Mittel zu seiner Ausbildung verschafft."

„Das heißt, er hat sich verkauft?"

„Er war damals jung, dachte nur an seine Kunst, die zu verkümmern drohte. Wer verlebt seine Jugend, ohne sich einer Unbesonnenheit schuldig zu machen?"

„Gut! gut! Alles laß ich gelten; allein warum macht er sich nicht frei? Ist er vielleicht glücklich?" Der Hohn, den sie in die Frage legte, gab die Antwort.

„In manchen Fällen ist die Dankbarkeit eine feste Kette," sagte Margarete ein wenig mühsam.

Trude warf einen eigentümlichen Blick auf die Schwester. „Du scheinst mit des Professors Verhältnissen sehr vertraut," sagte sie.

„Du weißt, ich war jahrelang seine Schülerin," entgegnete diese. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Vielleicht ahnte er nicht, daß sein Weg einmal so hoch führen würde."

„Unsere ganze Schule war närrisch nach ihm, als wir ihn letztes Jahr spielen hörten," bemerkte die Jüngere wieder.

Margarete hörte nur halb. „Alles reißt sich um ihn," erzählte sie in ihrer zerstreuten Weise weiter. „Seine Honorare grenzen ans Fabelhafte!"

„Und — die Frauen . . ." Trude stockte.

Ein Schatten ging über Margaretes Gesicht. „Was meinst du?" fragte sie hastig.

„Die Frauen verwöhnen ihn!"

„Gewiß," gab die andere leise zu.

„Ich begreife es. Er ist ein seltener Mensch."

In ihrer Erregung, die halb Zorn, halb jugendliche Ungezähmtheit war, tat Trude ein paar Schritte vorwärts und stand wieder vor der Rose, die sie

vorher betrachtet hatten. Mit der Heftigkeit eines unartigen Kindes brach sie die prachtvolle Blüte und zerpflückte sie in nervös zitternden Fingern.

Margarete schaute zu. Sie sagte nicht und ihr Gesicht verriet nicht, was sie dachte.

„Komm!" gebot sie dann.

Sie entfernten sich durch den schattigen Weg, auf dem Frau Sperrmann gekommen war. Ihre schweren Gewande streiften den Kies. Ein wundersames Ebenmaß war an den dahinwandelnden Gestalten.

2

Felix Sperrmann stand auf der Terrasse des Herrenhauses. Er hatte sich in einen zu seinem Gewande passenden schwarzen Mantel gehüllt und sah in die Dämmerung hinaus. In einem hinter ihm liegenden Saale wurde getanzt, in einem anderen getafelt. Er selbst liebte weder das eine noch das andere; die Freunde nannten ihn launisch und gaben seiner Ehe daran schuld.

Die Sonne war untergegangen. Die geheimnisvolle Stunde zwischen Tag und Nacht, in welcher Schatten ums Haus zu schleichen scheinen und der Vergangenheit Schatten den Menschen lebendig werden, ging zu Ende.

Sperrmann konnte von der hochgelegenen Terrasse das weite flache Land übersehen. Im Westen stand am Himmel ein silbergraues Licht, der letzte Widerschein des versunkenen Tages. Aus dieser ruhigen letzten Tagesheiterkeit brachen einzelne kleine heiße Flammen — Sterne. Sie hatten etwas Lockendes, und es war, als husche weit draußen im Lande zuweilen eine Gestalt vorüber, die winkte.

Felix Sperrmann war kein Träumer; er erfaßte die Wirklichkeit mit scharfem Blick und packte sein Schicksal mit starken Händen an. Aber an diesem Abend — —

Es dunkelte immer mehr. Die Alleen und kleinen Wälder des Parkes verschwammen zu schwarzen Schattenbildern. Sperrmann dachte daran, daß er morgen diese Bäume und Wege nicht mehr sehen, sondern frühzeitig irgendwo in jene verschwindende Weite hinausfahren würde. Der Gedanke marterte ihn. Dieses Haus, in dem er oft zu Gast gewesen, war ihm lieb. Aber — selbstverständlich — morgen ging es weiter. Er griff an sein Samtwams. Dort stak die Depesche, die er vorhin beim Mahle erhalten hatte. Ein glänzendes Angebot! Natürlich! Warum nicht? Das kam so, eins ums andere, und er nahm es an. Manchmal empfand er eine Art lahm aufflackernden Interesses, wenn er sich zurechtlegte, wie sein Bankguthaben fabelhaft rasch wuchs. Hei, das hatte sich geändert seit den Zeiten, da er in der dumpfen, niederen Stube seines Vaters, des Eisendrehers, gesessen! Seine Berechnung war richtig gewesen, als er Frau Mathilde, die Witwe, geheiratet hatte. Vielleicht richtig! Sie war ins Haus seiner Mutter gekommen, die für sie wusch, hatte ihn gesehen, ihm augenblicklich Anteil gezeigt, ihm aufgeholfen, daß er Unterricht nehmen, ein Konservatorium besuchen konnte. Alles hatte sich glatt ineinander gefügt. Er hatte sich schieben lassen, gedankenlos, nur von seiner Kunst eingenommen. Auch — in die Heirat mit der alten Frau hatte er sich schieben lassen! Aber — es war richtig gewesen, hm, vielleicht richtig! Was? Was war das für ein Gedanke: Du bist so groß geworden, daß deine Kunst dir auch allein die Wege geebnet haben würde?

Geschick!

Sperrmanns Faust griff an den Degen. In diesem Augenblick erschien ihm die Verkleidung, in der er ging, lächerlich. Er riß die Waffe aus der Scheide. Sie war scharf und spitz, eine feine Klinge, keine Theaterwaffe; vielleicht hatte sie vor Jahrhunderten einst im Ernst gedient. Er umspannte den Knauf so krampfhaft, daß ihn die Finger schmerzten, es war ihm, als müßte er einen Gegner finden. Ein wilder und doch weher Zorn hatte ihn erfaßt. Aber die Erregung flaute ab, wie sie gekommen war. Bah, wenn einer schuld hatte, war er es selbst! Die Frau schon gar nicht, die rechtschaffene, in ihrer Zärtlichkeit ein wenig abgeschmackte — wider-, ja widerwärtige!

Langsam brachte Sperrmann den Degen in die Scheide zurück. Die Kehle war ihm verschnürt. Es war, als hingen ihm schwere, rasselnde Ketten an. An den Handgelenken, an den Füßen, am — am Halse.

Plötzlich verzog er den Mund. Haha, genoß er das Leben nicht? Er brauchte nichts dazuzutun. Man vergötterte ihn, wo er hinkam.

Sperrmann war der Sohn ungebildeter Eltern. Was er an feinen Umgangsformen, an innerer und äußerer Bildung gewonnen hatte, stammte aus späterer Zeit. In diesem Augenblick regte sich in ihm eine Art Roheit des Herzens, wie sie vielleicht dem Knaben und Jüngling eigen gewesen. Eine sinnliche Freude an allem, was er erreicht, an dem Ruhm, den Ehren, dem Reichtum, an — an seinem Glück bei den Frauen erfüllte ihn. Jetzt sah er Trude Botmer vor sich. Ihr schmales weißes Gesicht mit dem kupfern leuchtenden Haar und den leidenschaftlichen Augen. Viel Jugend und Schönheit fiel ihm zu! Er brauchte nur zuzugreifen!

Der häßliche Zug in Sperrmanns Gesicht vertiefte sich. Dann — ebenso rasch — begann er sich zu glätten — verschwand endlich ganz. Des Künstlers Gedanken fielen auf Margarete. Da war es seltsam — alles Unschöne brach von ihm ab. Die Schlacken der Jugend waren weggeschlagen. Eine Welle hob sich in seiner Seele. Es war die Wallung, die ihn groß gemacht, die Freude an allem Hohen, Reinen, die aus dem ungebildeten Arbeitersohne einen auch innerlich vornehmen Mann und Künstler hatte werden lassen.

Felix Sperrmanns Herz schlug.

Auf der Terrasse war es völlig dunkel geworden. Die fernen Sterne hatten größeren Glanz gewonnen. Unzählige andere hatten sich ihnen gesellt, und neue brachen noch immer auf, als erschlössen sich leuchtende Blüten aus einem dunkeln Garten. Sperrmann dachte an seine Geige. Sie war ihm Stimme für alles mächtige innere Empfinden. Er wendete sich und stand im Begriffe, sie zu holen. Er erinnerte sich kaum mehr der Verabredung mit den Schwestern und wäre allein irgendwo in den nächtigen Garten hinabgeeilt. Da öffnete sich die Tür des Tanzsaales und Trude Botmer trat heraus.

„Da sind Sie ja, Professor!" sagte sie. „Ich suche Sie überall. Haben Sie Ihr Versprechen vergessen?"

„Ich stehe zu Diensten," antwortete Sperrmann; „ich war eben im Begriff, mein Instrument zu holen."

„Es ist besorgt," sagte Trude. „Unten vor dem Hause warten Margarete und die Diener."

Sperrmann tat ein paar Schritte über die Terrasse hin. „Aber wird man Sie nicht vermissen?" fragte er. „Die Töchter des Hauses sollten beim Tanze nicht fehlen!"

„Wir haben einen Gang durch den Garten vorgeschlagen. Die anderen wissen, daß Sie am Nixenteich spielen werden."

Nun gingen sie. Sperrmann dachte kaum an das, was er tat. Eine eigentümliche Traumstimmung überfiel ihn, während er über eine nahe Treppe nach dem Garten stieg. Hinter sich hörte er das Rauschen von Trudes Schleppe.

Als die beiden um eine Ecke des Hauses bogen, blendete sie ein rotes flackerndes Feuer. Zwei Diener in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, schwarz, düster, warteten mit Windlichtern auf sie. Aus dem Schatten des Hauses trat Margarete. Ihre Erscheinung tauchte mit langsamen, gemessenen Bewegungen aus der Nacht in die Helligkeit. Eine wundervolle Ruhe und Harmonie des Wesens und der äußeren Gestalt war an ihr. Sie hob die Hand und reichte sie Sperrmann. „Ich freue mich," sagte sie einfach. Dann folgten sie den voranleuchtenden Dienern.

Es war eine wundersame Wanderung. Anfänglich schauten sie sich manchmal um. Es tönten Stimmen in ihren Rücken und sie nahmen an, daß andere Gäste ihnen folgten. Allein die Stimmen verhallten. Nun war nur noch das Knirschen des Kieses, das Geräusch der schwereren Schritte der Diener und das fast unhörbare Schreiten der drei, die nebeneinander gingen. Der rote Schein der Lichter zuckte ihnen voran. Gleich roten Lanzen stach er in die Büsche zu beiden Seiten ihres Weges und riß im Aufleuchten Formen und Farben aus der Dunkelheit, zeigte auch das fahle Grau des schmalen Pfades. Das Seltsamste auf ihrer Wanderung waren die Sterne am Himmel und die Rosen im Garten. Der Reichtum und die Menge dieser letzteren fiel jetzt fast mehr auf als am Tage. Die Sterne waren unruhig; ihr Licht

schien zu schwellen und zu sinken, als ob kleine Goldquellen am Himmel lebendig wären. Die Rosen an den Stöcken und in den Büschen waren nur sichtbar, solange der Schein der Windlichter auf sie fiel. Infolgedessen aber hatten die Dahinschreitenden den Eindruck, als ob jene ähnlich den Sternen eine nach der anderen aus der Nacht aufbrächen. Immer wieder fiel das Auge auf neue, jetzt auf eine gelbe, jetzt auf eine jener schwarzroten samtenen und jetzt auf eine weiße Blüte. Von den weißen waren einige wie Wunder anzusehen, wie ein Häuflein Schnee, das tief in den Sommer hinein im Baume geblieben, und wieder wie aufquellender, seidiger Schaum, von dem man jeden Augenblick glaubte, daß er in Flocken auf den Boden sinken müßte.

„Sehen Sie die Rosen!" sagte Sperrmann. Er sprach mit gedämpfter Stimme, und niemand gab Antwort.

Ihr Weg stieg ein wenig an. Ein Wäldchen nahm sie auf. Seltene Nadelbäume hielten ihre Wipfel über ihnen so nahe zusammen, daß sie unter einem Dache gingen. Als sie aber eine Stelle erreichten, wo Ausblick war, stieg über fernen Hügeln eben der Mond empor.

„Noch eine Rose," sagte Margarete. Der Mond schwamm gleich einer Teichblume im Himmel. Sein Schein lag auf den Gesichtern der drei und drang in das Wäldchen. Die Marmorfigur einer Nixe schimmerte zwischen den Stämmen und ein stiller schwarzer Weiher wurde sichtbar, über den nun das Mondlicht glitt.

Niemand war den Wandernden gefolgt.

Sperrmann nahm von einem der Diener die Geige, und sie traten zum Teiche hinüber. Ein kleiner Tempel stand am jenseitigen Ufer. Zu dem begab

sich der Geiger und setzte sich auf die Stufen. Der Mond beleuchtete die Stelle. Er machte das weiche Schwarz an Sperrmanns Samtgewand glänzen und ließ die starken Hände sich weiß davon abheben, von denen die eine den Geigenhals umspannte, die andere den Bogen zu führen begann.

Jetzt sang das Instrument.

Die Schwestern waren im Dunkeln stehengeblieben, die Diener hatten sich auf ihren Wink entfernt. Die Geigentöne schwebten über dem Teich. Aber man vergaß, daß sie einem Instrument und einer Menschenhand entquollen. Es war, wie Sperrmann am Mittag, als sie im Garten waren, gesagt hatte: als ob die Bäume und Blumen sängen. Die ernsthaften hohen Stämme, die das Wasser umstanden, schienen eine leise Melodie zu summen; jetzt kam eine andere aus den Tiefen des Gartens, als ob die Rosen Stimme gewonnen, es klangen Töne wie aus den Sternen, und unendlich ferne her schien der Hauch eines Liedes geweht zu werden, von dort her, wo der Mond höher und höher glitt.

„Haben Sie Gewalt über die Natur?“ stieß Trude Botmer heraus.

Sperrmann hatte den Bogen gesenkt und sah vor sich nieder auf die Tempelstufe. Als das Mädchen sprach, hob er das Gesicht. Er hätte erschrecken können, so plötzlich und lautlos hatte jene den Teich umschritten und war neben ihn getreten. Sie war ein verzogenes Kind, ein wenig überspannt, gewohnt, ihren Willen zu haben. Wieder war ihr ganzes Wesen von Begeisterung heiß. „Ich möchte Ihnen durch die ganze Welt nachziehen, um Sie immer zu hören,“ stieß sie heraus.

Sperrmann überlief es sonderbar. Aber er erhob sich und legte seine Hand auf die Trudes. „Sie

machen mich," scherzte er, „zu einer Art Pfeifer von Hameln, dem, wenn er spielte, die Kinder in den Berg folgten!"

Sie errötete. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Verwirrt und betreten wendete sie sich ab.

„Wo ist Ihre Schwester geblieben?" fragte Sperrmann, umging den Teich und meinte, daß sie ihm folge. Aber sie blieb noch tief verwirrt und mit gesenktem Kopfe stehen.

Sperrmann fand Margarete an den schlanken Stamm einer Fichte gelehnt, die dem Mond ihre Gestalt verbarg.

„Wo bleiben Sie?" fragte er in ruhigem, ernsthaftem Ton.

„Es war schön," gab diese zurück. „Ich hätte noch lange zuhören können." Ihr Atem schien beengt; aber es lag eine große Ausgeglichenheit des Charakters in ihrer festen Stimme und der Art, wie sie den Blick auf ihn richtete. Sie trat aus dem Schatten des Baumes. Nun lag der Mondschein über ihnen beiden. Es war Sperrmann, als ginge eine Kühle von dem weißen Schimmer aus. Die Stirn war ihm frei; klare, scharfe Gedanken sprangen ihm auf: Wenn er jetzt — nicht Fesseln trüge! Margarete — gehörte längst ihm! Seit sie seine Schülerin war! Sie hatten es sich nie gesagt und wußten es doch! Nur — tändeln konnte er nicht, mit dieser nicht!

„Lassen Sie uns noch einmal an jene Lichtung treten!" bat er.

Sie schritten Seite an Seite nach der Lücke im Buschwerk, von der aus sie den Nachthimmel und den Mond sahen. Ihre Herzen pochten. Jedes wußte es vom anderen.

Blätter rauschten zu ihren Seiten. Der Mond stand hoch und hell. Im Garten unten konnten sie

ganz deutlich weiße Rosen auf dunkeln Bäumchen stehen sehen.

„Morgen also reise ich wieder," sagte Sperrmann.

Margarete sah auf. Nun lag etwas wie Weinen in ihrem Blick. Auch schien ein Zittern um ihren Mund zu fliegen. Aber sie sagte nichts.

„Ich werde lange nicht mehr kommen," fuhr der andere dumpfer und stiller fort.

Da senkte sie das Gesicht. Sie hatte kein Wort, ihn umzustimmen, fügte sich mit verhaltener Trauer in das, was er beschloß.

In diesem Augenblick packte beide ein fürchterliches Verlangen, sich die Hände zu reichen — den — Mund. Aber es hielt sie etwas zurück — jetzt noch — immer noch! Sperrmann wies in den Garten hinab. „Sehen Sie die Rosen?" sagte er mühsam und fügte mit eigener Betonung hinzu: „Die man nicht brechen darf..."

Er dachte an die junge, drängende Leidenschaft Trudes und dachte ernsthaft, mit einem feierlichen Schmerze an — Margarete.

Sie konnte nicht sprechen, trat nur zu ihm und legte den Kopf an seine Schulter. Da küßte er sie. Leise nur. Auf die Stirn.

Die Blätter raschelten. Die Nacht lag gleich einer weiten gastlichen Halle vor ihnen aufgetan. So lag einen Augenblick eine Zukunft vor ihnen: Tretet ein!

Aber rote Pfeile zuckten durch das Gebüsch. Die Diener kamen mit den Lichtern zurück. Auch Trudes Schritte wurden hörbar.

„Margarete," flüsterte Felix Sperrmann.

Sie streifte zum Abschied seine Hand mit der ihren. Da hatten die anderen sie schon erreicht. Kurz danach durchschritten sie den Garten, wie sie gekommen. Rose um Rose sahen sie am Strauche stehen.

Das Leben der Salome Zeller

1

Unter den Bögen zu St. Felix, wo die rotgelben Apfelsinen, die Zitronen, die weißen Eier und die roten Aepfel so sauber und appetitlich aus den Verkaufskörben der Frau Regula Zeller lugten, saß ein kleines Mädchen auf einem niederen Stuhle und sah mit nachdenklichem Ausdruck gegen das Limmatkai hinaus.

Es war eine stille und späte Nachmittagsstunde. Die Straße war nicht sehr begangen. Manchmal kamen die dicken Straßenbahnpferde mit dem Schienenwagen hinter sich ratata vorübergetrollt, manchmal rasselte auch ein Fuhrwerk vorbei, sonst war nur ein gemaches Hinundher einer kleinen Zahl von Fußgängern.

Das kleine, behäbige Mädchen summte vor sich hin, wie zufriedene Leute tun. Dabei stemmte es die feste Hand an die rote Wange und hielt den Zeigefinger an die etwas starke, spitze Nase gelegt; schien ein gescheites Jüngferlein zu sein. Die Sonne fand manchmal einen halben Durchweg durch den wolkenverschleierten Himmel, dann kam jedesmal ein leiser goldener Bach an die Füße der kleinen Salome Zeller geflossen, und sie vergnügte sich, ihn mit ihrem währschaften Bundschuh totzutreten.

Jetzt schlug die Uhr von St. Peter fünf. Salome wendete den Kopf westwärts dem Turm zu, ohne die Armstütze wegzunehmen, und horchte aufmerksam, wie einer nach dem anderen der fünf Schläge aus dem alten Bauwerk kam, das jedem Bewohner von

St. Felix vertraut und lieb ist, weil es gleichsam mit ihm redet; jetzt eine Fahne im Turmdache fröhlich verkündet: heute ist Fest, ihm allezeit die Stunde anzeigt, manchmal freilich auch ihn erschreckt und Feuer ansagt.

Der Turm redete auch mit der kleinen Salome Zeller ernsthaft, bieder und würdig, wie es sich für solch alten Herrn schickte: Eins! — Zwei! — Drei! — Vier! — Fünf! — Der letzte Schlag hatte den längsten Nachhall, so, als sollte er noch bestätigen: ja, fünf, kleines Mädchen! Salome ihrerseits betrachtete die Uhr noch ein paar Sekunden aufmerksam, gleichsam als ob sie stumm sich erkenntlich zeigte: Fünf? So? Danke!

Noch bevor sie den Blick abwendete, kam Heinrich Hirzel, der Gymnasiast, zwischen sie und den Turm und nahm ihr die Aussicht weg.

„Eine Orange," sagte er und streckte Salome ein Münzstück hin.

Die nahm es aber nicht, blieb auf dem Stühlchen sitzen und sah sich nach rückwärts um. Die Mutter werde gleich kommen, sagte sie dann.

Heinrich Hirzel wartete und drehte sich halb ab, die schwarze Ledermappe mit den Schulbüchern im Arm. Eine Pause trat ein. Frau Zeller kam länger nicht, als zu erwarten gewesen. Da fragte Salome: „Hast du erst jetzt die Schule aus?"

„Um vier!" gab er kurz zurück. Aber der Bescheid schien ihm nachher zu karg. „Ich bin noch auf dem Turnplatz gewesen," erklärte er, „darum bin ich später."

Sie betrachteten einander, das Mädchen den langen, starken Knaben, der in Kniehosen und Mütze stand, der Knabe die Kleine mit den braunen Zöpfen und dem frischen Gesicht.

„Jetzt kommt die Mutter," sagte sie dann, und Frau Zeller trat barhaupt in braunem, schlichtem Stoffkleid aus einem Nachbarladen, wo sie eins geschwatzt hatte. Ihrer Wohlbeleibtheit halber ein wenig wacklig, versunken in ihr Strickzeug, das die Finger emsig handhabten, kam sie heran, erblickte Heinrich, der die Mütze zog, und grüßte ihn mit ruhiger Freundlichkeit:

„Guten Tag, Heinrich."

Der Knabe wählte sich seine Orange und bezahlte.

„Wenn ich so spät nach Hause komme, bekomme ich kein Abendbrot mehr," erklärte er mit einem offenen und freundlichen Lachen. Dann grüßte er: „Ade, Frau Zeller!" und schritt rasch um die Ecke einem Hause zu, das dem über dem Bogen stehenden angebaut war, aber weiter hinten mit einer Ecke frei und stattlich auf den Rüdenplatz hinaussah.

Die kleine Salome schaute ihm nach und wendete sich dann zur Mutter. „Hat der Heinrich schon Geld im Sack?" fragte sie im Ton der Bewunderung.

„Ja, ja," bestätigte Frau Zeller mit einem Klang in der Stimme, der besagte, daß die Hirzels ihrem Knaben wohl Geld in den Sack zu stecken vermöchten.

„Das sind Reiche? Gelt, Mutter?" fragte Salome wieder, und die Mutter gab es mit einem abermaligen, nachdrucksamen „Ja, ja" zu.

Nach Kinderart ließ aber die Kleine noch lange nicht Ruhe, hatte den Gedanken nun einmal angesponnen und fragte, während die Mutter sich neben ihre Verkaufskörbe setzte, weiter, alles in kurzen, nachdenklichen Pausen und zwischen das Stricken der Frau hinein.

„Der Herr Hirzel ist dem Vater sein Herr, gelt Mutter?"

„Gelt, das Haus, in dem wir wohnen, gehört ihm auch?"

„Gelt, unser Laden auch?"

Alles das konnte die Händlerin bestätigen und tat es mit einer sichtlichen und tiefen Hochachtung vor der Familie, von welcher sie und die Ihren in Abhängigkeit lebten.

Das wirkliche Verhältnis zwischen den kleinen Zellers und den großen Hirzels war aber folgendes: Diese wohnten im Haus zum „Weißen Brunnen" auf dem Rüdenplatz und betrieben seit alter Zeit ein in Stadt und Land als ebenso verläßlich wie einträglich bekanntes Geschäft in Tuchen und Stoffen. Vater Zeller war, wie sein Vater vor ihm schon es gewesen, Packer und Ausläufer in der Hirzelschen Handlung. Seit etwa zehn Jahren hatte Frau Regula den Früchte- und Eierhandel unter dem Bogen am Limmatkai inne. Vorher war da ein Italiener gesessen, mit dem jedoch der Kaufherr Hirzel verschiedene Anstände gehabt. Eines Tages schlug dieser seinem Ausläufer, den er als ehrlichen Menschen schätzte, vor, den kleinen Handel zu übernehmen. Anfänglich zögernd, willigte der etwas ängstliche Mann bald ein und hatte es seither nie bereut. Das Geschäft warf jährlich ein so schönes Sümmchen ab, daß die sparsamen Leute nach und nach ein kleines Vermögen zurückzulegen vermochten. In ihren Kreisen genoß infolgedessen die Ausläuferfamilie eines ähnlichen Ansehens wie der Kaufherr Hirzel und seine Sippe in den ihrigen. Ihrer Schlichtheit und Bescheidenheit, die besonders bei Salomon Zeller, dem Vater, einen leisen Anflug von Frömmelei hatte, tat jedoch diese Lebensverbesserung keinen Eintrag.

Wie oft aus unscheinbaren Anfängen Großes, Eindruckschweres oder Bleibendes sich gestaltet so,

hätte sich nun vielleicht bestimmen und nachweisen lassen, daß der Einkauf der Apfelsine, bei dem die kleine Salome zufällig zugegen war, das Interesse des Kindes für Heinrich Hirzel, den Gymnasiasten, zum ersten Male geweckt hatte, obgleich sie den Knaben schon vorher oft, fast täglich, gesehen. Es möchte sein, daß er ihr durch die Worte der Mutter, die ihn als den Sprossen eines reichen Hauses bezeichneten, gleichsam in ein helleres Licht gerückt worden war. Es dauerte indessen einige Zeit, bis der Knabe Heinrich dieses Interesses gewahr wurde. Eines Tages sah er jedoch die kleine Salome, die Hände auf dem Rücken und scheinbar gleichgültig, an der Hausecke stehen, an welcher er auf seinem Schulheimwege immer vorbeikam. Da er nicht grüßte, grüßte auch sie nicht, aber er bemerkte wohl, wie ihr Blick ihm folgte, ja wie sie in ihrer Neugier sogar einige Schritte ihm nachging und ihn beobachtete, bis er drüben ins elterliche Haus trat. Da nun erinnerte er sich plötzlich, daß das Kind nicht zum ersten Male dieses seltsame Gebaren zeigte. Nach Jungenart empfand er etwas wie Zorn und das Verlangen, die kleine Wundernase zu verspotten. Dann aber erwachte doch auch seine Neugier, so daß er nun seinerseits am anderen Tage nach Salome Zeller Ausschau hielt.

In dieser Zeit lag der Anfang einer Art Freundschaft, welche den Sohn des Kaufherrn Hirzel und die Tochter seines Ausläufers während ihrer Kindheit verband. Es war kein sehr inniges Verhältnis, mehr ein gegenseitiges und gelegentliches Aneinander-Gefallenfinden, und es war beeinflußt durch allerlei Umstände, insbesondere durch die gute Meinung, welche die Eltern voneinander, der Höherstehende vom Untergebenen und dieser wiederum von jenem hatten. Heinrich Hirzel hörte in der guten Bürgerstube daheim

den rastlosen Fleiß und die peinliche Verläßlichkeit des Ausläufers Zeller, die Sauberkeit und Freundlichkeit seiner Frau, die Musterhaftigkeit und den auf einer tiefen gegenseitigen Liebe der einzelnen Glieder fußenden Frieden seines Haushalts rühmen, während Salome ihrerseits von Vater und Mutter manches bewundernde Wort über die Geschäftserfahrung und die Strenge des energischen Kaufherrn, über die fast übertriebene Einfachheit seiner Gattin vernehmen konnte. Hier und da wurden die Kinder durch einen Auftrag oder aus einem anderen Alltagsgrunde das eine in die Kaufherrnwohnung, das andere in die einfachen Räume des Ausläufers geführt. Salome Zeller lernte in jener braunvertäfelte Stuben mit weißer Gipsdecke und schönen alten Messingbeschlägen an den Türen kennen. Sie sah die bleiche, mittelgroße Frau Hirzel, die kluge und trotz ihrer zu großen Gesprächigkeit selten im Wort sich vergreifende. Sie bemerkte allmählich und im Heranwachsen dieser Frau kleine Eigenheiten, die wie schadhafte Stellen aus einem schönen Kleide hervorschimmerten, und verwunderte sich darüber, während sie anfänglich in atemloser Bewunderung zu ihr aufgesehen hatte. Frau Anna Hirzel hatte eine etwas zu spitze Zunge und einen ein wenig lächerlichen Hang, sich und ihre Familie zu den alten Geschlechtern der Stadt, die eine Art Adelskaste bildeten, zu zählen, obwohl sie selbst ihrer Geburt nach dazu nur ein entferntes Recht besaß. Im Gegensatz zu ihr hatte Herr Heinrich Hirzel, der Kaufherr, keinen Hauch dieses Stolzes in sich, tat sich vielmehr auf seine Spießbürgerlichkeit etwas zugute, liebte ein Kartenspiel oder einen Kegelschub mit Freunden an einem Wochenabend und legte keinen Wert auf feine Manieren oder vornehmen Umgang. Er war ein großer, behäbiger Mann mit glatt-

rasiertem Gesicht und früh kahl gewordenem mächtigem Schädel. Er verstand sein Geschäft und wußte sein ererbtes großes Vermögen jährlich noch bedeutend zu vermehren, besaß auch jene Ueberlegenheit des Wesens, die äußere Unabhängigkeit verleiht. Seine Stimme, die laut und rauh war, erschreckte anfänglich die kleine Salome, bald aber war sie ihr lieber als die leisere, aber schärfere Frau Annas. Ein gewisses Unbehagen vermochte die Tochter des Ausläufers nie ganz zu überwinden, so oft sie im Laufe der Jahre in den Kreis der Hirzelschen Familie trat; denn es herrschte dort kein freier, behaglicher Ton. Vielleicht war es das Wesen der Frau, das ihn nicht aufkommen ließ. Sie war von großer Empfindlichkeit, die selbst der Kaufherr seltsam schonte und die den Knaben Heinrich immer kleinlaut machte. Ein wenig war es, als gingen die Hirzels alle auf Erbsen, wenn sie beieinander waren, und nach und nach meinte Salome zu bemerken, daß jedes von den dreien sich erleichtert fühle, sobald es aus des anderen Gegenwart entronnen.

Es war nicht erstaunlich, daß im Gegensatz zu dem gezwungenen und geschraubten Wesen daheim Heinrich Hirzel der Jüngere einen tiefen Eindruck von Gemütlichkeit empfing, wenn er in die bescheidene Wohnstube des Salomon Zeller trat. Einmal überraschte er die Familie beim Abendbrot. Sie hatten sein Klopfen überhört, und er trat unsicher, ob er gerufen worden sei, ein, während Zeller noch eben das Tischgebet sprach. Er kannte diesen als einen demütigen und still zuvorkommenden Menschen, noch nie aber war ihm so die fast rührende Schlichtheit der Familie aufgefallen wie jetzt, da er sie in der Stube mit den alten Strohstühlen, dem zersessenen Ruhebett und an einem mit karger Kaffeemahlzeit

bedeckten Tisch beisammen sitzen sah. Ihre Bescheidenheit hatte auf den ersten Blick etwas Uebertriebenes, Unechtes, bald aber erkannte man, wie sie ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und wie an ihrem Grunde die Liebe war, welche sie fortwährend eines sich dem anderen unterordnen hieß. Ruhig und würdig betete Zeller zu Ende, dann standen alle drei auf, entschuldigten sich, daß sie ihn hatten stehen lassen, und zeigten ihm eine so unterwürfige Freundlichkeit, als ob er schon selbst der Herr des Hauses Hirzel wäre, ein Benehmen, das ihm nicht wenig schmeichelte. Ein andermal fand er sie, als Vater Zeller aus der Bibel vorlas, und wieder einmal hörte er schon auf der Treppe ihren Gesang und die Klänge des kleinen Harmoniums, das der Ausläufer sich angeschafft und das er selbst spielte. Immer neue Bilder boten ihm die drei Menschen, die ihn in ihrer Eigenart überraschten und ihm ein Gefühl der Hochachtung abzwangen. Empfand er so längst ein gewisses Wohlgefallen an ihnen, so wuchs eines Winterabends sein Interesse für sie noch, als er mit einer Bestellung seines Vaters an den Ausläufer in ihre Wohnung trat. Frau Zeller war nicht da. Ihr Mann aber entfernte sich, um den ihm gewordenen Auftrag sogleich auszuführen. So blieb Heinrich eine Weile mit der Tochter allein. Er war jetzt Schüler der obersten Industrieschule und stand nahe vor dem Uebergang in die Lehre für das väterliche Geschäft. Auch Salome war gewachsen und zählte jetzt vierzehn Jahre. Bei seinen gelegentlichen Besuchen war seine Aufmerksamkeit mehr durch die Eltern in Anspruch genommen gewesen, und er hatte heute eigentlich zum ersten Male Muße, sie allein zu betrachten und zu sprechen. Er entdeckte mit Staunen, daß sie ein altkluges, hausmütterliches, kaum mehr kindisches

Wesen hatte. Während er anfänglich nicht recht wußte, was er mit ihr reden sollte, war sie nicht verlegen, sondern saß mit einer Stickerei ruhig ihm gegenüber auf dem Stuhl und plauderte, verriet, daß sie mit einer Weihnachtsarbeit beschäftigt, die eine Gabe für die Mutter werden sollte, und daß sie die seltenen Augenblicke, in welchen Frau Zeller von Hause abwesend sei, hierzu benutzen müsse. Trotzdem sie sich gestreckt hatte, war sie noch immer klein von Gestalt, aber ihre Formen rundeten sich, und sie hatte ein anmutiges Gesicht, das braun und klug aus dem Rahmen ihrer Zopffrisur sah.

Ein sonderbares Gefühl ergriff Heinrich, eine Art Respekt vor der nahenden Erwachsenheit seiner Jugendbekannten und daneben ein prickelndes Behagen, das er früher in ihrer Nähe nicht gefühlt hatte. Auch er kam dann ins Reden und unterhielt sich so gut mit dem Mädchen, daß, als Zeller zurückkam, es ihm schien, als sei dieser kaum weggegangen gewesen. Er zog von da an den Hut vor Salome, während er sich bisher damit begnügt hatte, ihr zuzuwinken, und seine Blicke folgten ihr dann und wann mit heimlichem Wohlgefallen, wenn sie ihm über den Weg kam.

Heinrichs Erscheinung blieb ihrerseits nicht ohne Eindruck auf die kleine Salome. Zu der heimlichen Ehrfurcht, welche sie vor ihm und seiner Familie schon immer empfunden, trat eine mehr persönliche, naive Bewunderung. Er war ein starker, schöner Mensch geworden, der mit seiner offenen, klugen Stirn, seinem klaren grauen Auge zu einer starken Aehnlichkeit mit dem energischen Vater heranwuchs.

Das sich steigernde Wohlgefallen der Kinder aneinander ging indessen, während Woche um Woche und Monat um Monat verstrichen, nicht über eine

ferne und ihnen kaum zum Bewußtsein gelangende Freude hinaus.

Woche um Woche, Monat um Monat wechselten weiter. Im Hause zum „Weißen Brunnen" lebten die Hirzels das Leben einer in behaglichen Lebensumständen sich befindenden Familie für sich, und im Nebenhause wirtschafteten die Zellers, genügsam und ohne Aufhebens von sich zu machen, weiter. Und das Haus zum „Weißen Brunnen" stand stattlich und herrisch mit seiner grauen Mauer und seiner schweren, alten, schönen Eichentür in den Rüdenplatz hinaus. Aus kleinen, freundlichen Fenstern aber lugte die Dachwohnung der Familie Zeller aus dem über den Bogen gebauten Nebengebäude nach dem Turm zum St. Peter hinüber und auf die treibende Limmat mit den weißen und schwarzen Schwänen, die in umgitterten Käfigen gehalten und den ganzen Tag von Vorübergehenden beschaut und gefüttert wurden. Der Laden zu ebener Erde hatte ein moosüberdecktes kleines Vordach gegen den Fluß hin und lag wie eine Insel zwischen den zwei Straßenströmen, dem freieren Kai und der von dem Hausbogen überspannten Gasse, die fast mehr begangen war als die Kaistraße und in welcher die Schritte der Fußgänger hohl und seltsam widerklangen.

Eines Tages, nachdem sich die Wochen und Monate zu Jahren gesponnen, kam Salomon Zeller, der Ausläufer, zu seiner Familie mit der Nachricht, daß der Kaufherr und Prinzipal den einzigen Sohn in nächster Zeit ins Ausland schicken werde, zuerst nach Frankreich, dann nach England. Die junge Salome horchte auf und machte große Augen. Tochter und Eltern saßen in der niederen Wohnstube am runden Tisch beim Schein der Lampe.

„Ja, ja, die Zeit vergeht," sagte die rüstige Frau

Regula und fuhr sich mit der Hand über die braunen Haare, als ob sie sich daran erinnerte, daß dort seit einiger Zeit graue, feine Striche zu sehen waren.

„Auf einmal ist der Knabe ein Mann," fügte Zeller hinzu. Er selbst brauchte das Grau auf dem Kopf nicht erst zu suchen; denn sein volles, krauses Haar war gesprickelt, wie wenn man Pfeffer und Salz mischt.

„Das Kind ist auch keine Spielschülerin mehr," bemerkte die Mutter ernsthaft und sah vom eigenen Strickzeug auf und nach der ebenfalls mit einer Handarbeit beschäftigten Tochter hin.

„Zu Ostern komme ich schon aus der Schule," sagte die runde, kleine Salome.

Sie hatten wohl hier und da schon von der Zukunft gesprochen. Nun aber kamen sie zum ersten Male in angelegentliche Erwägungen, was nach der Schulzeit mit dem Mädchen werden sollte.

„In den Laden hinab will ich sie nicht setzen," sagte Frau Regula.

„Nein, nein," fiel der Vater rasch ein, und ein Blick ging zwischen den beiden Ehegatten hin und her, der eine ganze Geschichte von allerlei Unschicklichkeiten erzählte, die mit dem Laden für ein junges Mädchen verknüpft waren.

Dann stellte Salome, die ein energisches Menschenwesen war, den Stuhl dorthin, wo sie ihn haben wollte. „Ich möchte am liebsten einmal in eine Bank oder auf die Post," sagte sie. „Es ist das schönste, den ganzen Tag seine regelmäßige, saubere Arbeit zu tun."

„Eine gute Schrift hast du," meinte die praktische Mutter nachdenklich, und Zeller bemerkte ebenfalls nach einigem Ueberlegen, es möchte nicht zu schwer halten, mit Hilfe von Bekannten der Tochter später einmal einen Posten auf einer Bank zu verschaffen.

Es war nun seltsam und für ihre kleinbürgerliche Aengstlichkeit und Unbeholfenheit bezeichnend, wie die Zellers, Mann und Frau, von diesem Abend an den einmal besprochenen Gedanken an Salomes Zukunft nicht mehr los wurden, daß er sich ihnen vielmehr in den nächsten Wochen in alle Gespräche, Begegnungen und Ereignisse drängte. Sie gingen mit ihrer Sorge aus der Familie heraus und zu Bekannten. Frau Regula ließ ein paar treue, alte Kundinnen darum wissen, und ihr Mann sprach an dem und jenem Sonntag mit einigen angesehenen Stundenbrüdern davon. Das waren Leute wie er selber, Angehörige einer harmlosen, frommen Sekte und selbst harmlose, gütige Menschen, deren Charaktereigenschaften mehr Ehrlichkeit als Tatkraft zur Unterlage hatten. Aus allen diesen Beratungen heraus ergab sich für die Zellerschen Eheleute die Erkenntnis, daß sie mit ihrer Tochter auf dem richtigen Wege waren, ihnen für deren Zukunft nicht bange zu sein brauchte, daß vielmehr für ein braves Mädchen so schätzbarer Leute sich manche Tür gern auftun werde. Es ging ihre Angelegenheit selbst im Mund der Leute herum, und in deren Reden lag abermals die Bestätigung: die hatten es nicht schwer, die Zellers, ihr Kind in ein rechtes Auskommen zu bringen! — So brave Leute wie die!

Der Ausläufer bekam dann Gelegenheit, von einer der größten Banken in der Stadt zu hören, daß sie immer einige Töchter rechtschaffener Familien in ihren Kontoren beschäftige und daß es ihm möglich sein werde, dort auch Salome später anzubringen. Als sich diese beruhigende Aussicht ihm eröffnete, teilte Zeller Frau und Tochter seine Absicht mit, für die Ausbildung seines Kindes ein übriges tun zu wollen, meinte verständig, man könne heutzutage nicht genug

mit Kenntnissen aller Art sich bereichern, und schlug vor, daß Salome nicht nur eine Weile nach Frankreich sich begeben, sondern selbst einige Monate in England zubringen solle. Dem stimmte die Tochter mit mutiger Freude zu und meinte mit erwachender Selbständigkeit, sie wolle den Eltern nicht mehr als nötig zu Lasten sein, sondern werde sicher in beiden Ländern auskömmliche Beschäftigung finden, um so weniger von des Vaters Tasche abhängig sein zu müssen.

„Jesus, Jesus aber auch," äußerte Frau Regula bedenklich, „so soll das Kind allein in die große Welt hinaus?"

Salomon aber lüftete sein Hauskäpplein und meinte, der liebe Gott sei überall, und sie wären mit ihm noch immer gut gefahren, wollten ihm auch diese Sache ruhig anheimstellen.

Sein Gottvertrauen beruhigte auch die Mutter und teilte sich ihr mit. Es half ihnen über alle ferneren Zweifel und die mit den Reisevorbereitungen und dem Abschied verbundenen Mühen hinweg. Als Salomon Zeller im nächsten Frühjahr im Welschland einen Aufenthalsort für seine Tochter gefunden hatte, konnte diese ruhigen Herzens in die Welt hinausfahren. Wohl weinte die Mutter heftig, und auch dem kleinen, ernsthaften und sonst so wenig Wesens machenden Vater traten Tränen in die Augen, als er am Bahnhof stand und der Zug mit Salome davonfuhr. Allein dem Mädchen wurde die Erinnerung an diese augenblickliche Herbe des Abschieds tröstlich verklärt durch den Gedanken an die Tage, welche ihm voraufgegangen waren, die fromme Sicherheit der Eltern und ihre liebevolle Opferfreudigkeit. Nie vorher war Salome Zeller die Heimat so köstlich erschienen als im Augenblick, da sie sie verließ, noch

nie hatte sie auch das Bild der elterlichen Stube, der Eltern selber so scharf und deutlich vor Augen gehabt. Und noch nie hatte sie sich so gefreut und es so dankbar empfunden, daß sie zu den beiden einfachen, ehrbaren Menschen und in diese schlichte, trauliche Stube gehörte.

2

Salome Zeller war in der französischen Schweiz in einer Familie gewesen, wo ihr Vater ein Weniges zu bezahlen, sie selbst in der Haushaltung mitzuhelfen hatte, dafür aber Unterricht in der Landessprache empfing. Nach Verlauf eines Jahres hatte sie mit Hilfe des Vaters eine Anstellung auf der Schreibstube eines Advokaten und Agenten in Hastings, der an der Südküste von England gelegenen alten Stadt, gefunden, und zog hier in die kleinste Stube einer deutschen Witwe, die ihr spärliches Auskommen mit dem Vermieten von Zimmern suchte. So kam es, daß Salome Zeller, die Ausläuferstochter, die in dem Bögenquartier zu St. Felix gewohnt hatte, eines Tages, an dem sie von Arbeit frei war, zum erstenmal auf den Klippen von Hastings stand und statt des alten St. Peterkirchturms und der zahmen Limmat das Meer vor sich hatte. Da lag es blaugrau, weitgedehnt, wie ein riesiges, atmendes Tier, das den Rücken draußen an den fernen, ebenso blaugrauen Wolken hatte und mit zuckenden Flossen nach dem Lande schwamm, unablässig, in stöhnenden Stößen. Salome Zeller konnte nicht sehen, wo das Meer das Land erreichte, denn die Klippe, auf welcher sie stand, war steil und hoch, und sie wagte nicht, bis an den Rand zu treten, aber sie hörte den Atem des riesigen

Tieres aus der Tiefe. Unablässig, in stöhnenden Stößen. Sie stand ganz allein auf dem tiefgrünen Klippengrase, war in planlosem Wandern da heraufgekommen und zitterte nun von einem Gefühl des Schreckens und der Einsamkeit. Ein scharfer Wind stürmte von der Wasserseite auf sie ein oder vielmehr schienen es Hunderte von Winden zu sein, die gleichsam aus den fernen, graublauen Wellen aufsprangen und heranhasteten, bis sie schlagenden Armen gleich Salomes Röcke flattern machten. Und Salome Zeller war solch ein fremdes, kleines, spießbürgerliches Wesen in dieser großen Welt von Wolken und Wasser und Wind. Wäre einer der wetterdunkeln Fischer aus Alt-Hastings heraufgekommen, sein ernstes Gesicht würde das Lachen gelernt haben ob der landungewohnten Erscheinung in dem glatten schwarzen Kleid, mit den schwarzen Handschuhen und dem runden schwarzen Hütchen, dem Staat, den Salome Zeller schon daheim bei der Konfirmation getragen hatte. Der Wind schien an ihr Aergernis zu nehmen, denn er riß toller und toller an den Röcken und färbte die prallen Wangen blau, und die starke, scharfe Nase bekam ihre Frostfarbe; nur die schönen braunen Zöpfe vermochte er unter dem Hute nicht aufzuzausen.

Salome schaute sich scheu um. Keine Seele da oben auf dem Steinberg als sie! Sie fror. Alle die Tage her — sie war noch nicht lange da — hatte schon ein Gefühl des Verlorenseins auf ihr gelegen. Sie hatte mit der Sprache noch Mühe, und die Leute kümmerten sich hier nicht um sie, es fehlte die Anteilnahme, wie sie sie im Welschland, wo sie vorher gewesen, immerhin gefunden. Es wurde ihr eng und angst. Sie drehte sich von der Klippe ab und eilte landeinwärts, lief ein Stück wie verfolgt, daß der Atem ihr flog, und verlangsamte erst den Schritt wieder,

als sie die Stadt in der Tiefe sah. Da kam ihr die Keckheit zurück, an der es ihr sonst keineswegs gebrach. Sie lachte über sich selbst. Aber das Gefühl der Einsamkeit verließ sie doch nicht, während sie nun gegen die Stadt hinabstieg. Sie kam unter die Menschen, aber sie waren ihr alle noch nie so fremd erschienen wie heute. Sie wußte nicht, was sie wollte, und dachte daran, nach Hause zurückzugehen. Ihre Hausfrau war gut zu ihr. Vielleicht nahm sie sie eine Weile in ihre Kellerstube! Als sie an diese Stube dachte, fielen ihr die Räume der Eltern wieder ein, und es brachte ihr Tränen in die Kehle. Da nahm sie ihre Tapferkeit zusammen und ging weiter, zwang sich erst recht, unter der Menge zu bleiben. Der Vater brachte Opfer für sie und gab ihr jeden Monat ein tüchtiges Handgeld. Da sollte sie selbst nicht wenigstens den guten Mut aufbringen?

Sie wußte, daß die lebhafteste Straße dem Meere entlang führte. Neben ihr lief der Kai hin mit den windgeschützten Bänken, dem Hafendammtheater und dem bunten Gewimmel der Spaziergänger. Da hinab zwang sie sich zu gehen, so scheu sie vor den vielen Leuten war und so sehr sie in ihrer kleinbürgerlichen Schlichtheit hier aufzufallen meinte.

Als sie aber mitten in dem Treiben war, achtete niemand auf sie. Die Menschen hatten alle etwas Kühles, Gemaches, gleichgültig Ueberlegenes, hatten es in Gesichtsausdruck, Kleidung und Wesen. Es war, als ob ihre Ruhe beruhigte. Salome ging langsam unter ihnen dahin und machte große Augen. Es war zur beginnenden Ebbezeit, das Meer hier schon weit zurückgetreten. Hunderte von Kindern spielten unten in Steinen und Sand. Hier umstand ein Haufen von Leuten einen predigenden Heilssoldaten, dort spielte eine Musikkapelle. Es war ein buntes Leben und ein

steter Wechsel von Bildern. Salome schritt hin und her. Sie gelangte in einen ruhigeren Teil des Spazierweges. Und als sie der wachsenden Stille inne wurde, fühlte sie sich etwas müde und setzte sich auf die leere Bank des nächsten Glashauses.

Wenige Spaziergänger gingen vorbei. Auch am Strand unten zu ihren Füßen war es leer, und sie sah weit aufs Meer hin. Der Wind hatte sich gelegt. Das Meer schien ruhiger. Da meinte sie, stundenlang so sitzen zu können. Das Gewirr des Menschentreibens, aus dem sie gekommen war, warf ein Rauschen bis an die Stelle, wo sie saß, aber das zurückgehende Meer schwieg. Weit, weit draußen zogen Schiffe vorüber. Fremde Menschen mit fremden Zielen!

Salome lehnte sich zurück; die wohlige Mattigkeit, die sie befallen, wuchs. Halb im Traum überlegte sie, wer der Mann sein möge, der drüben, ein Stück von ihr ab, am Geländer lehnte. Sie hatte ihn vorhin zweimal an sich vorübergehen sehen, in hellbraunem, weitem, neumodischem Geckenmantel und gleichfarbiger Mütze. Ein Engländer, wie jeder andere! Er war ihr nur aufgefallen, weil er sie so fest angeblickt hatte. Nun stand er mit dem Rücken gegen das Wasser und zündete sich eine Zigarette an. Plötzlich schaute er wieder nach ihr hin, aufmerksam, fast aufdringlich. Sie wollte sich eben entfernen. Da lachte er laut und sagte in ihrer breiten, heimischen Mundart: „Natürlich sind Sie es!“

Er näherte sich, und sein Gesicht schien ihr bekannt.

„Sie kennen mich nicht mehr,“ fuhr er fröhlich weiter und nannte dann seinen Namen; aber schon bevor sie den gehört hatte, war ihr heiß ums Herz geworden, halb vor Freude, halb vor Verlegenheit, und sie wußte, daß der Fremde Heinrich Hirzel war.

„Es ist mir bekannt, daß Sie hier sind," erzählte er. „Es stand in irgendeinem Brief von daheim, Ihr Vater würde Sie auch herüberschicken. Aber ich dachte nicht, daß Sie mir so in die Hände laufen würden."

Aufgesucht würde er dich jedenfalls nicht haben, dachte Salome ein wenig beleidigt. Er hatte eine luftige Von-oben-herab-Art, gab ihr aber die Hand und ließ sich ohne Umstände auf die Bank nieder, so daß sie sich, fast dazu befohlen, neben ihn setzen mußte.

„Heutzutage meint jedermann, in England gewesen sein zu müssen," fuhr er fort. Es klang rücksichtslos, gleichsam als ob er sagen wollte: Leute deines Schlages gehören sonst nicht auf so weitläufigen Bildungsweg. Aber schon durchbrach ein vertrauterer, herzlicherer Ton seine schnarrende Hochnäsigkeit.

„Der Vater meint es gut mit mir," sagte Salome kleinlaut, Tränen im Blick.

Vor Heinrichs Augen stand das Bild des alten Angestellten seines Vaters, des ehrenwerten kleinen Mannes, in dessen Stube er zuweilen gesessen. Die alte Achtung für ihn regte sich, und sein Ton fiel unwillkürlich noch eine Note demjenigen näher, in welchem er als Knabe mit Salome verkehrt hatte.

„Ich bin in London natürlich," erklärte er, „bin nur für den Bankfeiertag einmal hierher gefahren, um mir den Ort anzusehen."

Eine Weile unterhielten sie sich dann. Frage und Antwort fielen: Was Salome getrieben, seit er fort sei? Wo sie gewesen? Seit wann sie hier sei? Dann erzählte er wieder von sich.

Unmerklich wurden sie vertrauter. Dann erwachte in ihnen eine gewisse Freude über das Zusammentreffen und die Behaglichkeit, die jeden überkommt, wenn ihm in der Fremde etwas zur Heimat Ge-

höriges begegnet. Salome verfiel in die kecke, freie, tapfere Redeweise, die sie sonst hatte. Als Heinrich sich neben sie gesetzt, war ihm zumute gewesen wie einem, der im Vorbeigehen an einer Pflanze stehenbleibt, sie oberflächlich betrachtet und bald weiterzugehen denkt. Nun fesselte ihn etwas an Salomes Persönlichkeit, was über das Vergnügen, eine Landsmännin getroffen zu haben, hinausging. Während sie ihr Leben in der Fremde schilderte, wunderte er sich über den Mut zur Arbeit, zum Vorwärtskommen und Alleinsein, der aus ihren Erzählungen sprach. Ihre Heiterkeit, ein kluger Witz und eine leise Schalkheit, die in ihrem Wesen lagen, begannen ihm zu gefallen.

Sie wagte sich bald mit ihrer Fröhlichkeit an ihn, indem sie sagte: „Ihnen sieht kein Mensch mehr den Heinrich unter den Bögen an."

Und nachher: „Der Schnurrbart ist Ihnen auch gewachsen, soweit der Stutzer ihn nicht gestutzt hat."

Nun verlor auch er seine Steifheit. Sie neckten sich bald, bald sprachen sie ernsthaft und vernünftig von Dingen, die ihnen nahegingen. Manchmal sah Heinrich Salome von der Seite an und fand sie trotz ihres altväterischen Aeußeren hübsch. Ihre kleine Gestalt hatte pralle Formen, ihre braunen Augen glänzten.

Sie verlor das Einsamkeitsgefühl, das sie bedrückt hatte, und das Herz ging ihr auf, daß sie plötzlich jemand hatte, der irgendwie zu ihr gehörte. Sie rühmte die Schönheit der Stadt und sagte, daß sie tüchtig umherzustreifen gedenke.

Heinrich schlug einen gemeinsamen Gang vor, doch wollte sie zuerst nach Hause und meinte, wenn er gegen Abend noch Zeit und Lust habe, so — möge er sie in ihrer Wohnung abholen.

Er erwiderte, daß er die Nacht am Orte bleibe, und versprach zu kommen.

Sie trennten sich darauf bald, aber wirklich kam er nach einigen Stunden nach dem schmalen, kleinen Hause, wo sie wohnte. Ihre Hausfrau führte den Gast in einen gemeinsamen Empfangsraum, den sie ihren Mietern zur Verfügung hielt. Hier machte Heinrich den Vorschlag, Salome nach dem Piertheater zu führen und ihr die Pantomime zu zeigen, da es, zu einem Spaziergang zu spät geworden. Ihre Hausfrau redete ihr zu. So gingen sie zusammen.

Es dämmerte stark, und als sie an den Strand hinunter kamen, war es dunkel. Der Himmel aber hatte sich etwas geklärt und trug einzelne Sterne. Das Meer und der Wind waren zurückgekommen. Die Wellen rauschten heran und davon. Weit in das Wasser hinaus lief der Hafensteg, an dessen Ende das kleine Theater stand. Heinrich und Salome betraten ihn Seite an Seite. Da sprang wieder der scharfe Wind sie an, wie er auf den Klippen geblasen.

„Geben Sie mir den Arm," sagte Heinrich Hirzel, als er sah, daß sie dem Wind kaum standhielt, und sie gehorchte und war neben dem großen, starken blonden Menschen doppelt klein und unscheinbar. Es fiel aber wieder zwischen sie, daß sie, ohne es zu merken, froh übereinander waren, und dieses Empfinden steigerte sich noch, als sie dann auf unbequemen Stühlen in einer drolligen Gesellschaft von Fischervolk und Leuten gewöhnlichen Standes in dem kleinen Theater saßen und dem stummen Bühnenspiel zusahen. Von Zeit zu Zeit neigte Heinrich sich zu Salome hinab und machte ihr ins Ohr spöttische Bemerkungen über das Publikum oder die Schauspieler, über Dinge, die ihrer schweizerischen Eigenart fremd waren. Diese Eigenart bildete ohnehin ein Band zwischen ihnen

und sie waren gute Freunde, als sie nach der Vorstellung das Theater verließen.

Auf dem Nachhauseweg ließ Heinrich Salomes Arm nicht aus dem seinen. Sie sprachen davon, daß er am nächsten Tag wieder nach London zurück müsse, und es mischte sich schon etwas wie Bedauern in ihre Worte. Zuweilen, während sie durch menschenleere Straßen hinanstiegen, zog er ihren Arm leise und mit einer bewußten Vertraulichkeit an sich. Sie überließen sich mehr und mehr der Freude, die sie aneinander hatten. Es war am Ende ganz natürlich, daß Heinrich sich äußerte, er würde bestimmt von Zeit zu Zeit wieder kommen, um Salome aufzusuchen.

Schon zwei Tage später kam aus London eine Karte von ihm, und dieser Karten und Grüße wurden viele, während die Zeit verging.

Salome stand indessen in dem unwohnlichen Arbeitsraum ihres Prinzipals mit zwei anderen Schreibern, gleichgültigen höflichen Leuten, an den Pulten und erarbeitete sich die Achtung derer, mit denen sie zu tun hatte. Sie war fleißig, genau und geschickt und nicht scheu, so daß sie in ihrer Stellung zu ihrem Rechte und Range kam. Zu Hause aber in ihrer schmalen Stube, in der nur eben das Bett, ein Tisch und ein Stuhl neben ihrem Koffer Platz hatten, las die sonst Vernünftige jeden Abend vor dem Zubettgehen ein Häuflein Karten mit im Grunde nichtssagenden Worten, in deren Anzahl vielleicht mehr lag als in ihrem Inhalt. Und wenn sie sie gelesen hatte, stützte sie den braunen Kopf in die Hand, hatte nichts von Heimweh in sich und vergaß jedes andere Erlebnis des eben zu Ende gehenden Tages. Die Heimat, Vater und Mutter, an welche sie sonst häufig hatte denken müssen, fielen aus ihren Sinnen. Sie malte sich immer wieder aus, wie sie mit Heinrich Hirzel

Arm in Arm gegangen. Es war dabei nichts geschehen, nichts, was man wirklich schauen, an was man sich besonders erinnern konnte, und doch war es wunderbar, immer wieder daran zu denken, und sie tat es mit einem Empfinden leiser Scham und doch wonnigen Glückes. Das Herz klopfte ihr unruhig dabei.

Ihre Hausfrau pflegte sie jetzt manchmal des damaligen Gastes wegen zu necken. Salome hatte es gern, wenn sie es tat. Sie lachte dazu und wehrte sich nicht, wenn die Frau dem Besuch Heinrichs ihre besondere Deutung gab.

Nach einigen Wochen sagte Heinrich Hirzel abermals seinen Besuch an. Kurz, gleichsam so beiläufig schrieb er: „Wie geht es Ihnen? Nächsten Sonntag fahre ich wieder nach Hastings hinunter.“ Es klang, als ob es zweifelhaft sei, daß sie einander dabei begegnen könnten; aber am Vormittag dieses Sonntags stand er wieder in dem kleinen Empfangsraum der Frau Kellermann. In seiner überlegenen, kühlen Manier erhob er sich zu seiner ganzen Länge vom Stuhle, als Salome eintrat. Es fiel ihr zum erstenmal auf, wie stark und groß er war, als sie ihre feste, braune Hand in seine weiße, gepflegte Rechte legte und jene darin wie ein Ei in einem Strumpf verschwand.

Sie wechselten ein paar gleichgültige Redensarten. Salome war rot geworden, er jedoch saß die Besuchsviertelstunde mit weltmännischer Ruhe ab. Selbst die Wirtin, die zweimal kam und ging und im Punkte der Schicklichkeit genau war, vermochte nichts in seinem Benehmen zu finden, was auf mehr als bloße Förmlichkeit hinwies. Nur eben, als er sich verabschiedete und dabei Salome allein hatte, strich er mit der rechten Hand über die Fläche der ihren, die er in seiner Linken hielt. Dabei schmolz seine Oberflächlichkeit zu einer gewissen Wärme und Vertraulichkeit.

„Auf Wiedersehen," sagte er leise und herzlich. Sie hatten verabredet, am Nachmittag wieder einen gemeinsamen Spaziergang zu machen.

Die Veränderung in seinem Wesen machte auf Salome einen tiefen Eindruck. Sie eilte über die Treppe hinauf in ihre kleine Kammer, als er gegangen war, und hatte eine förmliche Angst davor, jetzt der Hausfrau zu begegnen.

Sie wurde auch über und über rot, als sie am Nachmittag der alten dicken Dame verriet, wohin sie zu gehen beabsichtige.

Diese war nicht ganz zufrieden und murmelte etwas davon, daß am Sonntagnachmittag in England nur gewöhnliche Leute auf die Straße gingen. Dann entfernte sie sich kopfschüttelnd.

Salome erschrak, und schon in Hut und Ausgehstaat, begab sie sich noch einmal in ihre Kammer zurück. Hier stand sie einen Augenblick, und das Herz klopfte ihr, als sei sie eine Turmtreppe hinaufgestoben. Sie war weder leichtfertig noch schwach, hielt ehrlich über sich selber Gericht. Es war nicht wegzuleugnen, daß ihr Pflicht und Arbeit seit einigen Wochen nicht mehr die Hauptsache waren! Und — Vater und Mutter daheim würden sich vielleicht wundern, wenn sie wüßten, was sie zu tun im Begriff stand, wenn sie von — ihrer Vertraulichkeit mit — mit Heinrich Hirzel erführen! Aber — aber — es war doch nichts Böses dabei. Er war der einzige Mensch hier, der ihr nicht fremd war! Es ließ sich mit ihm reden und lachen und jung sein! Nein! Es konnte ihr niemand die Freude mißgönnen oder mißdeuten!

Allmählich, während sie so überlegte, bekam alles ein ganz anderes Ansehen. Die Angst wandelte sich ihr in freudige Ungeduld. Es zog sie aus dem Hause.

Sie eilte die Treppe hinab und ins Freie, gab sich die Mühe, ganz langsam und sittsam zu gehen, und ertappte sich doch alle Augenblicke wieder dabei, wie die Schritte rascher wurden.

Am Strand traf sie Heinrich. Er trug leichte, helle Sommerkleider und einen weißen Strohhut, und sein Wesen zeigte weniger Gleichmut und Ueberlegenheit als sonst. Er bot ihr die Hand und sagte mit Herzlichkeit: „Lassen Sie uns einen rechten Sonntagslauf tun, wie es daheim Sitte ist."

Von Anfang an und obgleich sie auf ganz fremden Wegen gingen, war etwas Heimatliches in ihrem Beieinandersein. Die Sonne schien und färbte den blassen Himmel blau. Die Wiesen hatten ein tiefes, sattes Grün und waren von gelber Wolfsmilch wie mit Gold besprengt. Je mehr sie sich in die Hügel verloren, desto weniger Menschen begegneten ihnen. Heinrich gab einer ruhigen Unterhaltung die Richtung und kam nicht wie früher auf England und seine Vorzüge, sondern sprach von daheim.

„Haben Sie kein Heimweh, Fräulein Zeller?"

„Wissen Sie noch die kleine niedere Stube, wo Ihre Eltern wohnen? Und die engen Gassen in unserem Quartier? Hier ist es anders, aber nicht schöner."

Er war in einer an ihm ungewöhnlichen Stimmung. Eine merkwürdige Wärme lag am Grunde aller seiner Worte.

Salome hielt die Augen am Boden. Aber wenn er etwas besonders Freundliches sagte, schaute sie ihn groß und froh an. Dabei stimmte sie seinen Worten zu, so etwa indem sie sagte: „Ja, nicht wahr, man denkt doch immer gern heim?" oder: „Wir Schweizer haben eben ein wärmeres Blut als diese Inselleute."

Sie fühlten sich als etwas Besonderes in diesem

Lande und pochten ein wenig auf ihre Zusammengehörigkeit.

Während ihre Unterhaltung allmählich erlahmte, fand Heinrich zuweilen Ursache, Salomes Hand zu nehmen, so, indem er ihr über einen winzigen Bach half oder indem er ihr ein Landschaftsbild zeigte. Jedesmal hielt er diese Hand ein wenig länger.

Salome fiel in einen Traum. Die Gedanken versagten ihr. Sie fühlte das Klopfen ihres Herzens. Dabei wartete sie jedesmal mit Angst und Ungeduld auf den Augenblick, da seine Hand wieder die ihre suchen würde. Wenn das geschah, war sie glücklich und lehnte sich leise an den Gefährten.

Sie gerieten durch Büsche und Baumschlag auf einen Fußpfad, an dessen einem Ende ein Wegweiser mit einer Hand und der Aufschrift: „Zur Bank des Verliebten" stand.

„Davon hat mir meine Wirtin gesprochen," sagte Salome. „Es ist ein Aussichtspunkt. Irgendeine Sage ist damit verknüpft."

„Lassen Sie uns hingehen," sagte Heinrich. „Da gehören wir ja hin," fügte er dann plötzlich in bewegtem Tone hinzu und legte frei und siegessicher den Arm um Salomes Schulter.

Nahe aneinander gelehnt schritten sie den Pfad entlang, nichts als die Stille um sich und ein Windsäuseln. Sie wußten nicht, wie es kam. Sie waren auf einmal Liebesleute, standen bald unter einem Busch still, küßten sich oft, immer verlangender, und suchten und fanden nachher die Bank am Ende des Weges, welche „die Bank des Verliebten" hieß.

Von dieser Bank war ein weiter Ausblick. Sie fußte auf einer Felsschroffe, und man sah von ihr aus weithin auf die Hügel, auf Laubwald und einzelne Gehöfte. Darüber hinaus aber erreichte das Auge

wiederum das Meer. Und ob es viel ferner war als an den Klippen, wo Salome an jenem Morgen gestanden, sie sah es doch landein wandern, und manchmal war es, als komme mit dem Wind ein Ton ferner Brandung. Die Sonne schien. Der Hügel Grün leuchtete, und sanft floß draußen am Horizont das mehr stählerne Blau der See mit dem hellen des Himmels zusammen.

„Ich bin so glücklich," sagte Salome. Sie beugte sich aus dem Arm Heinrichs, der sie umschlang, vorwärts und faltete die Hände vor den Knien. Das dunkle Gesicht war von einer heißen Erregung durchglutet.

Heinrich Hirzel erschrak ein wenig; das Gewissen schlug ihm. Er hatte vielleicht nicht gedacht, daß sie es so ernst nehmen würde. Unwillkürlich löste er den Arm von ihrer Schulter, aber — nur für Augenblicke. Sein Herz hatte so viel Anteil an seinen Empfindungen wie seine Sinne. Ein Widerstreit von Gefühlen erhob sich in ihm: gewalthaberische, Herrenrecht fordernde, die ihm eingeben wollten, daß die Tochter des kleinen Ausläufers ihm doch so halb und halb gehöre; dann warnende: Weißt du noch, die braven, ordentlichen Menschen? Und leichtfertigere: Du willst dich doch vergnügen in deinen Jahren, Heinrich! Und wieder andere: Wie sie hübsch ist und wacker und zum Mögen!

Aus all diesen Gefühlswettern brach plötzlich gleich einer Sonne eine rauhe Ehrlichkeit, die in Heinrichs Charakter lag:

„Eines muß ich dir sagen, Sali, heiraten kann ich dich nicht."

Sie sah noch immer in vorgebeugter Haltung und mit gleichen großen, heißen Augen ins Leere. Ihr Mund zuckte jetzt, heftig, als ob das Wort, das Heinrich gesagt hatte, ein Messer gewesen wäre, an

dem sie sich geschnitten. Aber dann kam die Freude wieder in ihre Züge, und sie flüsterte, ohne ihn anzusehen: „Das habe ich doch gewußt, das dachte ich doch nicht anders."

„Ich bin dir aber doch schuldig, es dir zu sagen," beharrte er.

Und nach einigem Schweigen erwiderte sie immer im gleichen, heimlichen und aus der Seele brechenden Ton: „Unsereiner hat nicht viel Wahl. Wer weiß, ob mir je so etwas, wie ich es jetzt empfinde, von meinesgleichen hätte kommen können."

Es war wundersam, wie ihre ganze Gestalt gleichsam in jede Fiber von dem durchbebt war, was sie jetzt fühlte.

Heinrichs Leidenschaft erwachte. Er nahm das Mädchen an sich, fester jetzt. „Ja, nicht wahr," sagte er mit mühsamem Atem, „man muß das Glück nehmen, wo man es findet?"

Sie überließ sich ihm ganz. Dabei hatte sie etwas in den Augen, was ihm Gewalt antat. Es war ganz, als ob sie seine Gedanken, die sich noch manchmal zerstreuen wollten, und seine Gefühle, die noch irrten und sich verwirrten, mit ihren kleinen festen Händen sammelte und sie zu einem Ganzen zwinge, das ihr gehörte: Ihr müßt hierbleiben bei mir. Ihr eigenes Empfinden war so stark und sieghaft, daß es mehr und mehr Macht über alle Regungen seiner Seele gewann. So wuchsen sie zusammen, ähnlich zwei Flammen, die sich finden und vereint zu einem hochaufschlagenden Feuer werden.

Sie vergaßen der Zeit, und die Dämmerung kam über sie, ohne daß sie es merkten. Diese Dämmerung hatte etwas Verführerisches. Die Gefahr, daß sie überrascht oder gestört würden, schien noch ferner gerückt als vorher. Licht und Wind waren von selt-

samer Milde. Heinrichs Zärtlichkeit wurde drängender. Da zitterte Salomes Gestalt in seinen Armen. Sie machte sich mit eigentümlich widerstrebender und doch sicherer Kraft frei und verlangte zu gehen.

Er stand sogleich auf, schien aber verletzt und kälter, weil sie ihn zurückstieß. Aber sie hängte sich im Davongehen an seinen Arm und hatte bald und wie sie wollte seine Verstimmung verscheucht. Es wurde Nacht über ihrer Heimkehr. Sie fragten nicht nach den Leuten. Dicht aneinander gelehnt, erreichten sie Salomes Wohnung. Vor dem Hause erfaßte sie Heinrichs Arm. Er fühlte durch den Stoff des Aermels hindurch, daß ihre Finger heiß waren.

„Du kommst wieder? Nicht wahr?" flüsterte sie.

„Ja," gab er zurück.

Wenn sie ihn gebeten hätte, morgen, Tage noch dazubleiben, würde er es ebenso versprochen haben. Er war in ihrem Bann wie droben auf der Bank.

Da zog sie ihn unter die Haustür und küßte ihn heftig. Dann verließ sie ihn plötzlich.

Als er in die Nacht zurücktrat, kam ihm ein Teil seines Gleichmuts zurück. Er dachte an die Ereignisse des Tages als an ein Abenteuer, aber es war etwas, was er nicht von sich loslösen konnte, eine halb furchtbare, halb — seltsame Erinnerung. Er hatte ein Gefühl, als — als sei ihm eine große Katze an die Brust gesprungen, die sich mit starken, unlöslichen Griffen an ihn krallte, schwer wie ein Alp und doch — warm, so daß es ihm den Körper noch immer wohlig durchrieselte von der Wärme des — anderen Körpers.

Salome war in ihr Zimmerchen hinaufgegangen. Auf den Zehen und mit Herzklopfen, ängstlich vor einer Begegnung mit der Wirtin. Als sie in ihrer Behausung das Licht aufdrehte, fiel ihr Blick auf die kleine Uhr, die auf der Kommode stand. Nachtessens-

zeit war schon vorüber; die Hausfrau mußte sie vermißt haben. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und sie lauschte hinaus. Da hörte sie auch schon Schritte auf der Treppe, und nach kurzer Zeit klopfte es. Die Wirtin fragte in ihrer freundlichen, behäbigen Art, ob sie nicht essen wolle. Dennoch hörte Salome irgendwie eine leise Verstimmung aus dem Ton der guten dicken Dame heraus. Sie log hastig, sie sei schon im Begriff, sich zu Bett zu legen, da sie sich nicht ganz wohl fühle. Sie hatte die Frau gern, und in ihrer Stimme klang eine stumme, herzliche Bitte trotz ihrer Erregung. Das schien die alte Dame zu versöhnen; denn sie mahnte gutmütig, sich nur ja recht auszuruhen.

Dann hörte Salome die Frau mit ihrem schwerfälligen Gang die Treppe wieder hinuntersteigen. Da erst löste sie sich den Hut vom Kopfe. Es war, als ob mit einem letzten Brausen ein großer Lärm hinter ihr still würde. Und nun setzte sie sich auf den Rand ihres aufgedeckten Bettes und legte die Hände an die Schläfen. Es war eine ganz unwillkürliche mechanische Bewegung, wie man sie macht, wenn man seine Gedanken zu sammeln versucht. Die Hände glitten langsam an den Wangen nieder und über die Brüste hinunter in den Schoß. Dann seufzte Salome; es war ein heftiger, ruckhafter Seufzer, ihr Gesicht aber leuchtete dabei auf. Die Gedanken kamen ihr in Schwällen wie sprudelndes Wasser zurück. Zuerst waren es nur Glücksgedanken. Mein Gott wie schön! Der Augenblick! Und der! Und der! Wie sie einander immer näher gekommen waren, Heinrich und sie! Und da hatten sie sich geküßt! Und so war das gewesen! Und so das! Mein Gott, wie schön! Schauer schüttelten sie.

Und dann — hatte er gesagt — „heiraten kann ich dich nicht,“ hatte er gesagt!

Es war, als ob ihr jemand einen harten, schütternden Stoß versetzt hätte. Aber sie war gleich wieder bei klaren Gedanken. Dann sah sie schärfer als je vorher alles, was da war. Sie redete sich selber zu: Das wußtest du doch, daß er dich nicht heiraten kann! Aber? — — Sie besann sich. Ihre Zukunft tauchte vor ihrem inneren Auge auf. So, wie sie sich dieselbe früher ausgemalt. Heimzukehren hatte sie gedacht und dann eine Anstellung in einem Bankhause oder auf der Post zu finden. Man hatte in einer solchen Stelle ein gutes Ansehen bei den Leuten. Und — und die Eltern würden eine Ehre darin sehen, wenn sie eine solche fände. Dann — hm, das hatte sie sich bisher nie überlegt — dann würde eines Tages ein einfacher Mann — so von des Vaters Art kommen und sie — um Heirat fragen. Aber — aber — Herrgott, wie gleichgültig würde — er ihr sein! Mit ihm — hätte sie nie dieses Wunderbare erleben können — dieses Große, das sie jetzt mit Heinrich erlebte! Mein Gott, er, der Stattliche, Hochstehende und — und sie! Mein Gott, wie war das schön! Wie sie sich geküßt hatten! Und das! Und das!

Die Eltern? — Ja — was wollte sie zu sich selber sagen von den Eltern?

Die Gedanken versagten ihr einen Augenblick.

Dann sah sie deutlich das Haus über den Bögen von St. Felix und die Wohnstube mit Vater und Mutter darin. Sie — ei — sie hatte lange nicht mehr daran gedacht! Früher hatte sie manchmal Heimweh gehabt. Jetzt — gar nicht mehr! —

Es war doch manches klein und eng daheim! Das erschien ihr jetzt so, weil sie etwas von der Welt sah und andere Menschen kennen lernte!

Vater und Mutter würden das nicht gern gesehen haben — das von heute!

Sie verstanden so etwas eben nicht, der Vater und die Mutter. — — Was — was sie wohl jetzt taten, die alten Leutchen? Beteten vielleicht noch oder lasen in der Bibel, wenn sie nicht schon zu Bett gegangen waren?

Hm! Sie selber — Salome — hatte — nicht mehr gebetet — letztlich.

Es wurde ihr angst deshalb, und sie faltete die Hände. Aber sie konnte die Gedanken nicht beisammen halten. Die Angst wuchs in ihr. Sie fühlte, daß sie nicht mehr so sein konnte, wie sie daheim gewesen war!

Endlich gab sie es auf.

Dann kam ihr ein Einfall, der ihr wieder Kraft gab: Das war doch nur der freiere Sinn und der weitere Blick, die sie jetzt die alte Gottesdemut nicht mehr finden ließen. Sie hatte doch — nichts Böses getan! Wollte nur das Beste, auch in Zukunft. Ha, sie sollten schon alle mit ihr zufrieden sein! Sollten schon sehen, daß es ihr nicht an Tüchtigkeit fehlte! Plötzlich befiel sie ein freudiges Verlangen nach dem morgigen Arbeitstag, nach jedem Tag, der kommen wollte. Sie — sie wollte sie schon nützen!

Das Glück aber, welches in ihrem Verhältnis zu Heinrich Hirzel lag, wollte sie genießen, so lange sie es hatte! So etwas kam nie — wieder! So wollte sie es auskosten, sich eine Erinnerung schaffen, an der sie das ganze Leben hindurch zehren konnte! Und wenn es außergewöhnlich war und selbst unrecht nach dem Sinn mancher Leute, gut, so wollte sie auch die Verantwortung tragen! Wer wußte davon? Niemand als sie selbst, und sie wollte es schon in ihrem Inneren verschließen als etwas, was nicht vor die Augen der Welt gehörte!

Getröstet und frei begann sie sich auszukleiden. Und als sie sich niederlegte, kamen die Erinnerungen wieder: So war das gewesen. Und so das! Wie schön, wie — schön!

3

Salome Zeller stand am Pult in der Geschäftsstube ihres Prinzipals. Es war längst Ueberzeit. Die beiden Schreiber, die mit ihr sonst die Stube teilten, hatten sie verlassen. Sie aber arbeitete noch emsig weiter, und eben als sie den Stempel des Advokaten unter ein langes Schriftstück setzte, das sie beendet hatte, trat dieser aus einem Nebengemach bei ihr ein. Er war ein stiller Mann, der wenig Wesen machte und noch nie anders als im geschäftlichen Ton mit ihr gesprochen hatte. Im Aeußeren hatte er etwas Ehrwürdiges, ging in tadellosem schwarzem Anzug, hatte graues, lockiges Haar und zwei graue Bartstriche an den Schläfen, während das übrige scharfgeschnittene Gesicht glatt rasiert war.

„Noch immer hier?" fragte er, als er auf sie zukam, und ohne eine Miene zu verziehen. Sie überhörte das in der Bemerkung liegende Lob, griff einen Haufen Schriftstücke, die vor ihr auf dem Pult lagen, auf und legte sie ihm, Stück um Stück, vor. Zuweilen fügte sie in noch etwas mangelhaftem Englisch eine knappe Erklärung dazu.

Der andere nahm die Arbeit gelassen entgegen. „Gut," sagte er, „sehr gut. Sie fassen die Sache richtig an."

Er lehnte sich ans Pult und sah auf sie nieder, die neben seiner langen, hageren, bleichen Erscheinung doppelt klein, fest und braun aussah. Vielleicht zum

Zeichen, daß er jetzt etwas außer dem Geschäfte Liegendes tue, begann er Französisch mit ihr zu sprechen, ein schreckliches, gebrochenes Französisch, wobei er aber dennoch nichts von seiner Geschäftsmannsüberlegenheit einbüßte. „Ich habe erfahren, daß Sie sich um einen Bankposten daheim in Ihrer Stadt für später zu bemühen gedenken. Sie werden bestimmt eine solche Anstellung finden. Ich zweifle nicht. Ich werde Gelegenheit nehmen, Sie zu empfehlen. Knapp, ehrlich, scharf, fleißig! Sie wissen, was Sie wollen, Miß Zeller!"

Als ob er damit eine Aufgabe erledigt, grüßte er mit einem kleinen Kopfnicken und ging in seiner ganzen steifen Tadellosigkeit wieder aus dem Zimmer.

Salome nahm ihre Sachen zusammen und machte sich auf den Heimweg. Das Zeugnis, das sie soeben bekommen, tat ihr in all seiner Kargheit dennoch wohl. Sie wußte auch, daß sie es verdiente. Sie fühlte, wie ihre Muskeln sich spannten, als ob sie körperliche Kräfte zur Erreichung ihres Zieles brauchte. Dann fuhr ihr ein Gedanke durch die Seele, wie ein heißer Wind durch eine kalte Landschaft zieht. Heinrich Hirzel! Am Samstag kam er wieder! Zum viertenmal nun! Jeden Samstag abend würde er kommen! So hatte er gesagt! Und sie war gewiß, daß er kam. So gar kein Zweifel war daran. So fest gehörten sie schon zusammen!

Salomes Herz klopfte stürmisch. Wie reich war die Welt! Wie gütig und gut alle Menschen!

Auch die Eltern fielen ihr wieder ein, ihre Fürsorge und ihre schlichte Tüchtigkeit. Sie sah den kleinen, geschäftigen Vater und die gelassenere Mutter deutlich vor sich und sich selbst wieder bei ihnen. Hei, da wollte sie ihnen Arbeit abnehmen, wenn sie außer Dienst und zu Hause war! Sie sollten sich

auf ihre alten Tage Ruhe gönnen können. Und manchmal würde sie, Salome, allein am Fenster der alten Wohnstube sitzen und in die Gasse hinunterschauen, abends zum Beispiel. Schauen und nichts sehen, nichts Wirkliches! Wohl aber Vergangenes! Alle die Zeit würde sie da wiedersehen, die sie jetzt lebte. Und es würde über ihrem Leben von dieser jetzigen Zeit wie ein leises Licht liegen. Immer würde sie denken müssen: Das ist das Schönste gewesen! Und immer würde sie sich freuen und sich glücklich preisen, daß es gewesen war. Manchmal kam dann wohl Heinrich Hirzel vorbei, da oder dort, ein ihr Begegnender. Groß, stattlich und ein angesehener Bürger und Geschäftsmann wie jetzt sein Vater. Er grüßte sie freundlich, ein wenig herablassend, wie das jetzt sein Vater ihren, Salomes, Eltern tat. Sie wechselten wohl auch manchmal ein paar Worte. Dann ging er vorüber. Er hatte natürlich viel anderes zu denken — dann — hatte wohl Weib und Kind. Sie aber, Salome, würde mit ums Knie gelegten Händen sitzen und in sich hineinlächeln, weil es einmal so anders gewesen war zwischen Heinrich Hirzel und ihr. So würde diese Zeit als etwas Unauslöschliches in ihrer Erinnerung bleiben!

Sie konnte von den dankbaren, glücklichen Gefühlen, welche ihr die Seele durchwogten, an diesem Tage gar nicht loskommen.

Am Abend saß sie mit Frau Kellermann, ihrer Hausfrau, in deren Wohnstube, die im Erdgeschoß lag. Die gute Frau hieß sie manchmal zu ihr hinunterkommen und meinte, zwei Einsame, wie sie beide, müßten sich Freundschaft zeigen. Sie war eine Deutsche, die vor langen Jahren ihrem Bräutigam, einem armen Musiklehrer, über den Kanal gefolgt war. Ihr Mann war aber bald nach der Heirat schwer

erkrankt, und sie hatten sich aus ihren letzten Mitteln das kleine Miethaus erworben, aus dessen Zinsertrag sie kümmerlich lebten. Der Mann wurde nicht mehr gesund und starb nach jahrelangem Leiden. Nun war die Frau allein mit ihrem kleinen Hause und seinen wechselnden Mietern. Sie hatte sich aber aus trüben Tagen eine zufriedene Emsigkeit und ein kleines, von Herzen brechendes und herzerfrischendes Lachen gerettet, und Salome weilte gern in ihrer Gesellschaft. Da draußen der schon herbstliche Seewind wehte, hatte Frau Kellermann im Kamin ein Feuer angezündet, und an diesem saßen die beiden Frauen, jene mit einem langnadligen, klappernden Strickzeug, Salome müßig. Die dicke Hausfrau hatte in ihrer englischen Witwenhaube und ihrem schwarzen Kleide ein Achtung einflößendes Aeußere. Ihr Gesicht war fein und lieblich gewesen, und da an diesem Abend das kleine, frische Lachen häufig ihr aus den Augen und von den Lippen brach, fühlte Salome sich ihr näher als je, wurde gesprächig und erzählte ihr manches von zu Hause und aus ihrem Leben, was sie bisher ihr nicht hatte anvertrauen mögen. Da begann auch die Frau von ihrer Vergangenheit zu sprechen, und es wurde die Geschichte einer großen, starken, an Sorge reichen und in Freude genügsamen Liebe.

Salome hatte jetzt ein feines und offenes Ohr für alles, was Liebe hieß. Das Feuer knisterte und leuchtete rot in das sonst dunkle Zimmer. Die beiden Frauen saßen in seinem lohenden Schein, und seine Wärme teilte sich von außen Salomes Körper mit, wie ihn eine wachsende Zuneigung für die Frau ihr gegenüber von innen wärmte. Immer mehr von dem, was im Innersten ihres Herzens war, drängte sich ihr auf die Lippen. Schon meinte sie den Namen Heinrich Hirzels nennen zu müssen. Da sagte Frau

Kellermann: „Ich glaube zu wissen, daß Sie gern von derlei Dingen erzählen hören, Fräulein Zeller."

Sie lächelte leise und zwinkerte ein wenig mit den klugen Augen.

Statt aller Antwort sagte Salome: „Er kommt am Samstag wieder." Sie drehte sich dem Feuer zu und sah, die Hände im Schoß, in die Glut. „Ich bin so glücklich," fuhr sie fort. Und weiter: „Es kann ja nie etwas daraus werden. Er ist von reichen Leuten. Und ich muß meinen eigenen kleinen Weg gehen. Aber es ist doch schön, so schön!"

Alles das sagte sie mit langen Pausen zwischen jedem Satz. Das Strickzeug der Frau neben ihr klapperte dazu, und manchmal war im Kamin ein Sinken und Rutschen des Holzes und ein Sprühen von Funken.

„Sie müssen nur vorsichtig sein, liebes Kind," sagte die Frau gütig und ohne von der Arbeit aufzusehen. Sie zeigte weder Mißbilligung noch Zustimmung, nur ein ruhiges Verstehen, das sie sich aus eigenen Erfahrungen gesammelt. „Die Männer sehen manchmal die Grenze nicht; da müssen wir Frauen sie wissen."

Salome beugte sich tiefer nach dem Feuer, so daß die Glut, die es ausströmte, sie an Augen und Wangen beinahe schmerzte. Sie hörte, daß Frau Kellermann weiter sprach, verstand aber nicht mehr, was sie sagte, wendete in ihren Gedanken nur noch ihre Mahnung. Es war, als sei sie plötzlich zur Erkenntnis eines Empfindens gekommen, das sie in sich gehabt, ohne es zu verstehen. Es war etwas Unbestimmtes, eine rieselnde Glut, ähnlich derjenigen, die ihr aus dem brennenden Holze entgegenstieg. Sie hatte sie gefühlt, wenn — wenn sie mit Heinrich Hirzel allein war, und fühlte sie jetzt. Ihre Glieder dehnten sich. Sie

vergaß, daß jemand neben ihr saß, und sah nur Heinrich wie durch einen Nebel auf sich zukommen. Seine Arme hielten sie! Sein — — —

Sie erschrak. Ein lauter gesprochenes Wort der Frau weckte sie: „Es ist manchmal in einem einzigen Augenblick geschehen, was einen ein ganzes Leben hindurch reut."

Sie lächelte mechanisch. Ja, ja, sie habe ganz recht, sagte sie. Sie dankte ihr auch mit leisen, verlegenen Worten, dann suchte sie sich bald frei zu machen und ging in ihre Kammer hinauf.

Es war aber, als ob die Glut des Kaminfeuers mit ihr gegangen sei. Noch immer war das rieselnde Lohen des Blutes in ihrem Körper. Da zwang sie sich zum Nachdenken und empfand zum ersten Male, daß ihr Glück eine Grenze habe. Sie konnte — seine — Heinrichs Frau nicht werden! Kinder! — Kinder! Sie liebte nichts so sehr wie Kinder! Bei jedem, das ihr in der Gasse begegnete, konnte sie stillstehen, jedes Lachen, das sie von einem solchen kleinen Menschen erntete, tat ihr wohl. Das aber — es selbst erleben — ein eigenes kleines Wesen auf den Armen tragen, das konnte — sie nicht!

„Konnte — konnte sie nicht?"

Herrgott, wie das in ihr aufschoß! Wie ein leuchtender Blitz in stockdunkler Nacht!

Der Gedanke und die Frage waren gleich wieder tot. Sie grübelte nicht darüber, dachte sie nicht einmal aus, wagte nicht, daran zu denken, denn das Herz klopfte ihr in einer unerklärlichen Angst, aber — der Gedanke war gewesen. Da! Zum ersten Male! —

Der Samstag, der Heinrich Hirzel wieder bringen sollte, kam. Salome war in großer Erregung erwacht, hatte Mühe, sich tagsüber zur Arbeit zu zwingen, arbeitete schwer an den einfachsten Dingen und hatte

Herzklopfen. Dieses Herzklopfen wuchs und wuchs, je näher die Stunde von Heinrichs Ankunft rückte. Endlich stand sie am Bahnhof, und er sprang aus dem Zuge. Es war schon dunkel. Sie sah, daß er sie in der Einsteighalle erblickt hatte, und trat aus dem Bereich der Lichter, erwartete ihn an einer versteckten Stelle, wo sie allein waren. Da faßte sie mit einer jähen, klammernden Bewegung seine Hand.

Es überraschte ihn. Er war der Kühlere von beiden und suchte nach einem Grund für die sichtliche Befangenheit, in welcher sie sich befand.

„Was hast du?" fragte er ein wenig betreten.

Aber sie versicherte ihm, daß ihr nichts sei, bat ihn nur, nicht gleich nach seinem Gasthause zu gehen, sondern mit ihr einen Gang zu tun. So schritten sie Arm in Arm nach der See hinunter und den windüberworfenen Kai entlang. Die Nacht war wolkig, von jener Unruhe, die des Himmels schwarze Schattendecke da und dort aufreißt, daß ein weißeres Gewölk, ein Stück Blau, ein Stern selbst sichtbar werden.

Von einer ähnlichen Unruhe, wie sie den Himmel aufdeckte und wieder überwölkte, war Salome durchwogt. Sie preßte oft Heinrichs Arm, lehnte ihre Wange daran, drängte sich näher und näher an ihn, und plötzlich glitt ihr Arm wieder aus dem seinen und ging sie ein Stück von ihm entfernt, als ob sie ihm grolle. Anfänglich wiederholte er seine Frage, was ihr sei, aber als sie immer wieder versicherte, daß ihr nichts fehle, und er nicht verkennen konnte, daß ihre Liebe nur leidenschaftlicher geworden war, weckte ihre sprunghafte Art seine Sinne und steigerte auch seine Zärtlichkeit. Sie waren ganz allein. Niemand begegnete ihnen. Nach zwei Stunden ziellosen Wanderns erst standen sie, ohne zu wissen, wie sie

daher gekommen waren, vor dem Hause der Frau Kellermann.

„Wie spät es ist!" sagte Salome schauernd. Sie gab Heinrich die Hand zum Abschied.

„Gute Nacht!" flüsterte er mit beklommener Stimme, aber er ließ ihre Hand nicht los.

Es waren zwei Stufen an der Haustür. Ueber die stieg sie hinauf, noch immer die Hand in der seinen. Ob sie ihn zog oder ob er ihr sonst folgte, wußte sie wiederum nicht.

„Es ist niemand mehr wach," sagte er.

„Ja, ja," gab sie ebenso leise zurück. Sie öffnete die Tür und trat über die Schwelle; aber als sie die Tür hinter sich zumachen wollte, stemmte er den Fuß dazwischen.

Da packte es sie, daß sie in jäher, verzweifelter Furcht ihm beide Hände vor die Brust stieß und ihn hinausdrängte. Dann schlug sie die Tür zu und floh die Treppe hinauf. Aber kaum in ihrem Zimmer angekommen, eilte sie ans Fenster, riß es auf und sah durch den herabgelassenen Laden hinab. War er noch unten? War er gegangen? Sie hätte ihn jetzt rufen mögen. Sie fror und doch brannte ihr Kopf. Sie empfand eine wilde Reue, daß sie ihn hatte gehen lassen.

In der Nacht schlief sie nicht. Sie lag mit festgefalteten, oft mit gerungenen Händen. Es war alles Wirrnis in ihr, keine Klarheit, lauter wechselnde, ineinander verschwimmende Bilder ihres Lebens, vergangene und künftige.

Gegen Morgen setzte sie sich im Bett auf. Ein graues Licht fiel durch die Läden. Da wurde es auch in ihr kühler und ruhiger. Und plötzlich wechselte die Beruhigung zu der klaren Empfindung eines am Zieleseins. Sie wußte nicht, woher sie ihr kam.

Sie wiederholte sich bei klaren Sinnen alles, was sie früher gesagt: dieses Glück ging vorüber und kam nie wieder! Aber — — die Erinnerung bliebe wohl! Die Erinnerung, an welcher sie ihr Leben lang zehren wollte. Sie würde — — etwas Wesenloses sein, nichts Wirkliches!

Aber — — das Kind!

Da war der Gedanke wieder.

In einem Kinde würde sich dieses Glück von heute, das vergängliche, verkörpern, bleiben für alle Zeit als etwas Sichtbares, als — —

Die kleine Salome Zeller wußte nicht, was für eine Gewalt in ihr schaffte. Sie wußte nicht, daß die Sehnsucht nach Treue, die Kraft zur Treue, welche der Grund der Frauennatur ist, sie auf ihrem Wege vorwärts stieß. Aber diese Gewalt war es, die ihren Willen bestimmte. Es war nicht mehr nur das Verlangen erwachter Sinne, sondern der heimliche, schwärmerische Wunsch, sich aus dem wundersamen Glück von heute ein Bildnis zu schaffen, vor dem sie den Rest ihres Lebens in einer Art ewiger Anbetung zu knien vermöchte. Und wenn dieser Wunsch vielleicht dennoch im Grunde ein Sichselbstbelügen war, eine Entschuldigung, welche das sündige Verlangen erfand, so wußte Salome das nicht. Sie liebte schon ein Kind, das noch nicht war, diente ihm, opferte sich für es. Etwas Heiliges und Großes war in der kleinen, schlichten Salome Zeller in dem Augenblick, da sie beschloß, sich aufzugeben.

Dann wußte sie, daß Heinrich Hirzel nicht umsonst bitten würde, wenn er abermals Einlaß heischte.

Den ganzen Sonntag verbrachte sie mit ihm auf dem Lande. Sie waren zuerst befangen, dann wiederholte sich das Spiel von gestern, das Einander-Suchen und Sich-einander-Verweigern.

Es wurde wieder Nacht. Sie kamen an die Haustür, als niemand mehr wachte. Und Heinrich ging an diesem Abend — nicht hinweg.

4

Der graue Herbst hatte die Herrschaft über das Land. Es war, als ob die Erde gestorben wäre und als entfliehe aus dem entseelten Leibe Tag um Tag der letzte Rest von Wärme, mit welcher ihn die Sonne durchgossen. Der Boden wurde hart und dürr und gelb. Das Meer hatte keine Weite mehr. Es kam aus einer grauen Nacht von Nebeln gerauscht, selbst grau und nächtig und dampfend wie landfressender Nebel. Die Stadt stand düster und von feuchten Dünsten umwogt an seinem Ufer. Es wurde nie mehr recht Tag in ihr. Die Sonne war tot wie das Land. Doch wurde es noch immer Sonntag.

An einem solchen Sonntag saß Salome am Fenster ihrer kleinen Kammer und blickte hinter weißen Gardinen hervor auf die Straße hinab. Die Gegend, wo sie lebte, war wenig begangen. Heute war sie vollends leer wie eine Pestgasse. Alle Menschen waren in der Kirche. Salome hätte auch hingehen sollen. Sie war es von Haus aus gewöhnt, nie beim Gottesdienst zu fehlen, und hier in England sah man darauf. Ihre Hausfrau besonders, die ihrer Mieter wegen selbst nicht fort konnte, wollte jedesmal wissen, ob sie dort gewesen sei. Allein Salome *wollte* heute zu Hause bleiben. In ihrem Schoß lagen zwei Briefe, die sie beim Frühstück gefunden. Es war sonderbar, daß diese beiden Briefe ganz zu gleicher Zeit in ihre Hände gelangt waren. Sie hatte sie uneröffnet hier herauf in ihr Zimmer getragen, sie hier gelesen, erst den einen, dann lange Zeit nachher den anderen. Und

saß nun immer noch, die Seele und den Kopf von dem durchsaust, was sie gelesen hatte.

Zuerst die wenigen Worte Heinrich Hirzels: „Was ich Dir das letzte Mal gesagt habe, ist eingetroffen. Ich muß nach Hause. Der Vater braucht mich im Geschäft. Einer der ersten Angestellten ist erkrankt. Nun soll ich früher, gleich abreisen. Ich werde nicht mehr dorthin kommen können."

Am Schlusse dieses Briefes standen ein paar Sätze, die Salome das Blut zum Herzen jagten: „Ich danke Dir für die schöne Zeit, die Du mir gegeben hast. Hoffentlich sehen wir uns daheim manchmal — später."

Diese Worte klangen aus dem ganzen Briefe als etwas Besonderes heraus, so als ob in ihnen der eigentliche tiefe Inhalt liege. Sie klangen und läuteten und bebten. Und Salome saß und lauschte. Das war das Ende! Sie wußte, daß es einmal und daß es nicht spät kommen werde. Nun war es auf einmal da. In den beiden Sätzen da am Schluß des Briefes lag ihre ganze Geschichte.

„Ich danke Dir für die schöne Zeit!" Es war ihr, als höre sie die Worte, wirklich von Heinrichs Stimme gesprochen. Er verriet seine Gefühle nicht. Nüchtern war er oder vielleicht konnte er nicht aus sich heraus. Aber da in dem Satze lag es doch, daß es ihm leid tat, um — das, was gewesen war, wirklich leid. Sie kannte ihn doch.

Und dann der nächste Satz: „Hoffentlich sehen wir uns daheim manchmal — später." Das war schon etwas ganz Fernes, etwas gleichsam aus der Zukunft heraus. Auch das aber war nichts Unerwartetes. Es baute die Brücke in das neue Leben und konnte nicht anders lauten. Der das sagte, war der Heinrich, den sie zu Hause wieder finden würde, ihres

Vaters künftiger Prinzipal und Mietsherr, mit dem sie äußerlich nichts mehr gemeinsam hatte. Salome Zeller machte sich keine Flausen vor. Wohl war in ihr selbst etwas wie zu Scherben und Fetzen gegangen, aber nun kam es ihr zu Hilfe, daß sie dem Willen und dem Verstand Teil gegeben hatte an dem, was sie mit Heinrich verband, daß sie sich nie in Hoffnungen gewiegt, die sich nicht erfüllen konnten. Die Zeit begann schon, in der sie nur aus der Erinnerung leben konnte. Sie hätte wohl noch ein wenig anstehen können, meinte sie, aber — nun — war sie schon da. Und — und —

Plötzlich wogte in ihr etwas auf, was für einen Augenblick alle übrigen Gefühle erstickte. Das! Das war! Das, von dem niemand wußte! Als lebendiges Andenken würde es künftig in ihrem Leben stehen. Es war! Seit einigen Wochen wußte sie es. Sie allein. Und — mein Gott — was für ein Empfinden! Es durchwogte die ganze Natur als eine Welle von Glück, ähnlich jenem, da Heinrich sie zum ersten Male geküßt hatte, und doch wieder anders. Sie hatte nicht gewußt, daß es so etwas geben konnte, etwas so Mächtiges, in jede Fiber Rinnendes!

Das Empfinden wogte und wallte und verebbte. Dann schlug eine andere Welle ihm entgegen. Eine schwere Bangigkeit befiel die Sinnende. Was sollte werden? Wie sollte es werden? So viel Aeußerliches blieb zu bedenken, und sie, Salome, war in manchem unerfahren, so selbständig sie auch mit der Zeit geworden war. Man zeigte sonst mit Fingern auf Mädchen wie — wie sie eine war. Wie — nein, nein! Nur die Sache nicht anders sehen als sie war! Sie — war — keine Sünderin. Sie hatte das alles so gewollt, ihr Leben auf diese eine Straße gelenkt. So mußte sie auch den Mut und den klaren Blick

haben, sie zu gehen. Und niemand — sollte ihretwegen sich grämen, niemand — wissen, niemand, außer den Wenigen, die es erfahren mußten.

Vater und Mutter?

Die Erinnerung an diese beiden kam ihr wie ein plötzlicher körperlicher Schmerz. Gleichzeitig wußte sie, daß sie — es nie erfahren durften, sie am allerwenigsten von allen Menschen. Sie würden es nicht begreifen!

Unwillkürlich legte sie in diesem Augenblick ihre Hand auf den zweiten Brief, der in ihrem Schoß lag. Sie brauchte ihn nicht aufzunehmen und wieder zu lesen; während ihre Hand so auf dem Papier lag, ging ihr jedes Wort durch den Sinn, das darauf geschrieben war. Der Brief war vom Vater. Er schrieb immer selbst, die Mutter fügte nur manchmal zwei Worte hinzu. Der kleine, emsige Vater hatte immer alle äußeren Angelegenheiten der Familie in der Hand behalten. Auch die ihren. Solche Briefe hatte sie in den Jahren ihres Fortseins viele bekommen. Sie waren immer voll Fragen: wie es gehe, ob auch ja nichts geschehen sei, was wider Pflicht und Gewissen ginge, ob sie immer dem nachzukommen vermöge, was die Vorgesetzten von ihr erwarteten. Ob sie auch das Beten nicht vergesse? Und das Bibellesen? Es komme so viel Trost und Erquickung aus der Bibel. Viel kleine Aengstlichkeit und Ehrlichkeit und Frömmigkeit und — Liebe lagen in den Briefen. Manchmal lief auch eine Klage mit unter. Der Vater wäre gern einmal gekommen, nach der Tochter zu sehen. Es schicke sich doch nicht, daß Eltern nie sich den Brotherren ihres Kindes zeigten, aber — es sei eine so weite Reise und so kostspielig, es ginge nicht an, so oft er sich die Sache durch den Kopf gehen lasse. Alles in den Briefen war etwas spießbürgerlich eng, aber voll guten Meinens.

Und nun da in diesem letzten Schreiben stand, sie, Salome, werde nun wohl bald an die Heimkehr denken. Es habe keinen weiteren Anstand. Auf einer Bank könne sie jederzeit eintreten, man habe ihm, dem Vater, ihre sofortige Anstellung zugesichert. So werde sie wohl am besten aufs Frühjahr, vielleicht auf Ostern, heimkommen?

Da — — überlegte Salome — da war der erste Stein in ihrem Wege! Sie — sie mußte einen Grund finden, um außer Landes bleiben zu können. Die Wirklichkeit und der Alltag verlangten schon ihr Recht. Sie hatte es schon mit den Folgen dessen zu tun, was sie beschlossen hatte!

Sie nahm die beiden Briefe in die Hand und erhob sich. Sie sah die Notwendigkeit, sich zu wehren, damit das Ungewöhnliche, das in ihrem Leben war, vor den Leuten verborgen bliebe. An die ihr bleibenden Wege hatte sie öfter schon gedacht. Es galt, einen zu wählen. Und sie wollte nicht säumen, gleich heute mit der Hausfrau sprechen, die ehrlich und recht denkend war und ihr gutgesinnt und — nicht engherzig.

Salome verschob nie eine Pflicht, nie eine Arbeit. So begann sie auch jetzt auf ihrem Tisch das Schreibzeug auszubreiten. Sie ließ sich nieder und zwang ihre Gedanken, setzte das Datum auf einen Briefbogen. Dann wurde ihr das Herz heiß. Sie hatte die Absicht, Heinrich ein paar Worte zu schreiben, ihm zu danken, ihm noch einmal zu sagen, was er ihr war. Es strömte in ihr von innigen Worten auf, die sie ihm schreiben wollte.

Aber als sie nun die Feder ansetzte, zögerte sie wieder. Nein! Nicht mehr! Es war besser, daß alles zu Ende war! Gleich! Er würde es als eine Last empfinden, wenn sie noch schrieb, hatte jetzt anderes

zu denken. So mußte sie den Mut haben, abzubrechen! — Und das eine, Große, was er noch nicht wußte? — Auch — das mochte ihm verborgen bleiben! Er sollte ihr in nichts verpflichtet sein, in nichts, was den künftigen Prinzipal des Vaters vielleicht — gegen diesen einnehmen könnte!

Sie atmete tief auf. Dann setzte sie mit einem kräftigen Strich die Feder an und mit ihren festen deutlichen, bei ihren Dienstgebern beliebten Schriftzügen begann sie einen Brief an — den Vater.

Anfänglich kam sie nur langsam vorwärts. Aber allmählich brauchte sie nicht mehr nach jedem Satze nachzudenken, sondern schrieb gleichmäßig weiter wie jemand, der genau weiß, was er zu sagen hat. Ihre jetzige Stellung ermögliche ihr, viel zu lernen; ihr Prinzipal halte, wie der Vater wisse, große Stücke auf sie, habe übrigens in diesem Jahre — das entsprach vollständig der Wahrheit — einer wichtigen politischen Angelegenheit wegen besonders viel Arbeit. Auch fühle sie, Salome, sich der Sprache noch nicht so sicher, wie sie es wünschen möchte, und so habe sie beschlossen, ein weiteres Jahr am Orte zu bleiben. Sie verspreche dafür, frühzeitig im nächsten Frühling heimzukehren und möge der Vater sie immerhin auf diesen Zeitpunkt bei der Bank anmelden. Sie schrieb in selbständigem und unabhängigem Ton, aus dem Bewußtsein heraus, daß sie auf eigenen Füßen stand, schon seit längerer Zeit keine Unterstützung von zu Hause mehr erhielt, und daß sie die Kraft und die Tüchtigkeit in sich hatte, die das Leben verlangte. Sie ließ auch durchblicken, daß sie an ihrer Stelle gut bezahlt sei, aber als sie sagen wollte, daß sie sich etwas ersparen könne, zögerte sie und hatte das dunkle Gefühl, daß sie ihrer letzten Mittel zukünftig benötigen werde.

Als sie den Brief gefaltet und geschlossen hatte, war ihr leicht und frei zumute. In ihr braunes Gesicht trat ein beinahe eigenwilliger Zug, der als Falte zum ersten Male am unteren Rande ihrer Wange saß. Am Nachmittag erbat sie sich bei ihrer Hausfrau eine Unterredung. Die alte Dame sah sie verlegen an, als ob sie ahne, was sie ihr zu sagen habe. Dann bestellte sie sie auf eine bestimmte Stunde in ihre Wohnstube.

Es war um die Dämmerzeit, als die beiden Frauen einander gegenüber saßen.

Frau Kellermanns Gesicht trug einen Ausdruck leiser Aengstlichkeit.

Salome Zeller legte die runden Arme auf den Tisch und faltete die Hände ineinander. Eine Herbheit, die sie älter aussehen ließ, lag über ihrer ganzen Erscheinung.

„Ich werde zum ersten und einzigen Male davon sprechen," begann sie. Ihre Lippen zuckten dabei unmerklich. „Wenn Sie mich nicht begreifen können, gehe ich in eines der Londoner Spitäler. Ich weiß, daß ich das kann, ich habe mich umgesehen."

Dann erzählte sie weiter, wie alles gekommen und wie sie alles sah. Sie hatte knappe, karge Worte. Nur einmal schob sie die Arme tiefer über den Tisch herein, ihr Blick leuchtete auf, und ihr Gesicht gewann einen Ausdruck fast der Verklärung. Das war, als sie die Worte sprach: „Ich wollte etwas haben, das von nun an meinem Leben Wert und Inhalt geben sollte. Das habe ich jetzt. Es kann mir nichts mehr geschehen, was mir mehr wird als das."

Auf den glatten Wangen der Frau Kellermann kam und ging während Salomes Erzählung die Farbe, als ob sie sich für die andere schämte. Jetzt sagte sie mit ernsthaftem Kopfschütteln: „Das ist nicht recht.

Das hätten Sie nicht tun sollen. Das hätte nicht in meinem Hause vorkommen dürfen."

Salome erschrak. Sie zog die Arme vom Tisch zurück, stand auf und machte Miene zu gehen, während ihre Augen noch groß und mit dem Ausdruck der Ueberraschung auf der Frau hafteten.

Da faßte diese vielleicht ein plötzliches Mitleid. „Bleiben Sie nur!" sagte sie beschwichtigend. „Setzen Sie sich nur wieder."

Eine weiche Stimmung befiel die alte Dame; sie erinnerte sich plötzlich ihrer eigenen Liebesgeschichte.

„Jede andere," begann sie wieder, „würde ich aus dem Hause geschickt haben. Aber Sie — sind ein tüchtiges Mädchen und fleißig und ordentlich. Und — und in dieser Zeit seines Lebens ist der Mensch nicht ein voller Mensch. Die Liebe ist eine so — große Gewalt, daß sie die Grenze zwischen Gut und Böse verwischt, daß — —"

„Ich bin keine Sünderin," unterbrach sie Salome hart. „Ich habe von Anfang an gewußt, was ich tue, und ich werde die Verantwortung tragen ganz allein und ohne Hilfe."

Die Frau achtete des Einwandes nicht. „Sie sind ein tüchtiges Mädchen," wiederholte sie. „Und — — es ist gut, daß Sie mir gleich und ehrlich die Wahrheit gesagt haben. So bleiben Sie bei mir im Hause, solange es sein kann. Bleiben Sie nur."

„Ich werde Ihnen nicht beschwerlich fallen," sagte Salome. Sie hatte sich wieder gesetzt. Und nun sprach sie mit einer leiseren Stimme von allem, was in ihr vorgegangen. Sie sprach ganz zu sich selbst, als sei sie plötzlich in Schlummer gefallen und verrate, im Traum sprechend, ihre innersten Gedanken. „Das, was ich erlebt habe, war etwas so Schönes, wie ich es zu erleben in meinem Stande nie hätte

hoffen dürfen. Nun habe ich meines Lebens Zweck eigentlich beinahe erfüllt und werde fortan nur noch in Erinnerungen leben."

Ihre Worte rührten die Frau. Sie tätschelte ihr die Hand und kramte in eigenen Lebensschätzen: „Ich weiß wohl, Kind — weiß wohl — habe doch auch meine Liebesjahre gehabt." Der Drang, die Mutter zu spielen, der in jeder Frau liegt, erwachte in ihr. Sie gefiel sich in der Rolle einer Beschützerin, fand gute Worte und wußte, von Wirklichkeiten redend, manchen kleinen Rat. Am Ende schieden sie in gutem Einvernehmen.

Am anderen Tage begann Salome ihr Leben nach einer bestimmten Richtschnur. Wenn es möglich war, so arbeitete sie noch mehr als früher. Sie bewies ihren praktischen Sinn und ihre Zielbewußtheit, indem sie mit ihrem Prinzipal Rücksprache nahm und sich besonders bezahlte Arbeit nach Hause erbat. Mit festem und klarem Blick bemaß sie ihre Zukunft und legte sich zurecht, was sie dafür benötigte. Sie verhehlte sich nicht, daß sie eine schwere Last auf sich genommen, aber sie war fröhlich bereit, sie zu tragen, und wußte auch, daß sie sie tragen würde. Sie sparte und sorgte und machte Pläne. Von zu Hause ließ sie sich Zeitungen kommen. Dann trat sie in schriftlichen Verkehr mit einer Bauernfamilie in einem kleinen Dorfe droben hinter den Seehügeln von St. Felix, deren Adresse sie in diesen Zeitungen gefunden. Manchmal saß sie bis tief in die Nacht und nähte. Kleine Leiden kamen, die ihr fremd waren und sie überraschten. Sie trug sie willig. Ja, sie gewährten ihr eine seltsame Freude, denn sie sagte sich, daß sie nur der Anfang vieler Ungelegenheiten seien, die ihr zu tragen bestimmt, und sie war es zufrieden, ihre Tage des Erduldens angetreten zu haben.

Sie war nie unter die Leute gegangen, hatte keinerlei Freundschaft geschlossen. Nun aber zog sie sich vollends in sich selbst zurück. Alle die gewaltige und schlackenlose Liebe, die sie Heinrich Hirzel gegeben hatte, warf sich dabei auf etwas, was noch nicht da war, was sie nur geheimnisvoll in sich leben und wachsen fühlte.

So war Salome in diesen Tagen ein gegen Fremde herbes, verschlossenes und darum mit mehr Groll als Gefallen betrachtetes Menschenkind, dessen fast eigensinniger Fleiß allein jedermann Bewunderung abzwang.

Ganz selten quälte sie eine leise, stille Furcht. Frau Kellermann, ihre Hausfrau, war freundlich und gut zu ihr wie immer. Vielleicht hatte sie mehr als früher einen mütterlich überlegenen Ton, der zuweilen fast etwas Gönnerhaftes bekam. Vielleicht war auch manchmal, wenn es eben die Laune wollte, eine kleine Ungeduld, eine leise Empfindlichkeit Salome gegenüber in ihrem Wesen, die sie früher der Mieterin nicht gezeigt haben würde. Aber es war etwas so Verborgenes, daß nur ein scharfes, mißtrauisches Ohr aus dem Gewöhnlichen und Friedlichen diesen ungewöhnlichen Beiklang heraushören konnte. Und doch hörte ihn Salome. Sie schalt sich selbst mißtrauisch, aber indem sie merkte, daß sie es war, bangte ihr zuweilen, sie möchte es auch gegen andere Menschen werden, und sah sie ahnend aus nichts, aus ihrem eigenen Innern einen Schatten wachsen.

5

Es war ein Tag in einem frühen Frühjahr und eine Landschaft der Nordostschweiz. Gefrorene und von Reif bedeckt gewesene Ackerfurchen bräunten sich

und wurden weich unter einer heißen, dem Mittag nahen Sonne. Dunkle, lehmige Wege lagen, von Räderspuren und Fußabdrücken aufgerissen, zwischen grünenden Wiesen. Nah und ferner und ferner noch standen Tannenwälder in der Landschaft, schwarz, aber schon wie von einem geheimnisvollen Wachsen und Treiben durchsaftet. Hinter diesen Wäldern herauf wölbte sich der von Sonne heiße, blaue Himmel. Wärme und Kühle zugleich lagen über der Landschaft, denn in die Glut des vom Himmel brechenden Lichtes strich manchmal ein frostiger Luftzug, der noch an Firnen und unweit an späten Schneeresten sich gekühlt haben mochte. Vor allem aber war eine köstliche Reinheit in der Luft und eine Weithörigkeit, so daß oft aus Fernen und Unsichtbarkeiten ein Hundegebell oder ein wanderndes Läuten, einmal selbst der singende, sehnende Klang einer Trompete hörbar wurden.

Auf einem der braunen Feldpfade stand Salome Zeller mit ihrem Knaben auf dem Arme; stand eben still, nachdem sie bisher von dem kleinen Bahnhof Feldstetten aus tapfer landein geschritten war. Drüben hinter der nächsten Waldecke sah sie zwei weiße, rotdachige Häuser des Dorfes hervorschauen, das sie aufsuchen wollte. Nun, da sie ihr Ziel so nahe vor sich sah, hatte sie auf einmal keine Eile mehr. Auch wurde ihr das Kind schwer, das sie in seinem Kissen trug. Es rührte sich, seit sie den Bahnhof verlassen, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Salome blickte weghin und wegher. Niemand war zu sehen. Es war Sonntag. Da saßen die Bauern in ihren Häusern.

Salome setzte sich auf einen Straßenrandstein und reichte dem Kinde die Brust. Die Sonne schien auf sie nieder, als ob sie einen warmen, schützenden Mantel um sie würfe. Salome empfand eine ähn-

liche Wärme, wie sie ihr über Schultern und Rücken strömte, in ihrem Innern. Sie wallte dem kleinen Körper entgegen, der an ihrer Brust lag. Salome war so glücklich. Das kam ihr von ihm, das alles, ihm, mit dem sie jene Tage gelebt hatte!

Sie wußte noch jede Einzelheit von damals, hatte sich jede schon hundertmal wieder vor Augen gerufen, während sie im Spital gelegen hatte, und in der letzten Zeit bei Frau Kellermann und auf der Reise.

Das Kind schlief ihr ein. Sie knöpfte ihr Kleid zu. Aber sie blieb sitzen. Wirklichkeiten unterbrachen die traumhaften Erinnerungen. Ja, auf der Reise! Und in der letzten Zeit drüben! Es hatte niemand ihr Geheimnis erfahren. Niemand. Sie hatte bis zuletzt gearbeitet. Dann war sie ins Spital gegangen. Und gleich nachher hatte der Prinzipal sie wieder genommen. Nicht gefragt hatte er. Da drüben fragten sie nicht nach dem, was man nicht sagen wollte. Und jetzt — jetzt brachte sie das Kind zu den Leuten, mit denen sie von England aus alles abgemacht hatte.

Es war nicht leicht! Die fremden Menschen, zu denen sie auf dem Wege war — wer wußte, was ihrer bei ihnen wartete? Und dann — manchmal meinte sie — sie *könnte* den Kleinen nicht weggeben. Aber — aber sie verlor ihn ja nicht, wollte schon Wege finden, ihn manchmal zu sehen. Dann würde in nächster Zeit auch so viel Neues auf sie eindringen. Sie würde die Eltern wiedersehen und — und die Hirzels, und die Stelle antreten, für die der Vater ihr gesorgt hatte, so ein rechtes Lebensbrot, um das manches Mädchen ihres Standes sie beneiden würde. Die Wirklichkeiten verdrängten die Erinnerungen. Der Verstand bekam mehr Arbeit als das Herz. Salome saß aufrecht und mit klaren,

mutigen Augen auf ihrem Stein. Die Sonne streichelte noch immer ihr junges Gesicht und die runden Arme, um welche sich knapp der Aermel des dunkeln Kleides spannte.

Nach einer Weile wurde das langsame Rollen eines nahenden Wagens hörbar. Da erhob sich Salome, damit sie nicht nach ihrem Wege gefragt werde. Sorgfältig schreitend, um das Kind nicht zu wecken, setzte sie ihren Weg fort. Ein Stück hinter dem Walde erreichte sie das Dorf Feldstetten. Es bestand aus weißen, unregelmäßig durcheinander gebauten, freundlichen Häusern, die große, tief herabreichende Dächer und ein paar Blumen auf den Fensterbrettern hatten. Gehegte Gärtchen lagen vor jedem Haus, daneben ein stattlicher Düngerhaufen. Sie fragte einen Knaben, der ihr begegnete, nach dem Hause des Jakob Pfister, und er wies sie auf ein kleines Gebäude in einer Seitengasse. Es hatte eine grüne Tür mit einem Messingknopf und grüne Läden, war nur einstöckig, aber die braune Holzscheune war daran angebaut. Vor der Scheune lag der Dünger; vor dem Hause und neben der Haustür beginnend, war der kleine viereckige Garten angelegt, in welchem einige frühe Blumen standen und der von einem Zaun von gleichem Grün wie die Läden und Haustür geschützt war. Das Haus machte einen schlichten, sauberen Eindruck, die Fenster glänzten und die Pflastersteine vor den zwei Haustürstufen waren frisch gekehrt.

Salome hatte das erwartet. Jakob Pfister, der Mann, war auch in seinen Briefen schon ihr als ein ordentlicher, verständiger Hausvater erschienen. Sie öffnete die Tür und sah im Eintreten, daß man aus ein paar Nachbarhäusern nach ihr Ausschau hielt.

Der weißgetünchte Flur, in den sie kam, führte an eine halboffene Tür, hinter welcher das Klappern

von Geschirr hörbar war. Auf ihr zweimaliges Klopfen trat Frau Seline Pfister, die Bäuerin, heraus und auf sie zu. Sie war eine schmächtige Frau mit großen, etwas bekümmerten Augen. Da sie im braunen Sonntagsstaat war, hatte sie die große Schürze noch mit einem Tuche schutzbarer gemacht und das Kleid hochgesteckt und hielt den Teller, den sie eben trocknete, mit sorglichen Händen, damit die nur wenig zurückgestreiften Aermel ihres Kleides nicht naß würden.

„Ach herrje," sagte sie. „Sie sind es, Jungfer Zeller? Wir haben immer gewartet, daß Sie uns den Zug melden würden, mit dem sie kämen."

Es lag Freundlichkeit, aber auch eine zögernde und prüfende Zurückhaltung im Wesen der Frau. Dann zwang sie die Neugier, das zuerst zu sehen, was ihr am meisten am Herzen war. Sie hob den Schleier vom Kissen des Kindes und sah ihm ins kleine Gesicht.

„Es hat eine weite Reise gehabt, das arme, kleine Ding," sagte sie mit einer Zärtlichkeit, in der sich ihr Gefallen und die Freude über die Erfüllung eines Wunsches verrieten. Dann stellte sie hastig den Teller beiseite, ordnete ihr Kleid und nahm die Schürze ab.

„Kommen Sie nur," lud sie Salome ein. „Der Vater ist in der Stube."

Sie führte den Besuch in einen niederen, freundlichen und von Sonne warmen Raum, durch dessen viele Fenster Salome das Gärtchen sah. Auf einer der Wand entlang laufenden Bank saß ein dicker, bartloser Mann in weißen, blanken Hemdärmeln und schlief. Er hielt die Hände über den Magen verschränkt, und der kahle Kopf war ihm auf die Brust gesunken.

„Wach auf, Vater," sagte die Frau und entschuldigte den Mann bei Salome, da er gewohnt sei, Sonntags nach Tisch sein Schläfchen zu machen.

Jakob Pfister ermunterte sich indessen und erkannte, was vorging.

Salome sah, daß er freundliche Augen hatte.

„So sind Sie gekommen?" sagte er und lud sie ein, Platz zu nehmen.

In Hut und Jacke, wie sie war, setzte sie sich.

Pfister stützte die Arme auf den Tisch und begann in der umständlichen und ein wenig bequemen Weise dicker Leute zu reden. Eigentlich sei brieflich das Nötigste gesagt worden, aber — sie, er und die Frau, würden das Kind nicht genommen haben, wenn sie nicht den Eindruck gewonnen hätten, daß sie es mit einer ordentlichen Person zu tun hätten. „Wir sind nicht mehr jung, Jungfer Zeller," fuhr er fort. Dann erzählte er, sie hätten eine Tochter gehabt, die ihnen zwei Enkel geschenkt, nun aber mit diesen und ihrem Mann weit fortgereist sei. Die Frau sei über dem Abschied in eine Art Melancholie gefallen, und sie seien allmählich auf den Gedanken gekommen, die verlorene kleine Enkelschaft durch ein fremdes Kind zu ersetzen. Frauen wollten nun einmal etwas zu sorgen und zu lieben haben.

Während er so sprach, hatte die Frau Tränen in den Augen. Sie wischte sie sich heimlich fort und beschäftigte sich mit dem Kindlein, das sie Salome abgenommen und nun selbst auf den Armen trug.

Salome schnürte ein Gefühl des Gedemütigtseins die Kehle zu. Das leise Mißtrauen erwachte wieder, das früher der Hausfrau in Hastings gegenüber schon sich geregt: — Ob — ob diese Menschen sie heimlich verachteten? Es — es war ein erstickender Schrecken, dieser Gedanke! Aber der starke, tapfere Wille kehrte

ihr bald zurück. Sie sah, daß sie den Leuten über sich selbst Aufschluß schuldig war, wie diese ihn ihrerseits über sich gegeben. So begann sie zu erzählen, wer sie sei, aber vorsichtig, nicht verratend, in welcher Stadt ihr die Eltern wohnten, und auch frei hinzufügend: „Ich will nicht sagen, wo ich daheim bin. Wie wir es ausgemacht haben, soll das Kindchen ganz bei Ihnen bleiben. Ich will auf jede Nachricht verzichten, nur manchmal, wenn ich kann, will ich es besuchen, darf — es besuchen?"

Es war ihr, als risse sie sich mit jedem Worte ein Stück Fleisch aus dem eigenen Leibe. Das Ganze schien ihr auf einmal wie ein schmählicher Schacher um eine Ware. Ihre Stimme hatte zuletzt kaum mehr Ton, so legten sich ihr Scham und Qual wie zwei Steine auf die Brust.

Der kluge Bauer betrachtete sie immer schärfer. Er verstand besser als sie ahnte, wie es um sie bestellt war.

„Ich weiß, wie das ist. Sie haben Ursache, dafür zu sorgen, daß niemand etwas von dem erfährt, was Ihnen geschehen ist. Und doch macht es Ihnen Mühe, das Kind wegzugeben. Ich will sie auch nicht weiter ausfragen, weil — Sie mir leid tun und obgleich wir eigentlich mehr von Ihnen wissen sollten, als wir wissen."

Er hatte die Ueberlegenheit und Selbstsicherheit eines Biedermannes.

Salome war ihm dankbar, fand sich unwillkürlich zu ihm wie zu der Frau hingezogen, aber sie konnte nicht aus sich heraus. Sie setzte die Lippen zusammen. Die braunen Brauen schoben sich gegen die Nasenwurzel.

Da fuhr Pfister fort: „Das Kind soll es gut bei uns haben. Die Mutter sieht auf Reinlichkeit und versteht etwas von Kinderpflege."

„Meine Enkelein sind mir zum wenigsten immer gesund geblieben," fügte Frau Seline hinzu.

Salome kramte in einem mitgebrachten Täschchen und zog zwei Banknoten heraus. „Sie können sicher sein, daß ich das Geld regelmäßig schicke," sagte sie knapp.

Pfister nahm das für einen Beweis ihrer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, und es stimmte ihn freundlich gegen sie.

„Das ist für uns nicht die Hauptsache," erklärte er aber, und dann, als ob sie erst jetzt der Gastin volles Gastrecht einräumten, ging Frau Seline nach einer Erfrischung.

Salome legte ab und besorgte das Kleine, welches weinte. Es beruhigte sich bald, aber wie sie so über es geneigt stand, fiel ihr ein, daß sie es bald verlassen mußte; es tat ihr weh wie ein Messerstich. Die Hände, mit denen sie es wieder ins Kissen band, zitterten ihr. Sie hätte es auf ihre Arme reißen und mit ihm hinauslaufen mögen, irgendwohin. Aber die Frau kam mit Wein und Speise zurück und setzte beides vor Salome auf den Tisch. Sie war nicht hungrig, doch die Bauern, wie es so Art auf dem Lande, zwangen sie zum Essen. Frau Seline nahm das Kind wieder an sich und trug es ins Nebenzimmer. „Nachher müssen Sie sehen, daß ich vorgesorgt habe," sagte sie, zurückkommend, und begann aus Kasten und Kommoden allerlei Kleinkinderzeug hervorzukramen, das sie mit lächelndem Stolz Salome zeigte: „Das habe ich noch. Und das habe ich noch."

Jakob Pfister hatte sich neben Salome gesetzt und sprach von der Gegend, wie gesund und schön sie sei und Salome möge nur kommen, so oft sie wolle, sie werde immer willkommen sein.

Die anfängliche Fremdheit zwischen ihnen verlor sich. Bald trat Vertraulichkeit an ihre Stelle. Es

war fast erstaunlich, wie sie wuchs. Es mußte jedem der drei im Wesen des anderen etwas liegen, was ihm eine gewisse Freude an der Bekanntschaft gab. Es war warm und gemütlich in der Stube, aber nicht nur weil die Sonne in die vielen Fenster schien, sondern Salome fühlte jene unbestimmte, irgendher — aus Herzen zu Herzen quellende Wärme.

Es war lange nachher, daß ihr Blick auf die Uhr fiel, deren lauter Pendel an der Wand hin und her huschte.

„Ich muß gleich an die Abreise denken," sagte sie aufschreckend.

Nun fiel eine Erregung über sie. Vielleicht war die Ursache davon der nahe Abschied vom Kinde, vielleicht der Gedanke, daß sie jetzt heimfuhr, wirklich heim in das alte Haus über den Bögen. Sie suchte Jacke, Hut und Tasche zusammen.

„Sie müssen noch sehen, wo das Kleine schläft," sagte Frau Seline und zog sie ins Nebenzimmer.

Da stand neben den Betten der Alten mit den roten Bezügen ein niederer Korbwagen mit einem Vorhang aus gleichem Stoff. Darin lag der schlafende Knabe.

Salome trat vor ihn hin und sah auf das runde Gesichtlein nieder. Plötzlich wendete sie sich ab und nach der Wohnstube zurück. Sie setzte den Hut auf und machte sich reisefertig, brachte kein Wort heraus, sondern kämpfte mit aller Macht gegen das Weinen. Die Bauersleute wurden verlegen. Frau Seline weinte leise mit, Jakob Pfister drehte sich nach dem Fenster und schaute hinaus. Endlich empfahl sie ihnen noch einmal mit stockenden Worten das Kind, gab dann den beiden Leuten die Hand und lief rasch aus der Tür.

Jakob Pfister stand breit und mit den Händen in der Hose am Fenster und sah der Davongehenden nach.

„Das ist ein schmächtiges Jüngferlein, das,“ sprach er laut nach der Frau zurück und fuhr fort, so lange er Salome noch sehen konnte, in kurzen Absätzen seine Eindrücke wiederzugeben. „Schmächtig, aber lebhaft,“ wiederholte er. „Sie scheint zu wissen, was sie will.“ — „Und ein eigentümliches Menschenkind ist sie.“ — „Keine unordentliche Person.“ — „Ein ganz achtenswertes Frauenzimmer scheint sie.“

„Eigentlich sollte man mehr von ihr wissen, als der Fall ist,“ wendete Frau Seline wieder ein.

Da fuhr sich der Mann über den kahlen Scheitel und antwortete: „Das ist eine heikle Sache. Man kann nicht hineinstampfen wie in eine abgegraste Wiese. Und ich meine, man muß auf der Welt auch einmal etwas auf Treu und Glauben nehmen können, Mutter.“

Hinter seiner ungeschickten Ehrlichkeit verbarg sich ein seltsames Feingefühl. Salome Zeller ließ in dem Hause einen zurück, der mit herzlichem Wohlwollen an sie dachte.

Sie selber schritt indessen die Straße zurück, auf welcher sie gekommen war. Sie eilte. Die Zeit bis zum Eintreffen ihres Zuges schien ihr knapp. Ihr Inneres war aufgewühlt. Auf dem ersten Teil der Straße riß die Qual an ihr, daß sie das Kind nicht mehr hatte. Auf dem zweiten sprang ihr die Bangigkeit auf die Brust und krallte sich fest: Nun ging es heim! Wie würde da alles sein?

So erreichte sie den kleinen Bahnhof, auf dem sie den Personenzug bis zur nächsten Schnellzugsstation nehmen wollte. Mit dem Schnellzug wollte sie reisen, sie hatte sich für diesen angemeldet. Niemand sollte wissen, daß sie unterwegs ausgestiegen.

6

Der Zug fuhr von der Hügelhöhe gegen St. Felix herein. Die Lichter brannten in den Wagen; aber der Tag war noch nicht tot. Im Westen warf die sinkende Sonne noch Feuer in eine dunkle Wolkenwand, und von der fernen Glut hoben sich eine schwarze Anhöhe, ein paar hohe Bäume, ein einzelnes Gehöft in scharfen Umrissen ab. Salome Zeller saß in einem Abteil dritter Klasse des Zuges am Fenster und sah in die zwischen Tag und Nacht liegende Landschaft. Jetzt rollten die Wagen über einen Ueberführungsviadukt. Auf dem unter ihm liegenden Bahnkörper blitzten Lampen um Lampen auf.

Salomes Herz klopfte. In wenigen Minuten war sie im Bahnhof.

Daheim!

Nach so langer Zeit!

Sie hatte sich die Heimkehr einmal anders gedacht. Sie freute sich! Ja! O ja! Auf Vater und Mutter, auf das alte liebe Haus! Auf die Arbeit! Aber die Freude konnte in ihr nicht so recht frei werden. Es war da doch etwas! Bah, wer wußte davon? Das ging doch nur sie an, sie allein!

Was sie wohl jetzt taten, dort im Dorf? Mit dem Kinde?

Der Schaffner ging in diesem Augenblick durch den Wagen und forderte die fälligen Fahrkarten ein. Da fuhr ihr die Erregung in alle Glieder, der Atem wurde ihr eng. Gleich mußte der Zug halten! Sie nahm ihr Handgepäck aus dem Netz und machte sich zum Aussteigen fertig. Aber der Zug rollte noch immer. Sie setzte sich wieder und stand abermals auf und ließ sich zum zweiten Male nieder.

Noch immer rollte der Zug.

Dann wurde es heller. Sie fuhren in die Bahnhofshalle. Und jetzt! Jetzt stieg Salome Zeller aus. Ein Dienstmann nahm ihr Handkoffer und Tasche ab. Sie kramte den Schein für das große Gepäck hervor und gab ihm auch den; aber der Kopf war ihr wirr, und in den Ohren brauste ihr ein Geräusch, als rollte noch immer der Zug.

Dann ging sie inmitten der vielen Menschen, die dem Bahnhofsausgang zuströmten. Als sie sich dem Ende des Bahnsteiges näherte, sah sie den Vater und die Mutter warten. Sie erblickte sie gleich; aber unwillkürlich, sie wußte nicht warum, verbarg sie sich selbst noch unter der Menge. Der kleine Vater streckte den Hals. Sein Schnurrbart war ein wenig grauer geworden, aber er hatte noch immer die raschen, eifrigen Bewegungen und dabei das sichtliche Bemühen, durch diese niemand lästig zu fallen. Fast unverändert, ruhig und breit, stand die behäbige Mutter hinter ihm. Jetzt war Salome ihnen ganz nahe, und jetzt kam ein Sturm von Freude über sie, vor dem für einen Augenblick alle Beengung wich. Gleich darauf küßte sie Vater und Mutter. Sie nahmen sie in die Mitte. Eine Unmenge Fragen schwirrte auf sie ein über das, was zunächst lag. Wie es gehe? Wie die Reise gewesen? Ob sie sich auch gefreut habe, zu kommen?

Der Vater war der Lebhaftere. Die Mutter sah nur mit stillvergnügtem Gesicht immer wieder auf sie nieder. Salomon Zeller aber klopfte ihr alle Augenblicke auf den Rücken. Dann wieder begrüßte er mit tiefem Hutziehen einen Bekannten. In seinem Gesicht malten sich eine tiefe Rührung und ein heimlicher Stolz. Alles das lag auch in seinen Worten.

Sie beschlossen, zu Fuß nach Hause zu gehen. So konnten sie, durch die Nacht schreitend, die

von unzähligen Straßenlichtern hell war, ungestört plaudern.

„Da bist du doch endlich wieder," sagte der Vater ein paarmal. „Lange bist du fortgewesen. Eigentlich viel länger, als wir vorausgesehen hatten. Aber du wirst froh sein, daß die Fremde hinter dir liegt. Du wirst es auch schön bekommen, Sali! Gar schön!"

Und er erzählte von den Vorteilen, die Salomes Anstellung für sie haben werde.

„Jetzt sieht man erst, wie ähnlich sie dir eigentlich ist," sagte hier Frau Regula zu ihrem Mann. „Ein wenig größer wohl, aber nicht viel. Und auch so — rasch von Wesen."

Frau Zeller war es auch, die nach einer Weile die Bemerkung fallen ließ: „Der junge Hirzel ist auch schon geraume Zeit zurück. Du hast ihn ja wohl drüben ein- oder zweimal gesehen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen," sagte Salome so nebenbei. Sie war aber blaß geworden, als sie es sagte. Ihr Gesicht hatte einen Augenblick ein ganz spitzes Aussehen gehabt.

Das mußte dem Vater aufgefallen sein; denn er sagte: „Gerade gut siehst du nicht aus, Sali! Man sieht, daß du viel gearbeitet hast. Aber wir werden dich schon wieder herausfüttern, die Mutter und ich."

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Hause. Die Gemachtür tat sich auf und die Tür zur Wohnstube. Es war alles bekannt, kein Möbel verstellt, kein neues hinzugekommen. Es war Salome, als sei sie nie fortgewesen. Das Unbestimmbare kam wieder über sie, das an vertrauten Stuben haftet. Ein Gefühl des Daheimseins, der Dazugehörigkeit, des Hier-Wurzel-habens.

Die Mutter hatte vor dem Weggehen noch den Tisch gedeckt. Der stand nun an seiner alten Stelle,

und da an ihren alten Plätzen ließen sie sich nieder. Die Mutter trug auf, und als auch sie sich gesetzt, sprach der Vater das Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns in Gnaden bescheret hast.“

Er sprach es noch mit dem gleichen Tonfall seiner Stimme wie vor Jahren und hielt dabei den Kopf mit dem üppigen grauen Lockenhaar gerade so demütig wie immer geneigt. Es war merkwürdig, überlegte Salome, wie der kleine Vater so ganz derselbe geblieben war, fromm und ängstlich und gewissenhaft, voll lauter kleiner, guter Eigenschaften, als ob wie sein Körper aus fast zierlichen Gliedern, auch sein Charakter aus lauter wohlgesitteten Gaben bestände. Salome fühlte auch jetzt wieder, daß manches an den beiden Alten da neben ihr eng war und fast zum Lachen, eines aber ergriff sie tief: ihre Liebe zu ihr. Sie spürte sie aus allerhand unscheinbaren Zeichen. Wie die Mutter sie mahnte, nach der langen Reise ein Gläschen Wein zu trinken, wie sie ihr ein paar Blumen vor den Teller gestellt, wie des Vaters Blick lächelnd aufleuchtete, sobald er dem ihren begegnete, und wie er plötzlich mit einem tiefen Aufatmen sagte: „Es ist einsam gewesen hier ohne dich. Die Mutter und ich haben eben doch nichts, für was wir leben und sorgen als dich.“

Er sagte das so still vor sich hin, scheinbar ohne große Zärtlichkeit; es war nur, als ob in den Augenecken etwas nicht in Ordnung wäre, denn er wischte eine ganze Weile später da etwas fort.

Salome wühlte sein Wort die Seele auf. Seine Güte erschien ihr plötzlich unverdient. Sie verhehlte den beiden Alten etwas, während sie früher immer offen gewesen! So — so war sie — bei den guten Menschen und in dem alten lieben Raum selbst nicht mehr die alte.

Auf einmal mußte sie weinen. Sie hatte nicht Zeit, sich gegen die Tränen zu wehren. Sie brachen unversehens und in jähem Strom von ihr. Die beiden Alten erschraken. Die Mutter neigte sich über sie und wollte wissen, was ihr sei. Der Vater saß ganz verwirrt und voll Unbehagens auf seinem Stuhl.

Sie aber faßte sich ebenso schnell und sagte: „Es ist nichts, ich — ich freue mich nur so, daß ich wieder da bin." Und da ihr die sichtliche Sorge der Eltern wiederum wohltat, glaubte sie selbst, was sie sagte.

Der Abend verging dann rasch unter gegenseitigem Erzählen. Als Salome sich nach geraumer Zeit in ihr Dachkämmerchen begab, konnte sie sich noch nicht zur Ruhe legen; zu viel ging ihr noch durch den Kopf; aber das Gefühl, daß sie doch in ihrer eigentlichen Lebenszuflucht wieder angelangt sei, wich nicht mehr von ihr. Sie stellte sich ans Fenster und sah hinaus. Die Nacht war hell, aber ohne Mond. Es standen nur eine Menge Sterne an dem dunkelglänzenden Himmel, die ein ruhiges, heißes Leuchten hatten. Die Straße unten war in das rötliche Licht der Laternen getaucht. Sie konnte späte Fußgänger über das scheinende Pflaster gehen sehen, und auf dem Flusse sah sie deutlich einen weißen Schwan noch immer langsam dem Gitter seines Käfigs entlang auf und nieder schwimmen. Still und glänzend wie schwarzes Glas lag das Wasser unter dem weißen, ruhelosen Tiere.

Aus den unklar umrissenen Schattenklumpen der Häuser am jenseitigen Ufer hob sich der St. Petersturm. In der Stube des Turmwächters war Licht; es schimmerte freundlich und rot herüber. Salome war es, als leuchte ihr da in der Nacht eines Bekannten Auge freundlich auf: „Ei, bist du auch wieder da, Sali Zeller?"

Darüber wuchs der Frohmut ihres Innern, und die Stimmung ergriff sie wirklich, in die sie sich einst hineingeträumt. Sie dachte an Heinrich und an die Vergangenheit. Alles, was ihr geschehen, erschien ihr wunderbar gut. Ein heißer Strom von Liebe ging dabei von ihrem Herzen hinaus in eine Ferne. Sie stellte sich die Stube der Pfisters vor und sah das Kleine in seinem Korbe liegen. Dann tauchte Heinrichs Bild aufs neue auf. Neugier ergriff sie, wie er ihr beim ersten Wiedersehen begegnen würde, und über die frühere Empfindung hinaus, daß sie einander ganz fremd und fern sein müßten, war, ohne daß sie es ahnte, eine kleine Hoffnung in ihr, es möchte doch irgendein verstecktes Zeichen ihr beweisen, daß auch er gern an das Vergangene sich erinnere.

Endlich legte sie sich schlafen, und noch als sie sich in wohliger Mattigkeit in die Kissen streckte, klopfte ihr das Herz vor Glück, darum, daß alles so — so gut war.

Am nächsten Morgen brachte der Vater sie selbst nach der Bank, wo sie in Zukunft arbeiten sollte. Er hatte sich in seinen Sonntagsstaat geworfen, den würdigen langen Rock, der dem kleinen Mann komisch stand. Dazu saß ihm der zylinderartige Filz auf dem Kopf. Er machte ein großes Wesen daraus, daß ihm von Hirzel zwei Vormittagsstunden zur Erledigung der Angelegenheit freigegeben worden waren, und zeigte sich schon ängstlich, ob er auch rechtzeitig für die Elfuhrpost im Geschäft wieder zurück sein werde. Unterwegs ließ die Wichtigkeit ihres Ganges sie zu keinem Gespräche kommen. Jedes war erregt und hing seinen Gedanken nach. Sie erreichten das alte niedere, langgestreckte Gebäude, das zwar an einer der Hauptstraßen der Stadt gelegen war, aber in seiner Schlichtheit der Bedeutung der großen Bank

keineswegs entsprach. Andererseits flößte es gerade um seiner Einfachheit willen manchen Leuten doppeltes Vertrauen ein, und sie sagten: „Die Stadtbank gibt nichts auf den Schein, da liegt mehr in den Kassen, als aus den Fenstern sieht.“

Ueber den sandgefegten Steinboden eines langen Ganges schritt Salomon Zeller auf den Zehen der Tochter voraus und klopfte, scheu und den Hut schon in der Hand, an einer Tür, die den Namen eines der Bankdirektoren auf einer Tafel trug. Auf ein Herein, das auf sich warten ließ, kamen sie in Gegenwart eines schönen weißbärtigen Herrn, der sie freundlich empfing und sie bat, sich einen Augenblick zu gedulden. Sie standen bescheiden an der Wand, bis der große Mann an seinem Schreibtisch ein paarmal seinen Namen unter bereitliegende Schriftstücke gesetzt hatte. Dann trat jener wieder auf sie zu.

„Sie haben gute Zeugnisse,“ bemerkte er, zu Salome gewendet. „Die Engländer sind sonst nicht aufs Rühmen aus.“

Er forderte beide auf, mitzukommen, und ging ihnen über den Gang voran nach einem anderen Flügel des Gebäudes, wo die Kassenräume sich befanden. Hier führte er sie in ein Zimmer, das als Wandgarnitur eine Reihe eiserner Geldschränke trug und ein großes, von zwei Buchhaltern benutztes Doppelschreibpult in der Mitte stehen hatte. An den beiden Fenstern des Zimmers waren ebenfalls Pulte aufgestellt; das eine war von einem jungen Manne eingenommen, das andere leer und geschlossen. Salome wußte, daß das ihr Platz sein würde.

Der Direktor stellte sie und den Vater erst den beiden Schreibern am Mittelpulte vor, dann nannte er flüchtig auch den Namen des jungen Mannes am Fenster und entfernte sich wieder, nachdem er Salome

dem einen der beiden älteren Kassenbeamten, als ihm unmittelbar untergeben, empfohlen hatte. Dieser Mann hieß Johann Paul Brändli, und die goldene Brille entstellte und verhüllte den eigentlichen Ausdruck seines Gesichtes. Wenn dieses sich über die großen Bücher bog, dann war es ein ältliches, müdes, verdrießliches Schreiberantlitz mit einer tiefen Falte an der Nasenwurzel und einem großen Mund voll schlechter Zähne. Wenn aber Johann Paul Brändli in seltenen Augenblicken einmal die Brille abnahm, so wurde er zwar nicht schöner, wohl aber erschien er als ein noch junger Mensch, dessen bleiche Wangen und weiße Stirn seltsam von dem fuchsroten Schnurr- und Vollbarte abstachen und in dessen grauen Augen jene Wärme versteckt war, die gerade häßlichen Menschen oft eine Gewalt über andere gibt, weil sie als etwas in ihren Zügen und ihrem Wesen nicht Gesuchtes doppelt überrascht und fesselt.

Johann Paul Brändli übernahm, als der Direktor sich entfernt, die Rolle von Salomes Vorgesetztem. Er zeigte dabei eine trockene, geschäftsmäßige Redeweise, wie wenn er die neue Schreiberin als eine Zahl in die für sie bestimmte Kolonne setzte.

Vater Zeller drehte verlegen den Hut in der Hand und schien ungewiß, ob er gehen oder noch bleiben sollte. Als Brändli jedoch Salome, die abgelegt hatte, an ihr Pult hinüber führte und ihr dort die Arbeit zu erklären begann, trat der kleine Mann halb schüchtern, halb neugierig ebenfalls hinzu. Er betrachtete es als hohen Vorzug, daß sein Kind in dieses große Haus aufgenommen wurde, und war sichtlich voll Besorgnis, ob sowohl Salome als er selber sich auch erkenntlich genug zeigten. In übertriebenem Eifer fügte er den Erklärungen Brändlis jeweilen ein lehrhaftes und die Tochter mahnendes

„Ja gewiß, das erfordert Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit!“ oder „Gib dir nur ja recht Mühe, Salome!“ bei. Besonders schien ihn die Verantwortung zu beschäftigen, welche die Tochter mit der Stelle übernahm; denn sein Gesicht wurde immer ernster und bekümmerter, und einige Male betonte er ängstlich, wieviel Geld hier den Leuten durch die Hände gehe.

Der Kassenbeamte lächelte über seine Unkenntnis und bemerkte, vorläufig habe das Fräulein mit Bargeld recht wenig zu tun, und er sollte, wenn er solches sehen wolle, in die eigentlichen Kassenräume gehen.

Salomon aber tat einen tiefen, zitternden Atemzug und gestand: „Wir sind eben altmodische und kleine Leute, die noch nicht so viel Geld zu sehen bekommen haben und unsere Ehrlichkeit als ein besonderes Lebensgut hüten.“

Das Wort kam ihm aus dem Innersten herauf und mußte auf Brändli Eindruck gemacht haben; denn er klopfte Zeller beruhigend auf die Schulter, und für einen Augenblick leuchtete die Herzlichkeit aus seinen Zügen.

Zeller fühlte aber jetzt, daß der andere an die Arbeit zu gehen verlange und daß er lange genug geblieben sei. Er entfernte sich mit linkischem Gruß und einem stillen Nicken gegen die bereits vor einem Buche stehende Tochter. Diese grüßte fast kurz: „Ade, Vater,“ indem sie mit ihren Gedanken schon ganz bei ihrem neuen Amte war. Kräftig, entschlossen und mit aufgeweckten Sinnen trat sie dieses Amt an. Ihr ging jede Aengstlichkeit ab. Sie fühlte sich wohl, weil sie wieder zu Arbeit kam. Es kümmerte sie kaum, wer mit ihr in der Stube war. Sie achtete weder auf Brändli und seinen Kollegen, einen ältlichen, asthmatischen Menschen von gleichgültigem Aussehen, noch auf den jungen Schreiber am anderen

Pult. Sie interessierten nur die neuen Pflichten, und sie fühlte sich freudig imstande zu leisten, was von ihr verlangt wurde. Zuweilen ging ein weicher lieber Gedanke durch ihre Seele: das Kind! und — und Heinrich Hirzel. —

Einmal auch huschte ein Schatten durch ihr Inneres, unverstanden und flüchtig, als ob — — sie etwas Unersetzliches verloren. Aber das lag nur wie ein leises Ermatten zwischen der neuen Freude und war gleich vorüber.

7

Drei Tage nach ihrer Heimkehr sah Salome Zeller Heinrich Hirzel wieder. Ihr Vater fand, daß sie einen Besuch bei der Prinzipalsfamilie nicht länger aufschieben dürfe. So ging sie nach dem Mittagessen und ehe sie wieder ins Geschäft mußte, hinüber, wohl wissend, daß sie die Hirzels um diese Stunde vollzählig antreffen würde.

Der Tisch war noch nicht abgedeckt, als sie eintrat, aber die Familie hatte ihre Stühle schon hinweggerückt und hielt ihre Nachtischruhe, so zwar, daß nur der alte Herr sich zu einem Schläfchen in seinen Lehnstuhl gestreckt hatte, während Frau Anna über einer Zeitung saß und Heinrich, die Füße auf einen zweiten Stuhl gelegt, seine Zigarette rauchte. Auch hier war alles, wie Salome es von früher kannte, nur die Menschen hatten sich verändert. Die vornehme Einrichtung der Stube machte wieder Eindruck auf sie, wie sie ihr schon als Kind scheue Bewunderung abgezwungen hatte. Frau Hirzel aber war noch etwas bleicher und dünner geworden und sah in ihrem unmodischen, einfachen Kleide aus wie ein besseres Dienstmädchen. Sie erhob sich bei Salomes Eintritt zuerst von ihrem

Sessel und trat ihr entgegen. Sie hatte noch dieselbe leise, scharfe Stimme und übernahm sogleich die Führung der Unterhaltung. Langsamer zur Begrüßung waren die Männer. Der alte Herr schüttelte ein wenig ärgerlich den Schlaf ab und stand mit einem Aechzen auf, das für Salome etwas Verdrossenes hatte. Auch schien ihr, als sei der noch immer stattliche, große Mann nicht mehr ganz von der früheren eisernen Gesundheit. Es fehlte ihm etwas von der ehemaligen Straffheit, seine Wangen schienen hohl, und das eine Augenlid hing unmerklich über das Auge herein. Er hatte sich aber stark in der Gewalt, und wenn er eine gewisse Verstimmung über die Störung seines Mittagsschlafes abzuschütteln hatte, so tat er das rasch, und er und seine Frau begegneten Salome mit der etwas herablassenden Freundlichkeit, welche der Schätzung, die sie für den Vater hegten, entsprach.

Heinrich, der jüngere, hatte, was ganz natürlich schien, den Eltern die erste Begrüßung überlassen und sich im Hintergrund gehalten. Erst als eine Pause in der Unterhaltung eintrat, kam er gemächlich, groß und überlegen heran und reichte Salome die breite Hand. Er begrüßte sie, als ob er sie gestern gesehen, mit Worten wie: „So, jetzt sind Sie also auch nachgekommen? Wie war es noch drüben?"

Er machte kein Hehl aus ihrer Bekanntschaft und schien doch Salome so fern, daß sie keinen Augenblick zu lernen hatte, wie sie ihm als Vorgesetzten ihres Vaters begegnen mußte. Es ergab sich ihr vielmehr von selbst auch ihm gegenüber der etwas scheue, demütige Ton, den sie gegen seine Eltern hatte. Und doch tat ihr etwas weh, worüber sie nicht klar war, und suchte sie in seinem Wesen unwillkürlich etwas von der früheren Vertraulichkeit.

Sie fand, daß sie nicht lange zu bleiben brauchte,

da das Nächstliegende rasch gefragt und beantwortet war. Als sie sich aber bescheiden wieder entfernte, schien ihr plötzlich, als lägen Heinrichs Augen forschend und wie in zärtlicher Erinnerung auf ihr. Sie konnte zu keinem rechten Ergebnis kommen, ob sie recht gesehen, aber noch, als sie längst wieder an ihrem Pult in der Bank stand, sann sie über die Begegnung nach. Der Wunsch aber, daß sie sich in bezug auf Heinrich nicht getäuscht haben möchte, half ihr schließlich zur Ueberzeugung, daß eine Täuschung nicht möglich sei. Und wieder ging die Zeit, die gewesen war, als etwas Reiches und Köstliches durch ihre Gedanken. Wiederum auch erhob sich die kleine, störende Stimme in ihr, die ihr plötzlich dann und wann und beinahe mit Heimtücke zuflüsterte: Es ist etwas Ungerades in deinem Leben. Wenn doch noch alles wäre wie — in der Kinderzeit! Die Stimme verhallte wieder wie das widrige Kläffen eines Hundes und wurde rasch wie ein solches vergessen. Die Arbeit nahm Salome auch völlig in Anspruch. Es gab viel ihr Neues zu lernen, aber sie hatte eine leichte Auffassungsgabe, und ihr Vorgesetzter Johann Paul Brändli rühmte hinter ihrem Rücken erstaunt: „Das ist ein tüchtiges Mädchen. Merkwürdig geschickt fängt sie alles an und leistet jetzt nach ein paar Tagen schon mehr als ihr Vorgänger nach einem halben Jahre."

Die Arbeit war es auch, die nun für Salome Zeller eine friedliche und sie befriedigende Zeit brachte. Mit heiterem Sinn begann sie morgens ihr Tagewerk und kam ganz voll von dem, was ihre Aufgabe war, nach Hause zurück. So sehr interessierte sie sich für alles, was zu dem Geschäfte, in welchem sie angestellt war, in Beziehung stand, daß sie für ihre eigenen Angelegenheiten wenig Gedanken hatte. Wohltuend empfand sie jedoch auch den Frieden der Feierabende

bei den Eltern. Besonders wuchs in diesen Tagen ihre Hochachtung vor dem Vater. Erst jetzt vielleicht reifte ihr völliges Verständnis heran für die Ehrenhaftigkeit und die tiefe, starke Frömmigkeit, die in seinem Charakter lagen. Seine kleinen Schwächen änderten an der Tatsache nichts, daß er ein Biedermann war. Salome bemerkte wohl auch jetzt, daß manche Menschen ihn und seine Glaubensgenossen und Sektenbrüder mit spöttischem Lächeln ansahen. Sie selbst empfand manches an der Religionsbetätigung der Eltern als übertrieben und lächerlich, aber nach und nach zwang ihr die Aufrichtigkeit und der Ernst, mit dem jene und ihre Freunde glaubten und Gott in ihrer Weise dienten, so viel Achtung ab, daß sie das Lächeln verlernte. Sie begann sich allgemach selbst im Kreise der Stundenbrüder wohlzufühlen. Es waren freundliche, einfache Menschen, welche unter sich eine stille, hilfreiche Freundschaft pflogen. Sonntag für Sonntag besuchte Salome mit den Eltern die hübsche Kapelle, die sich die Sekte an einer Hauptstraße eines der Außenquartiere erbaut hatte, und was ihr im Anfang innerlich zuwider gewesen, wurde ihr zu lieber Gewohnheit. Es lag für sie in dem Gottesdienst, der viel Gesang, Orgelspiel und stilles Gebet enthielt, und in der Nähe der gütigen Gemeindegenossen eine große Beruhigung. Sie erschien sich hier merkwürdig geborgen, und nie regte sich in dieser Umgebung die kleine, fremde, schmerzende Stimme einer Reue und eines Bangens.

Von Zeit zu Zeit begegnete ihr Heinrich Hirzel immer wieder, einmal im Hause auf der Treppe, einmal auf der Straße, wieder einmal in der Stube der Eltern, wo er den Vater gesucht und sie allein getroffen hatte. Er war freundlich zu ihr, und wenn auch äußerlich sein Wesen das überlegene, fernhaltende

blieb, das er am ersten Tage gezeigt hatte, so wurde ihr dabei doch zur Gewißheit, daß er ihr Bild in sich nicht so rasch und völlig auszulöschen vermochte, wie er vielleicht gemeint hatte; denn zuweilen war seine Stimme weich, und manchmal fühlte sie, wie sein Blick ihr lange folgte.

So ging die Zeit. Das, was nach Salomes Heimkehr neu gewesen, wurde allmählich zur Alltäglichkeit. Ihr Leben bekam eine gewisse Regelmäßigkeit und ließ ihr freie Stunden. In diesen war es, daß sie zuerst die Stimme einer Sehnsucht in sich vernahm, die, während sie geschäftig und von allerlei neuem eingenommen gewesen, nicht hatte laut werden können. Sie dachte an ihr Kind. Eine merkwürdige Unruhe ergriff sie. Sie empfing keinerlei Nachricht von den Pfisters. Wohl hatte sie selbst es so gewollt, aber es machte ihr jetzt Kummer. Wie — wie hatte sie das tun können? Sie sagte sich, daß die Vorsicht, die Furcht vor Entdeckung sie dazu gezwungen. Aber das Heimweh schwieg nicht mehr.

Wenn das Kind krank war?

Allerlei Schreckbilder begannen sie am Tage und des Nachts zu verfolgen.

Dann dachte sie an die Zeit, da sie ihren Knaben gepflegt. Sie sehnte sich nach dem Glück dieser Pflege.

Neben diesen Empfindungen des Heimwehs bedrängte der Gedanke sie wieder mehr, daß sie etwas vor allen Menschen heimlich hielt. Sie mußte, wenn der Vater sie anschaute, unwillkürlich den Blick senken, und wenn die Mutter sie hier und da neckte, daß sie jetzt in die Heiratsjahre komme, fühlte sie, wie ihr das Blut heiß zu Kopfe schoß und wie eine Angst vor jeder Frage sie packte, welche die Mutter noch stellen könnte. So war sie nicht immer glücklich um diese Zeit. Aber das schlimmste war die Unruhe um das Kind.

Eines Tages begann sie zu grübeln, wie sie es anstelle, um nach Feldstetten zu kommen, überhaupt unauffällig zuweilen hingelangen zu können. Einmal mit der Möglichkeit eines Ausweges vertraut, faßte sie die abenteuerlichsten Pläne. Einer aber schien ihr schließlich gut. Sie wollte den Eltern erzählen, daß in Feldstetten eine Bekannte aus England wohne, ein Mädchen, das sie dort getroffen, und die jetzt zurückgekommen sei. Der Vater und die Mutter gingen nie fort, konnten also die Wahrheit dessen, was sie sagte, nicht prüfen, würden auch keinen Verdacht schöpfen!

Plötzlich, während sie so ihren Plan ausspann, erkannte sie, daß sie eine neue Lüge ausheckte, um eine alte Lüge zu verdecken. Sie erschrak furchtbar und ging einige Tage so gedrückt und mit so krankem Gesicht einher, daß die Eltern ängstlich wurden und sie fragten, was ihr fehle. Da war sie entschlossen, lieber an dem Heimweh zugrunde zu gehen, als den beiden guten, alten Menschen eine neue Unwahrheit vorzugaukeln.

Tage und Wochen verrannen wieder.

Salome hatte den Plan in sich töten wollen, aber er lebte noch. Er kam immer wieder, und seine Ausführbarkeit schien ihr leichter, je mehr sie überlegte. Es kamen die Entschuldigungen, die jedem Fehltritt vorausgehen. Niemand tat es weh, wenn sie die Ausrede brauchte, um zu ihrem Kinde zu gelangen! Derartige kleine gesellschaftliche Notausflüchte gebrauchten doch die Menschen unter sich alle Tage! Der Plan war wirklich nicht so übel! Ja, er war sogar ganz gut! Sie mußte fast lächeln, wie gut und glaubhaft alles war. Ach — und auf einmal eines Tages würde sie auf dem Wege zu ihrem Kleinen sein!

Eine Welle von Freude quoll in ihr auf und schlug über sie hin.

Von da an war der Plan wieder fest in ihr. Sie bangte nur noch ein wenig vor der Ausführung. Ein paarmal, während sie bei den Eltern am Tische saß, nahm sie einen Anlauf, um ihr Märchen zu erzählen, und jedesmal fühlte sie, daß sie erröten würde, und wagte es nicht. Aber eines Sonntags waren sie in gemütlichem Gespräch beisammen, bis der Tag aus dem Zimmer ging. Die Mutter wollte Licht machen, aber der Vater meinte, es plaudere sich besser im ungewissen Dämmerlicht. Da lenkte Salome die Rede auf ihre Englandszeit und hatte Mut und flocht so zufällig die Geschichte mit ein, als ob sie ihr eben einfalle: Ach ja, da sei auch noch das Mädchen ihres Alters, mit der zusammen sie drüben manchmal an Sonntagen ausgegangen. Die sei jetzt zurückgekommen, und die müßte sie eigentlich einmal besuchen.

Das sollte sie doch, stimmte der Vater sogleich zu. Das wäre hübsch für sie, die ohnehin in der Stadt wenig Umgang habe. Und Feldstetten sei ja auch gar nicht weit.

Auch die Mutter war einverstanden.

Salome hatte auf einmal, was sie wollte. Es war gar nicht so schwer gewesen. Ihr Gesicht blieb kühl, nun sie sicher war, daß in der steigenden Dunkelheit niemand ein Erröten bemerken konnte. Und das Gewissen schwieg, weil die Freude im Herzen so laut war.

8

Es war ein Sonntag im Frühsommer. Ein feiner Regen regnete einen Sturm aus, der vorher über die Umgegend von Feldstetten niedergegangen. Auf derselben Straße, auf welcher sie vor Monaten mit ihrem

Kinde angekommen war, schritt Salome Zeller wiederum dem Dorfe zu. Wieder war diese Straße von Räderspuren und Fußstapfen zerrissen, aber sie war noch schlammiger als damals, und Salome ermüdete, während der aufgeweichte Boden bei jedem Schritt den Fuß festhielt. Eine schwere Wärme herrschte. Der Sturm hatte keine Kühlung gebracht. In den Bergen drückte der Föhn, und Wellen seines Atems schlugen herunter ins Tal. Aber die Wiesen und der nahe Wald strotzten von Kraft. Salome meinte das Wachsen und Drängen sehen zu können, so üppig und hoch stand das grüne Gras, und so schwank und saftig wiegten sich die Aeste der Tannen. Der Regen sprühte in feinen, nebelhaften Tropfen, und das Gras nahm ihn auf und hing noch von der Nässe schwer, welche der Sturm über die Felder geworfen, aber es bog sich nicht, sondern ließ seinerseits wieder klare, große Tropfen von stolzen Halmen zu Boden gleiten. Dasselbe Spiel der Tropfen war im Walde, den Salome erreichte. Dann lag Feldstetten wieder vor ihr.

Sie kam um dieselbe Stunde an wie das erstemal. Der Feiertag hielt die Menschen noch in den Häusern; die Straßen waren leer. Aber plötzlich fiel Salome ein, daß sie die Pfisters nicht zu Hause finden könnte. Das Herz klopfte ihr. Das Haus lag so still da, als sie jetzt darauf zuschritt! Es war denkbar, daß die Leute fort waren. Sie konnten — wer wußte es — ganz fortgezogen sein! Wer konnte wissen, was sich im Leben ereignete? Und sie — Salome — hatte kein Recht auf Nachrichten gehabt.

Vor Angst begann sie zu zittern und erreichte auf unsicheren Knien die Haustüre. Aber als sie diese auftat, hörte sie einen kleinen Kinderschrei. Ihre Stimmung wechselte zu heißer Freude und dann ebenso plötzlich wieder zu ängstlicher Befangenheit. Wie

würden die Pfisters sie aufnehmen? Vielleicht kam sie ihnen ungelegen!

Sie durchschritt den Flur. Wie das erstemal stand die Küchentür offen, und sie sah auch, daß die Frau wieder an ihrer Arbeit des Geschirrabwaschens gestanden haben mußte.

Da kam Frau Seline eben aus der Wohnstube, den Rock noch aufgeschürzt, die Schürze vorgebunden. Sie war überrascht, wie es niemand lieb ist, wenn fremde Menschen ungehört und plötzlich im Hausflur stehen, aber ihr schmales Gesicht wurde gleich freundlich.

„Wir haben die Haustür nicht gehen hören," erklärte sie, und dann: „Es hat eben geschrien, das Kleine; da bin ich hineingegangen."

Und sie erzählte weiter, indem sie Salome in die Wohnstube treten ließ, ein kluges, kleines Ding sei das Kind, wisse schon ganz genau, was es wolle, möchte nur immer sie um sich haben und rufe sie herbei wie eben, ohne daß ihm das Geringste fehle. Ihre Worte zeigten, wie sehr sie und der Pflegling schon aneinander gewöhnt waren.

Salome kam sich fremd vor und aus lieben Rechten verstoßen. Sie verstand die Empfindung nicht deutlich, aber sie war in ihr und beengte sie, während sie jetzt vortrat, um Hans Jakob Pfister zu begrüßen, der sich von seiner Bank erhob gerade wie an jenem Tage, als sie zum erstenmal gekommen war. Er aber war von einer herzhaften, wohltuenden breiten Freundlichkeit.

„Das ist recht," sagte er mit einem bekräftigenden Kopfnicken, „das gefällt mir, daß Sie wiederkommen, Jungfer Zeller."

„Gewiß," sagte Salome erstaunt, „wie sollte ich nicht?"

Darauf verdeutlichte er: „Eine leichtfertige Mutter käme nicht zu ihrem Kinde zurück."

Salome bekam ein heißes Gesicht, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie konnte nichts sagen. Aber er merkte, daß er ihr weh getan hatte, wurde nun seinerseits verlegen und gab sich doppelt Mühe, gut zu ihr zu sein. Er nahm ihr Hut und Tasche ab.

Inzwischen plauderte in seinem Korbwagen das Kind. Salome hörte die kleinen, unverständlichen Laute, die wie fallende Wasserperlen klangen. Da riß es sie an das Bettchen hinüber, und sie warf sich daran nieder und weinte.

Frau Seline wendete sich mit einer sanften Mißbilligung an ihren Mann: „Du hättest das nicht sagen sollen."

Ihm trieb die Verlegenheit den Schweiß hervor.

Die zwei guten Leute standen nebeneinander und schauten auf das weinende Mädchen.

Das Kind sah mit großen, graublauen Augen erschreckt ins Leere. Dann verzog sich der kleine Mund, und es begann ebenfalls zu weinen. Da mußte Frau Pfister hinzu und es trösten. Salome aber kam sich erst recht hilflos und verstoßen vor, als jene es tat, und sie sah, wie das Kleine unter dem leisen Zuspruch der Frau sich wieder beruhigte. Sie setzte sich auf die Wandbank, war bleich, und es fröstelte sie aus innerer Armut.

Da geschah es nun seltsam, daß fast wider Willen nach und nach, vielleicht im Verlauf einer Stunde, sie eine von innen und außen sie überströmende Wärme zu fühlen begann. Die Pfisters mochten eine Ahnung haben, was in ihr vorging, denn sie wußten ihr langsam über ihr Einsamkeitsgefühl hinwegzuhelfen. Es widersprach ihrem offenen Wesen, daß jemand, der bei ihnen zu Gast war, sich nicht wohl und zu Hause fühlen sollte. Ihre vertrauliche Art des Redens machte aber heimisch. Sie erzählten, daß eine große

Neugier im Dorf gewesen sei des Kindes wegen, sie hätten da allerlei zu hören bekommen, Gutes und Böses; aber sie kümmerten sich nicht um die Meinung der Leute, seien eben zwei Stille, die gern für sich blieben, und die jetzt eigentlich nichts zu wünschen hätten, nachdem sie mit dem Kinde ein so vergnügliches Großleutespielzeug gewonnen. Der Mann war der Gesprächigere von beiden, so aber, daß er keineswegs eine unmännliche Redseligkeit zeigte, sondern alles langsam und gelassen und mit der Ueberlegenheit eines Menschen sprach, der seinen eigenen Wert kennt. Die Frau fügte nur zuweilen ein Wort oder ein Nicken des Beifalls zur Bekräftigung ein, und bei jedem kleinen Anlaß stieg ihr das Wasser in die Augen. Unterdessen hatte das Kind, das Frau Seline in den Korbwagen zurückgelegt hatte, sein zufriedenes Plaudern wieder angehoben. Wie eine kleine, stille Musik klang die Stimme, die noch nicht Worte, sondern nur Laute zu geben vermochte, neben denen der drei Erwachsenen hin, jetzt zum Murmeln herabsinkend und jetzt zu einem kleinen Schrei sich erhebend. Zugleich hatte draußen der Regen aufgehört, und eine bleiche Sonne stahl sich manchmal ins Zimmer, eine geheimnisvolle Helligkeit, die keine scharf umrissenen Strahlen hatte, sondern nur verstohlen in weißen, freundlichen Lichtern jetzt eine Stelle am Boden, jetzt den Wagen des Kindes, jetzt die weiße Täfelwand des Zimmers beleuchtete.

Eine tiefe Ruhe des Gemüts ergriff Salome allmählich. Sie rückte dem Bett des Knaben wieder näher und hatte zum erstenmal Muße, sein Gesichtlein näher zu betrachten. Er hatte blonde Haare. Seine Wangen waren weiß und zart und durchsichtig wie ein Weißrosenblatt. Etwas ganz Köstliches aber war der plaudernde, zuckende kleine Mund, dessen

Lippen sich hoben und senkten wie Wasser, das aus einem Kelche steigt und überquillt. Sie streckte die Hand nach der winzigen Faust, die auf das Deckbett hämmerte, und die Fingerchen umschlossen ihren Zeigefinger und hingen daran fest. Und plötzlich verzog sich das runde Antlitz, und es flog etwas darüber, was wie leise Sonne war. Das Kind hatte gelächelt.

Da überströmte Salome Zeller ein solches Glücksgefühl, daß sie aufspringen und vor Freude laut hätte jauchzen mögen. Aus der Ueberfülle ihres Herzens drängte sich ihr den Pfisters gegenüber das Geständnis auf die Lippen, wie wohl sie sich bei ihnen fühle, und wie gern sie oft wiederkommen möchte. Einmal war ein mächtiges Verlangen in ihr, ihnen alles zu sagen, was in ihrem Leben war. Aber eine tiefe, innere Scheu nahm ihr die Worte vom Munde weg.

Die Zeit des Beisammenseins verging aber allen im Fluge, und als Salome wieder gehen mußte, wußten sie, daß etwas wie Freundschaft zwischen ihnen ersprungen war.

Hans Jakob Pfister ließ es sich nicht nehmen, Salome nach dem Bahnhof zu begleiten. Er sah gut aus, als er in seinem schwarzen Feiertagsrock und dem steifen Hut auf dem kahlen Schädel neben ihr ging, ein wenig wie ein Lehrer vom Lande oder eine dörfliche Magistratsperson.

Salome bemerkte wohl, daß die Neugier der Dorfbewohner wieder wach war, aber Pfister kümmerte sich nicht darum. In ruhiger Unterhaltung mit ihr schritt er an ihrer Seite und hieß noch am Bahnhofe sie mit einer Herzlichkeit bald wiederkommen, die etwas Väterliches hatte.

Das Rollen des Zuges warf Salome in Gedanken, die zuerst ein friedliches Nocheinmaldurchleben der

Stunden im Pfisterhause waren. Aber bald verwandelten sie sich in Gewissensunruhe. Es fiel ihr ein, daß sie einer neuen Lüge entgegenreiste, einem ganzen Gespinst davon; denn sie mußte ja zu Hause eine Schilderuug ihres Besuches geben, die weit ab von der Wirklichkeit war! Sie schüttelte sich. Herrgott, wie schlecht sie war! Scheu sah sie sich im Wagen um, den eine Menge Menschen mit ihr teilten. Wenn die wüßten! Wenn die wüßten!

Eine alte freundliche Frau, die ihr gegenübersaß, begann ein Gespräch mit ihr. Sie merkte, daß sie Gefallen an ihr, Salome, fand. Wenn sie wüßte, dachte sie, wenn sie wüßte!

Je näher sie St. Felix kamen, um so heftiger klopfte ihr Herz. Dann arbeitete ihr Geist angstvoll an dem, was sie zu Hause erzählen wollte, und spann das Märchen so fein zusammen, daß sie sich selbst über seine Glaubhaftigkeit wunderte.

Sie erzählte dieses Märchen zu Hause. Daß sie die Bekannte getroffen, und wie nett sie sei, und was für rechtschaffene Eltern das Mädchen habe. Dabei schilderte sie ganz das Pfistersche Haus und die zwei alten Leute, dichtete ihnen nur die Tochter an, die sie nicht hatten. Indem sie aber so Wahrheit und Lüge verspann, erleichterte sie sich selbst das Lügen und glaubte in einer Art von Taumel selber, was sie sagte.

Und als nun alles wieder erzählt und geglaubt war und daraus sich ihr die Möglichkeit zeitweiliger Besuche in Feldstetten ganz natürlich ergab, wurde sie von einer fast übermütigen Freude erfaßt, die für eine Weile das atemraubende Bangen von ihr löste.

Nach diesem Besuche folgten Wochen und Monate ungestörter Arbeit. Salome lebte sich auf der Bank völlig ein, so daß sie bald fühlte, als sei sie immer

dort gewesen. Mit den Männern auf ihrer Stube hatte sie wenig näheren Verkehr. Sie waren freundlich miteinander. Der ältere Schreiber, der häufig krank war, fehlte oft. Der jüngere hatte anfänglich einige Versuche gemacht, ihr den Hof zu schneiden, seine Bemühungen aber bald eingestellt, als er keinerlei Ermunterung fand. Der einzige, zu dem sie eine nähere, wenn auch sonderbare Beziehung fand, war Brändli. Dieser kleine, fast immer verdrießlich nervöse, dabei aber erstaunlich fleißige Mann zeigte sich gegen sie duldsamer als gegen seine Kollegen. Vielleicht war Salome den anderen an Pünktlichkeit und Geschicklichkeit überlegen; vielleicht sagte auch nur ihre rasche, wenig Wesen machende Art dem Vorgesetzten am besten zu; jedenfalls wendete er sich mit seinen Aufträgen am liebsten an sie. Trotzdem er im Aeußern wie im Benehmen so wenig hatte, was für ihn einnahm, konnte sich Salome einer leisen Sympathie für ihn nicht erwehren, so zwar, daß sie manchmal zu Hause lachend von seinen Sonderbarkeiten und seiner Unduldsamkeit gegen die Mitarbeiter erzählte, dann aber hinzufügte, wie sie sich dennoch auf jeden neuen Arbeitstag freue, da Brändli viel wisse und man neben ihm so manches zu lernen Gelegenheit habe. In der Tat bemerkte sie mit jedem Tage mehr, welch reiche Kenntnisse auf vielen Gebieten, welch scharfen Verstand und klares Urteil, insbesondere aber auch, wie viel kaufmännischen Weitblick der sonderbare Mann besaß. Er verlor sich manchmal, wenn er ins Erklären irgendeiner Arbeit, die er Salome zuteilte, kam, so daß er von anderen Zweigen des Bankwesens zu sprechen begann und dem Mädchen eine ganze Abhandlung über Handelswissenschaft hielt. Er merkte wohl, daß sie ein rasches Auffassungsvermögen besaß und von diesen seinen Erklärungen Gewinn hatte. Er sprach

aber auch über andere Wissensgebiete mit ihr, und während er sonst sein Inneres scheu verbarg, verlor er ihr gegenüber seine gewohnte Zugeknöpftheit als ein Mann, der freudig von seinem Reichtum austeilt, weil er sieht, daß er damit Gutes stiftet. Ihr Verkehr gewann damit keine Vertraulichkeit — denn Brändlis Wesen war zu kantig und im allgemeinen wenig liebenswürdig —, aber er weckte doch die Aufmerksamkeit, vielleicht ein wenig auch den Neid ihrer Mitarbeiter. Vielleicht wäre es in der Stube bald zu einer Art Eifersucht gekommen. Da wurde Brändli, der das ganze Vertrauen der Bankleitung besaß, zu einer anderen Abteilung und in eine Stellung versetzt, welche ihm noch größere Verantwortung, aber auch ein bedeutend größeres Einkommen eintrug.

Eines Mittags, da Salome durch eine Arbeit über die Zeit zurückgehalten worden, überraschte Brändli sie durch die Mitteilung, daß er sie sich von der Direktion als Gehilfin erbeten und daß sie mit ihm in seinen neuen Wirkungskreis umziehen werde.

Die beiden anderen Herren hatten das Zimmer bereits verlassen. Brändli stand vor seinem Pulte und sprach von dort her, mit den Augen über seine Brille hinausblinzelnd, nach Salomes Platz hinüber. Er sprach in völlig geschäftsmäßigem Ton, mit der Bestimmtheit des Vorgesetzten und des Mehrwissenden, und setzte ihr auch die Bedingungen auseinander, unter denen sie die neue Stellung antreten sollte. Salome bemerkte nur mit einigem Staunen, daß seine weiße, feine Hand, welche, die Feder haltend, auf seinem Buche lag, zitterte, während er sprach. Hatte er Angst, ihr die Eröffnung zu machen? Ein Ausdruck ängstlicher Spannung lag zum mindesten in seinen Augen, während er auf ihre Antwort wartete. Was sie sah, befremdete sie, aber die Freude über die Beförderung

verdrängte rasch jeden anderen Gedanken. Ihr Einkommen wuchs! Das war ihr von seltsamer Bedeutung. Obgleich die Bedingungen, unter welchen die Pfisters ihr Kind übernommen, keine drückenden waren, nötigten sie sie doch zur Sparsamkeit. Nun half ihr der Zufall zu besseren Mitteln!

Sie dankte, immer an ihrem Pult stehen bleibend, Brändli mit raschen, warmen Worten.

Die Sonne schien heiß in die Stube. Vielleicht war es ihre große freundliche Helligkeit, welche Salomes Frohmut noch steigerte.

„Wir werden ganz allein in dem anderen Raume sein," bemerkte Brändli.

„Und wir werden vorsichtig sein müssen," fuhr er fort. „Es ist keine Kleinigkeit, was man uns da überträgt. Es ist ein großer Vertrauensbeweis, den man uns gibt."

Sie traten einander keinen Schritt näher.

Brändli nahm dann Hut und Stock und entfernte sich mit seinem gewohnten kurzen und trockenen Gruß.

Salome achtete nicht mehr auf ihn. Sie war nur froh, so froh. Jetzt war es auch das Bewußtsein, daß sie des ihr entgegengebrachten Vertrauens sich wert würde zeigen können, das sie glücklich machte.

9

Schon am nächsten Tage war Salome mit Brändli in dem neuen Arbeitsraum zusammen. Es war ein kleines Schreibzimmer, hinter dem sich in einem großen Gelaß Sicherheitsfächer befanden, welche die Wertschriftenniederlagen der Bankkunden enthielten. Johann Paul Brändli stand auf der einen Seite des Doppelpultes, sie auf der anderen. Sie begannen geschäfts-

mäßig und als ob sie nie mehr als das Nötigste miteinander sprächen, ihre neue Tätigkeit. Wochenlang standen sie so einander gegenüber und arbeiteten sich ein, und Salome mußte ebenso rasch in der Auffassung ihrer Pflichten sein wie ihr Vorgesetzter, denn er hatte keinerlei Mühe mit ihr. Zuweilen — ganz selten — wenn sie von ihrem Pulte aufsah, bemerkte sie, daß der Mann ihr gegenüber müßig gestanden und sie heimlich beobachtet haben mußte. Dann wunderte sie sich, wie sie sich über das Zittern seiner Hand damals gewundert hatte, allein er wendete dann jedesmal, ohne verlegen zu werden, die Augen langsam in andere Richtung, und sie wußte nicht, ob sein Blick nur gedankenlos auf sie gefallen war.

Nichts Ungewöhnliches ereignete sich. Es kamen Tage, an welchen Johann Paul Brändli gesprächig war und ihr wie früher allerlei Wissenswertes zum Besten gab. In dieser Mitteilsamkeit lag seine einzige Anerkennung.

Auch daheim erlebte Salome nichts, was aus dem Alltag als etwas Besonderes aufragte. Nur einmal hatte sie eine merkwürdige Begegnung mit Heinrich Hirzel. Sie war bei Freunden ihrer Eltern gewesen, die in einer der Außengemeinden der Stadt wohnten, und ging spät und allein nach Hause. Die Straßen waren still und leer; der Mond schien, und eine ruhevolle Schönheit war der Nacht eigen. Salome eilte deshalb nicht, sondern schritt mit froherstaunten Augen ihres Weges, freute sich an den Türmen, die über das Gewirr von Häusern emporragten und, vom Mond beschienen, sich mauerstark und stolz vom nächtlichen Himmel abhoben, und wiederum über die Blumen eines Gartens, die aus dem dunklen Buschwerk in das Licht tauchten und in zarten Farben geheimnisvoll leuchteten. Um eine Straßenecke biegend,

sah sie vor sich einen Mann schreiten. Er trug den Stock unterm Arm und hatte einen dünnen, weiten, modischen Mantel an. Sie mußte an Heinrich Hirzel denken, wie er damals bei ihrem ersten Zusammentreffen in England ausgesehen. Dann schritt sie rascher, um an dem gemächlich dahin Wandelnden vorüberzukommen. Aber als sie dicht hinter ihm war, sah sie, daß es wirklich Heinrich war. Noch immer strebte sie, an ihm vorbeizukommen, und wendete unwillkürlich das Gesicht zur Seite, damit er sie nicht erkennen sollte; allein er rief sie an, kaum daß sie vorüber war: „Wohin so spät, Fräulein Zeller?"

Nun konnte sie nicht anders, sondern mußte sich umwenden und ihm die Hand geben.

„Sie wollen heim, und ich auch," sagte er gleichmütig. „So können wir also zusammen gehen, wenn es Ihnen recht ist."

Sie sagte nicht nein, aber das Herz klopfte ihr.

Eine Weile schritten sie langsamer, als sie selbst vorher gegangen, nebeneinander hin. Heinrich sprach in immer derselben gleichmütigen Weise Dinge, die nichts bedeuteten. Wo sie gewesen sei? Wie es ihr in ihrer Stellung gefalle und dergleichen mehr. Einmal sah er sie von der Seite an. Dabei schien etwas in ihrem Gesicht ihn zu fesseln.

Sie kamen an eine Straßenkreuzung. „Wir könnten einmal den ungewöhnlichsten dieser Wege nach Hause gehen," meinte Heinrich. „Er ist auch der nächste. Sie sind gewiß schon lange nicht mehr über die hohe Schanze gegangen?"

„Schon lange nicht mehr," gestand Salome.

Dann setzten sie ihren Weg fort und gelangten in eine schmale, steil ansteigende Gasse, die in einen durch einen nicht mehr benutzten Friedhof führenden Fußpfad mündete. Sie war gepflastert, und ihre

Schritte hallten auf den Steinen. Durch die Gitter der Friedhofteile zur Rechten und zur Linken erblickten sie die dunkeln Büsche und die Denkmäler und Kreuze aus Marmor und Eisen. Es war eine wunderbare Stille, und der Mond traf weiße Statuen, daß sie wie lebend und wandelnd geisterhaft zwischen den Büschen auftauchten.

Salome wurde unruhig. Sie bemerkte, daß Heinrichs Blick jetzt öfter zu ihrem Antlitz zurückkehrte.

„Sie haben sich eigentlich gar nicht verändert," sagte er jetzt mit leiser und bewegter Stimme.

Beide schritten indessen immer weiter, als ob sie unwillkürlich die Gefahr fürchteten, die im Stillstehen läge.

„Noch immer dasselbe liebe, frische Gesicht," fuhr Heinrich fort.

Sie erreichten in diesem Augenblick einen Querpfad, der über die Höhe des Hügels lief und an dessen linkem Ende nahebei ein kleiner Tempel stand. Eine Mauer schützte die Westseite des Weges, und über diese hinaus sahen sie die mondbeleuchtete Stadt zu ihren Füßen und ein glimmendes Stück See.

„Da stehe ich immer gern," sagte Heinrich, die Hand einen Augenblick auf die Mauer legend.

Salome trat zögernd neben ihn, den Fuß schon zum Weitergehen gestellt.

Da drehte er sich zu ihr, und sie sahen einander an. Er ergriff ihre Hand.

„Wie geht es dir eigentlich?" fragte er. Jedes Wort zitterte vor innerer Wallung.

Aber noch ehe er zu Ende gesprochen hatte, schienen sie sich beide gleichzeitig zu erinnern, daß es nicht mehr an der Zeit war zu neuen Vertraulichkeiten. Und wie unter einem Zwange schritten sie weiter. Das Gespräch setzten sie nicht fort. Sie

schwiegen, so peinlich die plötzliche Stille war, bis sie nach Hause kamen. Vor der Zellerschen Haustür verabschiedete sich Heinrich förmlich und höflich und in seiner etwas kühl hochmütigen Art. Und doch war Salome in einem Taumel von Glück, als sie auf ihre Stube kam. Sie fühlte, wie nahe sie und Heinrich sich doch wieder gewesen waren. Sie meinte zu wissen, daß er sie noch immer liebte. Und auf einen Stuhl sich niederlassend, verfiel sie in träumendes Sinnen, kostete das Glück des eben beendeten Abendganges in der Erinnerung noch einmal und kam von ihm auf andere glückliche Stunden. Die Vergangenheit kam wieder und warf ihr Licht in die Gegenwart.

Dem reichen Abend folgte eine stille, traumlose Nacht.

Anderen Tages nahm das Leben seinen Gang. Die Arbeit war Salome noch nie so leicht von der Hand gegangen. Johann Paul Brändli in der Bank machte ein zufriedenes, manchmal erstaunte Hochachtung widerspiegelndes Gesicht. Die Eltern hätschelten die Tochter mit kleinen Liebesdiensten. Eine tiefe Zufriedenheit leuchtete aus des Vaters Augen. Salome fühlte, wie damit, daß sie ihren guten Weg machte, seine größte Lebenssorge von ihm genommen war.

Alle zwei oder drei Monate fuhr Salome nach Feldstetten.

Der Knabe wuchs heran. Sie nannten ihn Heini. Und jedesmal fand Salome allerlei Neues an ihm. Jetzt konnte er gehen. Jetzt sprach er. Jetzt hatten sie ihm den Mädchenrock durch ein Knabenkleid vertauscht.

Darüber verstrichen Jahre.

Die Pfisters waren stolz auf den Knaben, besonders die Mutter. Hans Jakob, der Bauer, sagte,

daß der Knabe eigenwillig sei, es gern gut habe und eine feste Hand brauche.

„Sie verwöhnt mir ihn zuviel," sagte er von Frau Seline, was dieser die Tränen in die Augen trieb und sie sagen ließ, sie habe den Knaben zu gern, um immer schelten zu können.

Heini hatte aschblonde, kurz am Kopf stehende Ringelhaare; manchmal sah der Kopf ganz grau aus. Und graue, große Augen hatte er und ein schönes Gesicht. Er merkte bald, daß die Frau, die manchmal zu Besuch kam, ihm jedesmal etwas mitbrachte. So leuchteten seine Züge auf, wenn Salome in die Stube trat, und sein Blick ließ nicht von ihrem Reisetäschchen, bis er wußte, was für ihn sich darin befand. Wenn er sein Geschenk hatte, schwand sein Interesse für die Mutter, und manchmal war er eigensinnig und kam nicht, wenn er zu ihr gerufen wurde. Aber Salome sah nur die Freude bei ihrer Ankunft und meinte, daß das Kind auf ihr Kommen warte.

In dem Jahre, in welchem Heini schulpflichtig wurde, heiratete Heinrich Hirzel.

Vater und Mutter Zeller hatten seit langer Zeit sich darüber aufgehalten, daß er noch immer ledig sei. Und Vater Salomon meinte eines Tages, der junge Prinzipal würde gar nicht mehr dazu kommen, eine Frau zu nehmen, da der kranke Vater sich völlig vom Geschäft zurückzuziehen gedenke. Da kam kurz nachher Frau Anna Hirzel in höchsteigener Person in die Zellersche Wohnung gelaufen. Sie möchte es ihnen selber anzeigen, daß ihr Sohn Heinrich sich versprochen habe. Mit einem hübschen jungen Mädchen aus alter patrizischer Familie! Auf die Familie legte Frau Hirzel besonderen Nachdruck.

Frau Regula, die allein da war, gratulierte in ihrer stillen, demütigen, verlegenen Art. Nein

aber, wie das den Vater interessieren werde und Salome!

Den Vater und Salome interessierte es freilich.

Der Ausläufer sprach mit tiefer Achtung von seinem jungen Herrn, der an Kaufmannstugenden dem Vater beinahe noch über sei.

Salome saß mit rotem Gesicht und klopfendem Herzen da. Sie sagte aber ein paar schickliche Worte und machte allein in ihrer Kammer das andere mit sich ab.

Sie hatte sich immer gefragt, ob sie Schuld trage, daß Heinrich sich nicht verheirate. Sie hoffte es vielleicht ein wenig. Es tat ihr wohl, das zu denken. So war es natürlich, daß seine Verlobung ihr im Innersten als eine Art Abfall erschien. Dennoch sagte sie sich, daß er recht habe. Und aus dem leisen Schmerz und der Enttäuschung, die in ihr waren, lösten sich kleine Neugierden los: wie seine Braut wohl aussehen möge? Und wie es wohl sein möchte, wenn sie ihm Glück wünschen müßte?

Die Braut sah sie lange nicht und war, obwohl sie es sich verhehlte, verstimmt, daß Heinrich sie nicht eines Tages vorstellen kam. Aber den Glückwunsch konnte sie bald anbringen.

Heinrich zeigte sich dabei heiter und fast oberflächlich, als lege er der Sache keine besondere Bedeutung bei: „Ja so, die Verlobung,“ scherzte er, „das ist nun auch schon wieder so lange her, daß es bald nicht mehr wahr ist.“

Als sie aber dann auseinander gingen, hielt er beim Gruß Salomes Hand fest, sah ihr ernsthaft in die Augen und sagte: „Sie müssen jetzt auch daran denken, Fräulein Zeller. Es würde mancher froh sein, eine so brave Frau zu finden wie Sie.“

Der ehrliche Wunsch, sie glücklich zu sehen, verriet sich in seinen Worten. Es schien, als ob er das

Gefühl habe, daß seine eigene Lebensveränderung ihm noch eine Verpflichtung ihr gegenüber auferlege.

Salome konnte nicht sprechen. Sie suchte ihre Hand aus der seinen zu lösen, und das Blut färbte ihr Gesicht tiefer und immer tiefer, so daß sie nicht einmal mehr zu ihm aufzublicken wagte. Am Ende ging sie ohne Gruß und in heißer Verwirrung hinweg, und er sah ihr erstaunt und ein wenig aus dem Behagen geworfen nach.

Sie zürnte sich nachher selbst und hatte Angst vor dem nächsten Zusammentreffen. Das aber ließ so lange auf sich warten, daß sie die Angst wieder verlor.

Hinter den Gardinen ihres Kämmerchens hervor erblickte sie eines Sonntags, Wochen nachher, Heinrichs Braut, Elisabeth Escher. Sie stand mit jenem unten in der Straße, den Arm in den seinen gelegt. Mit dem Rücken gegen die Limmat, lehnten sie dicht am Geländer und warteten auf Heinrichs Eltern, mit denen zusammen sie ausgehen wollten. Die Straße war sommerweiß und viel Licht darüber. So hoben sich die beiden Gestalten bis ins einzelne deutlich von ihr ab. Vielleicht sprach das Brautpaar von dem alten Hause; denn sie blickten an alle Fenster herauf, und einmal zuckte Salome erschreckt zurück, weil ihr war, sie könnte hinter den Vorhängen gesehen werden.

Elisabeth Escher war kleiner als Heinrich, hatte ein junges, hübsches Gesicht mit blonden Zöpfen unter dem modischen Hut. Sie sah glücklich aus und lachte. Wenn du wüßtest, dachte Salome. Und es war ein kleiner Triumph in ihr, weil sie gleichsam fühlte, als habe jene ihr Glück aus zweiter Hand und als könnte sie, Salome, es ihr jetzt noch streitig machen, wenn sie nur wollte.

Aber von da ab war ihr Heinrich Hirzel doch noch ferner gerückt. Unwillkürlich. Sie mußte sich

sagen, daß er andere Gedanken habe, sich mit ihr, Salome, nicht beschäftige. So ließ auch sie im eigenen Alltag das Gefühl für ihn etwas untergehen. Nur der Tag seiner Hochzeit, der bald kam, und derjenige, an welchem er mit der jungen Frau von der Hochzeitsreise heimkam und in einen umgebauten Wohnstock des elterlichen Hauses zog, waren noch hart.

Dann ging sie Heini, den Bub, besuchen und war wieder ruhig und lebte von Erinnerungen.

10

Jahre war Salome Zeller im Bankhause. Sie war schon eine bekannte Persönlichkeit dort, auf welche die Neulinge im Geschäft und die, welche niedrigere Stellungen bekleideten, mit etwelcher Scheu und Bewunderung sahen. Es ging ihr der Ruf nach, daß sie an ihrem Ort eine Stütze des Hauses sei, und die höheren Beamten und Vorgesetzten grüßten sie mit einer gewissen Vertraulichkeit und wie Leute, die sich auf eine lange Zusammenarbeit mit ihr eingerichtet hatten.

In ihrem Verhältnis zu ihrem Kollegen Brändli war allmählich eine Veränderung eingetreten. Sie vollzog sich aber so langsam und unmerklich, daß Salome selbst ihrer lange nicht gewahr wurde. Während Brändli zu Anfang der Lehrer und Leiter gewesen war, bekam er im Laufe der Zeit immer weniger Anlaß, Salome Anweisung zu geben. Ihre scharfe Intelligenz, der rastlose Fleiß und die Anspruchslosigkeit, die vom Leben keinerlei Vergnügungen erwartete, befähigte sie, sich in einer Weise einzuarbeiten, daß sie nicht nur für Brändli, sondern selbst für höhere Vorgesetzte zu einer Art Auskunftei wurde,

bei der man sich Rat holte, statt lange in Büchern nachzuschlagen, oder mit der man sich in heiklen Fällen beriet. Je tüchtiger sie nun wurde, um so schweigsamer wurde Johann Paul Brändli, so daß er auch von außergeschäftlichen Dingen wenig mehr sprach, als machten ihre Vorzüge ihn stumm. Diese Zurückhaltung wandelte sich aber mit der Zeit in eine sichtliche Aengstlichkeit und Verlegenheit, welche unmöglich nur dem Erstaunen über die Fortschritte der Mitarbeiterin entspringen konnten.

Salome war noch immer ein schmuckes Mädchen, klein und schlank. Die Frische und Keckheit ihres Wesens ließen sie jünger erscheinen als sie war. Schlagfertig erwiderte sie die Neckereien der jüngeren Herren der Bank, denen sie oft ausgesetzt war. Dabei blitzten ihre Augen lustig, und in den raschen, sicheren Bewegungen ihres prallen Körpers lag eine Fülle gesunder Kraft. Wenn Johann Paul Brändli Zeuge von Neckereien und Huldigungen wurde, die Salome galten, trat jene Aengstlichkeit so deutlich zutage, daß sie dem Mädchen auffiel. Er gab sich Mühe, harmlos zu erscheinen, aber Salome sah wohl, daß er sie genau auf den Eindruck hin beobachtete, welchen das Gebaren der Schöntuer auf sie gemacht haben könnte. An Montagen fragte er sie oft, wie sie den Sonntag zugebracht habe, und fand allerlei kleine Schliche, um in Erfahrung zu bringen, wer in ihrer Gesellschaft gewesen. Als sie mit einem jungen Bekannten an ein Tanzkränzchen gegangen war, bemerkte sie anderen Tages an Brändli eine merkwürdige Unruhe, die ihn, den sonst unermüdlich Fleißigen, bei keiner Arbeit ausharren ließ. Dann ließ er unvermittelt die Bemerkung fallen: junge, tanzlustige Leute könnten einem Mädchen wie sie mehr bieten als ein Sauerampfer wie er selber, und doch

hätte auch er ihr gern einmal eine Freude gemacht und ihr gezeigt, wie sehr er ihre Hilfe schätze. Er schwieg darauf und machte sich mit gerunzelter Stirn ans Rechnen, aber Salome sah, wie ihm das Blut ins Gesicht trat und wie er immer verlegener wurde, bis Schweißperlen ihm auf der schönen weißen Stirne standen. Sie versicherte ihm, daß es ihr vollauf genüge, wenn er, der Vorgesetzte, zu dem sie um seiner großen Erfahrung willen mit Hochachtung aufschaue, zufrieden mit ihr sei. Er aber fuhr fort, sich klein zu machen, indem er erzählte, er sei eben nie dazu gekommen, sich in Geselligkeit zu üben, wisse auch wohl, daß er keinerlei Eigenschaften besitze, welche junge Leute veranlassen könnten, seinen Eintritt in ihre geselligen Kreise zu wünschen.

Salome merkte aus seinen Worten deutlich die Befürchtung heraus, daß sie seine eigene Person um anderer willen mißachten oder übersehen könnte. Zum ersten Male ahnte sie da, daß er sie liebhabe. Der Gedanke erschreckte sie und tat ihr weh, und doch sprang, von Eitelkeit geweckt, ein wenig Freude in ihr auf. Von da ab verschob sich ihre Stellung mehr zu derjenigen zweier Gleichberechtigten. Salome lächelte manchmal im geheimen noch immer über Brändli, dessen unscheinbares, ja häßliches Aeußere sie anfänglich abstieß. Es war aber merkwürdig, daß im Laufe der Zeit ihr Widerwille gegen ihn sich milderte, ja daß sie manchmal eine warme, weiche Freundschaft für ihn empfand. Oefter als früher fiel ihr das Leuchten seiner Augen, in dem sich eine reiche und gütige Seele verriet, auf.

Eines Tages begann Brändli von sich selber zu erzählen, daß er mit seiner Mutter in einem Häuschen mit einem kleinen Vorgarten außerhalb der Stadt zur Miete wohne. Salome wußte das längst,

er aber hatte noch nie sie in sein Privatleben blicken lassen.

„Die Mutter und ich haben die Sonne gern," fuhr er fort. „Wir reißen den ganzen Tag alle Fenster auf. Unter dem einen hängt ein alter Kanarienvogel, der schon lange nicht mehr singt, aber jedesmal vergnügt piept, wenn wir in die Nähe des Käfigs kommen, und der, wenn er gegen Luftzug empfindlich wäre, aus dem Schnupfen gar nicht mehr herauskäme. Blumen mögen wir auch, die Mutter und ich, und die Fenster stehen so voll davon, daß die Mutter den halben Vormittag braucht, sie zu besorgen."

Seine Mutter war an diesem Morgen für ihn ein unerschöpflicher Gesprächsstoff. Er beschrieb sie auch: „Sie ist ein sonderbares Weibswesen, fast so häßlich und sonderbar wie der Sohn. Wir machen, so oft wir uns sehen, dieselben sauren Gesichter aneinander hin und tun, als ob jedes Wort teures Geld kostete. Aber — wird sind doch zufrieden miteinander, und wenn eines das andere braucht, dann ist es zur Stelle."

Salome hatte davon gehört, daß ein rührendes Verhältnis zwischen Brändli und seiner Mutter bestehe. Aus seiner Schilderung wurde dieses Verhältnis ihr lebendig. Zugleich ahnte sie Feinheiten und Vornehmheiten in Brändlis Charakter, die ihre Achtung für ihn steigerten.

„Vielleicht besuchen Sie uns einmal," schloß der Schreiber. „Vielleicht — zusammen mit Ihrem Vater."

Salome antwortete, daß sie gern kommen würde.

Zwischen Brändli und ihrem Vater hatte sich im Laufe der Zeit ein Verkehr angebahnt. Vater Zeller kam alle paar Monate einmal, auf der Bank nachzu-

fragen, wie man mit seiner Tochter zufrieden sei. Demütig und klein wie am ersten Tage kam er; es war ihm immer ein saurer Gang, weil der Verkehr mit über ihm Stehenden ihn verlegen machte; aber er hielt es für seine Pflicht, zu zeigen, daß die Tochter irgendwie noch in seiner Zucht und Aufsicht stehe. Bei diesen Besuchen war er mit Brändli näher bekannt geworden. Sie hatten angefangen, ein Wort zu wechseln, das nicht zu ihrem Geschäfte gehörte, und die beiden Männer, die in ihrer Gewissenhaftigkeit einander charakterverwandt waren, fanden Gefallen aneinander. Salomon Zeller sprach zu Hause von dem Vorgesetzten seiner Tochter mit rühmenden Worten: „Das ist ein gewiegter und für sein Haus unschätzbarer Mann, und es ist eine Ehre, Salome, daß er dich so wohl mag und so freundlich mit uns ist."

Die Einladung, die Brändli an jenem Morgen an Salome gerichtet hatte, wurde bald in bestimmterer Form wiederholt. Ihr Vater aber war gleich einverstanden, und so fanden sich die beiden eines Sonntagmorgens nach dem Gottesdienst auf dem Weg zu dem Bankbeamten, der sie zum Mittagessen gebeten. Es war ein sonniger, aber nicht übermäßig heißer Tag. Seite an Seite schritten sie dahin, der Vater in seinem langen Feiertagsrock und seinem steifen Filz, Salome in einem weißen Waschkleide, in dem sie im Winter zum Tanz gewesen war. Ihr Gesicht sah jung und frisch aus, nur einmal, als der Vater sie von der Seite ansah und die Sonne hell in ihre Züge fiel, gewahrte er nahe an ihren Augen leise, feine Striche, und es fuhr ihm durch den Kopf, daß die Tochter kein Häslein mehr sei und auch ans Heiraten denken sollte. Dabei konnte er es nicht helfen, daß gleichzeitig das Bild Brändlis in ihm auftauchte;

aber er erschrak vor der eigenen Kühnheit und hielt den Gedanken nicht fest. Er sprach mit seiner leisen, schüchternen Stimme vom Gottesdienst und wie der Prediger heute besonders schön geredet habe. Dann bedauerte er die Mutter, die daheim bleiben mußte.

Salome gab einsilbigen Bescheid. Auch sie mußte auf diesem Wege an Brändli denken. Er war eigentümlich erregt gewesen, als er gestern die Einladung angebracht hatte, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie sich vielleicht über kurz oder lang vor die Frage gestellt sehen würde, ob sie seine Bewerbung annehmen wolle oder nicht. Sie hatte aber noch nicht den Mut, die Sache zu überlegen, und wies sie noch von sich, wie der Mensch oft Unannehmlichkeiten oder Mühe verschiebt, solange es geht.

Sie waren inzwischen in das Quartier gelangt, wo Brändlis Haus lag. Von einem Spekulanten gebaut, stand an der Straße, in welche sie einbogen, eine ganze Reihe kleiner Wohngebäude, eines immer wie das andere, freundlich, zweistöckig, mit Blumen an den Fenstern und in von grünem Holzzaun gegen die Straße abgesperrten Vorgärten. Sie fanden dasjenige des Bankbeamten.

Brändli öffnete ihnen selbst die Tür, als sie läuteten. Er hatte einen schwarzen Sonntagsrock an. Haar und Bart schienen fuchsener denn je dagegen, sein Gesicht aber sah krank und blaß aus. Es rötete sich nicht, als er jetzt zuerst Zeller und dann Salome begrüßte. Nur seine Hand zitterte wieder und war feucht, auch zuckte der Mund, wie wenn er Mühe hätte, die Worte zu bilden. Doch war es keineswegs, daß er aus Hauswirtsunbeholfenheit verlegen war. Als solcher gewann er vielmehr seine Haltung zurück und führte Vater und Tochter in die Wohnstube, wo der Tisch schon gedeckt und alles so war, wie er

es Salome beschrieben hatte, die Blumen und der Vogel unterm offenen Fenster und die viele goldene Sonne. Als sie und der Vater sich gesetzt hatten, holte er seine Mutter herein, die aus der Küche kam und der er wie aus dem Gesicht geschnitten war. Sie hatte dieselben verdrossenen, runzligen Züge und denselben breiten Mund mit den schlechten Zähnen, und hatte die gleiche verborgene Güte in den Augen, die manchmal überraschend aufleuchtete, so daß es dem Beschauer war, als ginge ihm in einem öden und kalten Hause die Tür zu einem warmen, behaglichen Gemache auf.

Zellers übergroße Bescheidenheit wollte anfänglich etwelche Befangenheit zwischen sie werfen, aber mit ihrem einfachen Wesen brachten Mutter und Sohn alles Unbehagen zum Weichen, und als Frau Brändli gleich darauf das Essen auftrug, begann eine vergnügte, stille Mahlzeit. Es war Salome, als sei sie schon oft hier zu Gast gewesen. Sonderbar vertraut kam ihr alles vor. Es war Art von ihrer Art. Sie fühlte, daß sie hier zufrieden leben könnte. Und zugleich wußte sie, daß sie es nur zu sagen brauchte, um es zu können. Es entging ihr nicht, wie bewegt Brändli war, wenn er mit ihr redete. Sobald er mit ihrem Vater und seiner Mutter sprach, war sein Ton ungezwungen und gleichmäßig sicher wie im Geschäft, aber er stockte leise, wenn er sich an sie wendete, und selbst wenn er ihr bei Tisch eine Speise reichte, sah sie die Unstetheit seiner Hand. Darob befiel sie plötzlich eine tiefe Bedrängnis, so daß die Stimmen der Tischgenossen ihr ferner klangen und neben allem, was ihr eigener Mund sprach, noch eine andere Stimme war, eine verborgenere, auf die sie lauschen mußte. Die redete von Heinrich Hirzel, und von der Vergangenheit, und von dem Knaben Heini

und von dem, was an ihrem, Salomes, Leben unwahr blieb. Da begann sie sich vor dem Augenblick zu fürchten, in welchem sie gezwungen sein würde, Johann Paul Brändli eine Antwort zu geben. Daß die Zeit kommen würde, stand ihr außer allem Zweifel.

Sie hatte keine Ruhe mehr auf ihrem Stuhl. Wenn doch der Besuch vorüber gewesen wäre!

Brändli schlug nach Tisch einen Spaziergang vor, und sie brachen wirklich nach einer Weile mit Mutter und Sohn nach der waldigen Höhe, welche die Stadt im Westen schützte und wo die Bürger sich Sonntags gern ergingen, auf. Zu zweien wanderten sie auf schmalen, kühlen Waldwegen hin. Die Tannen dufteten, und in den Lichtungen brach manchmal der schöne, heiße Tag über sie herein. Brändli ging neben dem Vater, sie neben seiner Mutter. Die beiden Frauen sprachen kaum, lauschten vielmehr auf das, was vor ihnen die Männer redeten. Brändli erwähnte, was ein großes Zeichen seines Vertrauens war, einmal des Geschäftes und kam auf seine eigene Stellung. Er prahlte nicht, aber er redete mit der Sicherheit eines Mannes, der eines schönen Wohlstandes sich erfreut.

Dann fiel ein helles Licht auf das Verhältnis seiner Mutter zu ihm; denn diese knüpfte an seine Worte die leise Bemerkung: „Es geht nicht mancher herum, der so sparsam und fleißig ist wie er. Er hat uns nach und nach ein schönes Leben geschaffen."

Eine tiefe Erkenntnis, wie gut sie es hatte, eine große Dankbarkeit und bewundernde Liebe für den Sohn lagen in ihren Worten.

Salome durchblitzte abermals der Gedanke: „Und so würdest du es haben. So versorgt für dein ganzes Leben würdest du sein."

Damit war das Verlangen eins, dieses Glück der Versorgung wirklich zu erreichen.

Aber im nächsten Augenblick war wieder die Angst da: Gott, o Gott, wenn nur der Augenblick nie kam, da Brändli sich aussprach!

Alle die Zeit des Spazierganges zeigten Mutter und Sohn dasselbe Bemühen, die freundlichen Beziehungen, welche dieses erste Beisammensein anspann, dauerhaft zu machen. Vater Zeller teilte diesen Wunsch und lud den Beamten zu sich ins Haus, als sie sich verabschiedeten. Auch die Frauen sollten sich kennen lernen. Sie trennten sich am Zellerschen Hause, und Salomes Vater erzählte oben der Mutter, wie alles gewesen war. Dabei sah er die Tochter an und meinte still: „Und mir scheint, unser Kind hat das Glück in den Händen, wenn sie nur will."

Er lächelte und knüpfte ein Wort von Gottes großer Güte an, wie es seinem frommen Sinne lag.

Salome aber wehrte mit heißem Gesicht: „Nein. Vater, du irrst dich! Wenn die Leute auch freundlich sind, braucht man sich doch nicht gleich alles Mögliche zu denken!"

Die Abwehr war so heftig, daß die beiden Alten sich verwundert ansahen.

Und die Angst war in Salome. Sie mußte allein sein und entfernte sich, sobald sie konnte. Sie schlief nicht in der Nacht, sondern warf sich unruhig im Bett hin und her. Was sollte sie den Eltern sagen? Mein Gott, warum war immer der — Schatten da. Der — Schatten? Zum ersten Male sah sie ihn deutlich in ihrem Leben stehen.

Und von da an begann ihr Kampf mit diesem Schatten.

Als die alte Uhr vom St. Peter, welche die ganze Nacht ihr gesagt hatte: So lange liegst du nun schon

wach! So lange jetzt! als diese Uhr die fünfte Morgenstunde schlug und bald Aufstehzeit war, faßte Salome einen Entschluß. Der kommende Tag mit seinen Aufgaben gab ihr die Entschlossenheit zurück. Die Angelegenheit mit Brändli durfte nicht feige hingezogen werden! Sie, Salome, mußte handeln, mochten die Folgen sein wie sie wollten.

Auf dem Weg ins Geschäft und dann, während sie dem Schreiber gegenüber am Pulte stand, überlegte sie sich, was sie tun wollte. Jener hatte sie lebhafter und wärmer als sonst begrüßt. Es war, als leuchtete eine Hoffnung aus seinem Blick. Zuweilen sprach er vom gestrigen Zusammensein.

Salomes Herz schlug. Dann nahm sie einen Anlauf und sagte ehrlich und in kurzen, heftigen Worten: „Ich möchte Ihnen etwas gestehen, was noch kein Mensch, nicht einmal meine Eltern wissen. Ich habe einmal eine Bekanntschaft gehabt, die ich nicht mehr vergessen kann, und ich werde nie heiraten."

Er war so überrascht und erschreckt, daß er einen Augenblick sprachlos dastand und sich nicht zu benehmen wußte. Schon aber war er ihr unbewußt dankbar, daß sie von seinen Werbeabsichten, so deutlich sie schon gewesen waren, nichts sagte, sondern ihm mit dem Geständnis gleichsam nur einen Vertrauensbeweis zu bieten schien.

„Ich bitte Sie, niemandem davon zu sprechen," fuhr Salome mit derselben Hast weiter.

Da nahm er sich zusammen. Es war eigentümlich und wie ein Zusammenschrumpfen von Jugend zum Alter, wie er binnen kurzem wieder der ältlich aussehende, verdrießliche Federfuchser war.

„Nein, nein," stotterte er. „Ich — wie sollte ich davon sprechen? Ich danke Ihnen, daß Sie offen gegen mich gewesen sind."

Er beugte sich über seine Bücher und schwieg lange. Er arbeitete emsig, aber Salome, die verstohlen nach ihm hinüberblickte, bemerkte, daß er doch nicht der gleiche war wie sonst. Er war sehr bleich, und manchmal sah er auf eine einzige Stelle im Buch, und die Feder stand still, wie wenn ihm die Gedanken ausgegangen wären.

Bis zur Mittagspause gewann er seine Selbstbeherrschung vollständig zurück. Er erwähnte das Gespräch nicht mehr, reichte ihr die Hand und bat sie, die Eltern zu grüßen.

So blieb er von da an wieder mehr der Kollege und Vorgesetzte, doch immer freundschaftlich. Den zwischen den Familien angebahnten Verkehr brach er keineswegs ab. Dagegen wußte er mit merkwürdigem Takte sein Verhältnis zu Salome unmerklich so zu gestalten, daß sowohl seine Mutter als ihre Eltern im Zweifel sein mußten, ob er je eine ernste Annäherung beabsichtigt. Wenn sie allein waren, schien es Salome, als ob er sich tapfer, ja über sich selber ungehalten, einrede, er sei mit seinem Mangel an persönlichen Vorzügen und seinem Alter überhaupt nicht der Mann gewesen, der sich habe Hoffnungen machen dürfen.

Sie konnte ihm ihre tiefe Achtung nicht versagen. Und es kamen ihr Gedanken an ein einsames Alter und leise Zweifel und immer wieder eine schmerzliche Sehnsucht nach ein wenig Glück.

Dann fuhr sie nach Feldstetten und besuchte ihr Kind. Wenn sie sonst nichts hatte, das konnte ihr keiner nehmen!

Und sie machte Pläne in eine ferne Zukunft, wann sie Heini würde näher sein dürfen. —

Salomon Zeller und seine Frau begannen sich indessen manchmal schon ein bißchen zu sorgen, daß die Tochter ihnen sitzen bleibe, und begriffen es nicht,

wenn diese zu irgendeinem Vergnügungsanlaß, zu dem sie eingeladen wurde, nicht gehen mochte. Aber sie sprachen nie von diesen heimlichen Empfindungen, nie auch davon, daß sie auf den Bankbeamten Hoffnungen gesetzt. Es hätte ihnen geschienen, als ob sie damit in den Verdacht hätten kommen können, die Tochter loswerden zu wollen. Und davon waren sie weit entfernt. Sie betrachteten aber auch alles im Leben als Gottesschickung. So ließen sie am Ende dem Leben in Frömmigkeit seinen Lauf.

Warum denn die Feldstetter Freundin nie in die Stadt komme? fragte dann die Mutter einmal.

Salome stand der Herzschlag still. Sie fand rasch einen Bescheid, aber es zitterte lange ein Schrecken in ihr nach.

11

Wie die Jahre verflogen! Und wie der Knabe Heini wuchs! Und welch ein hübscher Bub er war! Die Dorfjungen nannten ihn ein Herrenkind, weil er in der äußeren Erscheinung, dem schlanken Wuchs, dem leichten, gelenkigen Gang etwas Städtisches hatte. Er hatte eine verschlossene, herbscheue Art, suchte wenig Gesellschaft, ging gern allein in den Wald und war in der Schule faul, dabei aber klüger als die meisten seiner Mitschüler.

Einmal, als er noch klein war, hatte er Salome gefragt: „Warum kommst du eigentlich immer zu uns?"

„Weil ich dich gern besuche," hatte sie geantwortet und war nachher lange um dieses Gesprächs willen beunruhigt, hatte es aber immer und aus Vorsicht hinausgeschoben, dem Knaben zu sagen, wer sie sei.

Als Heini fünfzehn Jahre wurde, gerade an seinem Geburtstag, kam Salome wieder nach Feldstetten. Sie sah ihn am Bahnhof stehen, als sie ankam, aber abseits und bemüht, zu verbergen, daß er jemand abhole. Das Herz brannte ihr nach ihm. Er trug bäuerische Kleidung, aber sein hoher Wuchs machte das ungeschickte Gewand zuschanden, so daß er aussah wie ein Stadtjunker. Auf seinem bloßen, aschblonden Kopf und in sein herbes, feingeschnittenes Gesicht zündete die Sonne.

Er kam ihr keinen Schritt entgegen, sondern entfernte sich, als er sie näherkommen sah, langsam auf der Straße und ließ sich von ihr einholen.

Salome fühlte sich halb belustigt, halb bekümmert. So war er nun einmal, solch ein Eigenbrödler!

„Guten Tag, Heini," grüßte sie, als sie in Hörweite war.

Er drehte sich langsam um, kam auf sie zu und gab ihr die Hand. „Tag," grüßte er kurz und verlegen, trat jedoch gleich wieder von ihr weg und an die andere Seite der Straße.

Eines hierseits, das andere jenseits, machten sie sich auf den Weg feldein.

Salome fragte Heini, wie es ihm gehe und was die Eltern machten.

Da antwortete er, ohne den Blick vom Boden zu erheben, ihm gehe es gut, und die Pfisters seien nicht seine Eltern.

Salome war einen Augenblick sprachlos.

„Heini," stotterte sie dann.

„Ich habe sie gefragt," gab er zurück, „und sie haben mir gesagt, daß du meine Mutter bist."

Er sprach wie ein Alter. Sie sah, wie reif er schon in seinen Gedanken war.

Indessen setzten sie ihren Weg fort.

„Warum willst du nicht sagen, wer mein Vater ist?" fragte der große Knabe jetzt mit der rücksichtslosen Grausamkeit des Kindes.

Salome kamen Tränen. Sie war so verwirrt, daß sie sich selber ganz verlor.

Aber er sprach unbekümmert weiter. „Ich weiß das alles. Es ist eine Magd im Hause des Feldstettener Doktors, die ein Kind hat und auch keinen Mann. In der Schule ist das alles verhandelt worden."

Salome schwieg noch immer, und sie erreichten den Wald, der hinter dem Dorfe lag.

Da sagte Heini: „Es ist mir ganz recht, daß ich nicht den Pfisters gehöre. Ich habe dich lieber als sie. Ich weiß nicht warum, aber ich habe dich lieber."

Nun stand Salome still. Auch Heini hielt an, weil sie nicht weiter ging. Sie aber kam zu ihm herüber unter die Tannen, welche die Aeste in die Straße hinein streckten. Sie nahm ihn beim Arm und bei der Hand. Ihre eigenen Hände zitterten vor Bewegung. Gewaltige Empfindungen wogten in ihr, Dankbarkeit, daß, wie ihr schien, die Stimme der Natur aus dem Knaben sprach, eine unbestimmte Angst, weil er plötzlich ihr Geheimnis wußte, und dann eine eigentümliche Scheu vor ihm.

„Bist du nicht zufrieden bei den Pfisters?" fragte sie.

„Doch," entgegnete er, „aber der Vater will, daß ich im Bauerngewerb mithelfe, und ich tue dergleichen Arbeit nicht gern. Und die Mutter ist mir zu weichmütig."

So war er schon ein Mensch mit eigenem Urteil.

Zärtlichkeit überströmte Salome. Sie strich ihm mit der Hand über das kurzlockige Haar. Er erwiderte aber in nichts ihre liebkosende Art, richtete

nur die grauen Augen auf sie und sagte: „Du bist auch schon nicht mehr jung. Du hast schon Striche auf der Stirn und an den Schläfen."

Und im Zusammenhang mit diesen Worten meinte er, als sie weiter gingen: „Du arbeitest wohl viel? Ich glaube, das ist, was mir an dir gefällt, daß du so tapfer bist und gar nicht erschrocken."

Er hatte nie vorher so viel gesprochen. So war es für Salome wie eine Entdeckung seines inneren Wesens, und doch war sie nicht eigentlich erstaunt, da die Pfisters schon oft seiner Eigenheiten Erwähnung getan.

Diese, als sie bald darauf bei ihnen anlangten, bestätigten ihr, wie Heini plötzlich nach seiner Herkunft gefragt und wie sie ihn für alt genug befunden, daß er die Wahrheit erfahren konnte. Als der Knabe sich außer Haus begab, sprachen sie mehr von ihm. Hans Jakob Pfister machte den Anfang. Sein rundes, glattes Gesicht hatte einen Ausdruck von Bedenklichkeit.

„Der Bub gibt Arbeit," sagte er. „Ich weiß nicht, ob wir die rechten Leute für ihn sind. Ich schlage nicht, und den Worten gehorcht Heini nicht immer. So meine ich manchmal, obwohl es mir leid täte, daß wir es Ihnen, Jungfer Zeller, und dem Knaben selber schuldig seien, Ihnen eine bessere Schule für ihn anzuraten."

Seine Frau hatte ihn schon gleich unterbrechen wollen und saß jetzt da und ließ die Tränen über die Backen laufen.

„Vater," sagte sie, „wir können ihn doch nicht fortgeben."

Hans Jakob Pfister zeigte seine ganze Biederkeit, gestand, daß sie sich im Laufe der Zeit sehr an das Kind gewöhnt, besonders die Frau eine heftige Liebe

für Heini gefaßt habe, daß aber ihre eigenen Gefühle doch nicht ausschlaggebend sein dürften. Der Knabe habe keine Freude am Bauernberuf, müßte also wohl später in die Stadt zum Besuch einer höheren Schule geschickt oder, da seine Ausdauer dafür vielleicht nicht hinreiche, in eine Lehre gebracht werden.

„Er ist ein Stadtkind, Jungfer Zeller," fuhr er fort. „Sehen Sie ihn nur an, wie er sich trägt und wie ihm manches nicht behagt, was uns schicklich und natürlich dünkt. Des Menschen Natur behält immer zuletzt den Sieg, und die Erziehung kommt gegen sie nicht auf."

Weiter schilderte er, wie er sich redlich Mühe gebe, Heini zu lenken, wie er aber selbst sich seiner Sache nicht sicher fühle, da zu viel ihm Fremdes an dem jungen Menschen sei, zu viel, was er nicht verstehe.

Salome erkannte, wie ernst der gute und ehrliche Mann es mit seiner Pflegevaterpflicht nahm und daß eine tiefe Gerechtigkeit und eine warme Menschenliebe im Grunde seines Wesens waren. Vom Augenblick gedrängt, bat sie Pfister, ihr seine Hilfe nicht zu entziehen.

„Wie sollte ich mit dem sonderbaren Kinde allein fertig werden!" klagte sie.

Darauf erwiderte der Bauer, daß ihm keineswegs im Sinn läge, sich einer erst halb versuchten Aufgabe zu entziehen. Es müßte nur in naher Zeit eben wohl so manches, was Heini betreffe, besprochen werden, und er und seine Frau könnten die Verantwortung nicht mehr allein übernehmen.

So lernte Salome, daß ihre eigene Verantwortung wuchs. Es beunruhigte sie. Die Offenheit Pfisters war ihr außerdem wieder ein Vorwurf, weil sie fühlte, wie wenig sie selbst dagegen bot. Mit belastetem Gemüt und von unzähligen Gedanken bestürmt, fuhr sie an diesem Abend nach Hause.

Ihre Tage begannen sich dann zu verdüstern. Schleichend und blitzschnell, aus nichts aufschießend, wie Schlänglein in der Nacht, kamen Sorgen. Da war die eine: Daß der Knabe Heini ein Sonderling war! Die andere: Daß er bei den Pfisters nicht glücklich schien. Die dritte: Was aus ihm werden sollte? Die vierte und fünfte, die hundertste und tausendste: Daß die Erziehung des Kindes mehr Geld kostete und immer noch mehr kosten würde, und daß es ihr, Salome, nicht ganz leicht wurde, dieses Geld immer und unauffällig zu erübrigen, wenn es auch bisher noch immer gut gegangen war! Daß der Vater und die Mutter sich immer mehr wunderten, weil von Feldstetten nie ein Gegenbesuch kam. Daß etwas Unbestimmtes sie einspann wie in einem Netz, mehr und immer mehr, so daß ihr manchmal eine furchtbare Angst die Kehle verschnürte. Und daß so viel Unaufrichtigkeit in ihrem Leben war und immer neue daraus entstand.

Manchmal noch fiel zwischen die Sorgenstunden hinein ein glücklicher Augenblick. Wenn sie Heinrich Hirzel begegnete zum Beispiel. Man sagte, daß sein Leben nicht besonders glücklich sei, da seine Frau zu sehr in zöpfischen Ansichten stecke, während er einen freien Blick habe; daß ihm ferner Mutter und Frau zusammen mit allerlei Eigenheiten oft schwere Tage machten, der Vater aber völlig geistig gebrochen und den übrigen eine Last sei. Aeußerlich war von diesem Nichtstimmen des Hirzelschen Haushaltes nichts zu merken. Heinrich ging ruhig und aufrecht seiner Wege, und vor den Leuten war er gegen die Seinen von ausgesuchter Höflichkeit und Rücksicht. Nur einmal fiel gleichsam eine Maske von seinem Gesicht, als er gegen Salome, es schwer aus der Brust heraufholend, das Wort sprach: „Ja, ja, Fräulein Salome,

das Leben hat uns nicht gehalten, was es uns in der Jugend versprochen."

Salome hatte da wieder einmal den Eindruck, als ob er mit leiser Wehmut an die Zeit denke, die er mit ihr verlebt, daß also auch ihm diese fürs ganze Leben etwas bedeutet habe.

Friedlich war für sie auch manche Stunde, die sie mit Brändli verlebte. Die Gefühle, welche sie für diesen hegte, waren weitaus anderer Art als diejenigen, welche sie noch immer an Heinrich Hirzel banden. In diesen lebte und bebte noch alles, was jung in ihr war. Jene aber glichen mehr einem Aufatmen, der befreienden Empfindung des Geborgenseins, die innerlich verwirrte oder schwache Naturen in der Nähe reifer und in sich gefesteter Menschen empfinden.

Brändli war über seine Enttäuschung hinweggekommen und hatte im Laufe der Zeit und vielleicht in der Befriedigung, die seine immer verantwortlichere Stellung im Bankhause ihm gewährte, seine frühere Selbstsicherheit wiedergewonnen. Er verkehrte mit Salome ohne Zwang, war ihr immer ein Freund, ihr Interesse fördernd und ihr jeden Vorteil verschaffend, den er ihr zuweisen konnte. An kleinen Zeichen nur, einem heimlichen Blick, einem Beben der Stimme konnte Salome zuweilen merken, daß er die einstigen Hoffnungen nicht ganz begraben hatte. Bei ihrer gemeinsamen Arbeit und ihrem täglichen Beisammensein war jedoch noch nie ein Mißton in ihren Verkehr gefallen und hatte nicht die kleinste Uneinigkeit ihnen die Möglichkeit erschwert, jedes dem anderen eine Stütze zu sein.

Sorgenverscheuchend wirkte auf Salome auch der persönliche Umgang mit Heini. Seit das sonderbare und herbe Kind ihr gesagt hatte, daß sie ihm mehr als die Pflegeeltern gelte, kam, wenn sie bei ihm war, stets aufs neue das heiße Verlangen nach

Beweisen seiner Liebe über sie. Sie warb um ihn, ohne es zu wissen. Er machte es ihr freilich nicht leicht. Er war in der Schule allmählich unter die schlechtesten Schüler hinunter gerückt. Der Lehrer vermochte ihn nicht aufzurütteln, weder mit Strafen noch mit Liebe; denn er brachte es nicht fertig, seine Gedanken an die Strafe oder die Liebe herbeizuzwingen. Offenen Widerstand setzte Heini dem Pflegevater entgegen, wenn dieser ihn zur Arbeit in seinem Beruf heranziehen wollte, und erzürnte Pfister täglich. Und doch war auch dieser in seinem Banne und konnte ihm nicht lange gram sein; denn manchmal durch einen Strauß Waldblumen, die er der Mutter aufs Zimmer stellte, durch einen weiten Gang, den er ungeheißen für sie tat, eine Entbehrung, welche er sich, um die Pflegeeltern zu erfreuen, auferlegte, zeigte er unvermutet ein weiches, liebevolles Gemüt, das an dem Verschlossenen doppelt überraschte. Er hatte auch ein Talent. Er zeichnete gern und besaß eine merkwürdige Geschicklichkeit darin, obwohl er nie Anleitung gehabt hatte. Stillschweigend legte er manchmal ein Blatt mit einer Bleistiftskizze oder selbst mit einer Farbenstudie auf den Tisch der Pfisterschen Stube, lief davon, wenn er gerühmt wurde, und wollte nicht, daß man davon sprach. Ein solches Blatt fand Salome einmal in ihrer Handtasche, als sie diese nach einem Besuche im Pfisterhause daheim öffnete. Dieses Zeichen seiner Anhänglichkeit war ihr lange ein Lebensbrot, von dem sich ihre Freude nährte.

12

An einem Mittag zur Essenszeit trat Salome Zeller aus dem Bankhause. Es war ein heller, aber windiger Tag. Der Sturm zauste die Leute in den

Straßen und verleidete ihnen das Stillstehen und das Sprechen. So ging jeder eilig seiner Wege. Auch Salome war allein und wollte die breite Straße überqueren. Da sah sie in einer Seitengasse den Knaben Heini stehen. So plötzlich tauchte er dort auf, daß sie zuerst ihren Augen nicht traute. Aber er blickte unverwandt nach ihr herüber, und je näher sie kam, um so deutlicher erkannte sie, daß er sie erwartet hatte. Das Blut schoß ihr brennend zu Kopf, dann schüttelte ein Frost ihren Körper. Das war Furcht.

Sie schaute sich um, ob niemand sie beobachte. Dann ging sie auf Heini zu und hieß ihn mitkommen. In der Nähe war ein Gewirr von engen, wenig begangenen Gäßchen. Da führte sie ihn hinein und blieb endlich mit ihm stehen, als sie glaubte, vor der Begegnung mit Bekannten sicher zu sein.

„Wie kommst du hierher?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Ich bin fortgelaufen," sagte er kühl und offen. „Ich wollte einmal die Stadt sehen. So bin ich mit der Bahn hierher gefahren. Ich möchte überhaupt lieber in der Stadt sein als auf dem Lande."

„Wie hast du mich gefunden?" fragte sie, noch immer ganz verwirrt.

Er erklärte, sie habe einmal zu den Pfisters geäußert, daß sie in der und der Bank beschäftigt sei.

Das warf sie vollends aus dem Gleise. War sie ihrer selbst nicht mehr sicher und verriet sie trotz aller Vorsicht Dinge, die sie hatte verheimlichen wollen? Ihr schwindelte. Herrgott, all die Lüge um sie her!

Dennoch begann sie Heini Vorwürfe über das, was er getan, zu machen, und stellte ihm vor, wie die Pflegeeltern sich seinetwegen ängstigen würden. Sie befahl ihm, sobald als möglich wieder heimzureisen. Es gehe ein Zug in einer Stunde, er müsse sogleich

an den Bahnhof zurück, allein, denn sie könne nicht mit ihm kommen. Sie wußte nicht klar, was sie alles befahl und wollte. In einer ungeheuren inneren Erregung traf sie die Anstalten, die ihr im Augenblick das Richtigste schienen.

„Laß mich hier in der Stadt in eine Lehre treten, Mutter," bat Heini. „Ich mag nicht mehr in die Schule gehen."

„Ich will sehen, ich will sehen," gab sie zurück. „Ich komme am Sonntag hinaus zu euch. Geh jetzt nur, geh."

Er wendete sich ab, verstaunt und langsam, als ob er nur widerwillig gehorche. Da fiel ihr ein, daß sie ihn nicht hungrig gehen lassen könne. Hastig lief sie ihm nach, kaufte ihm in einem Fleischerladen und bei einem Bäcker ein Mittagbrot und drängte ihn dann abermals zur Eile.

„Versprich mir, Heini, daß du gleich heimreisest!"

Sie nahm seine Hand und sah so bekümmert aus, daß sie ihm leid tat. Er versprach, was sie verlangte. „Ich wollte dich nicht ärgern," sagte er; es lag mehr Anhänglichkeit in seinem Ton als je vorher. Aber Salome hörte sie nicht heraus. Sie beobachtete ihn, wie er aus der Gasse ging und die Richtung nach dem Bahnhof einschlug. Dann eilte sie selber nach Hause.

Der Sturm fiel sie an, und grelle Sonne brach über sie. Sie merkte keines von beiden, rannte nur mehr, als sie ging. Die Uhr vom Petersturm sagte ihr, wie verspätet sie war. Die Eltern saßen schon am Tisch und sahen sie besorgt an, als sie eintrat. Ihr Haar war zerzaust und hing ihr unordentlich ins Gesicht.

„Solch ein Wind," schmälte sie und verbarg hinter dem Aerger, den sie spielte, die grenzenlose Zerfallenheit ihres Innern.

Dann fragte der Vater, wie sie erwartet hatte, warum sie so spät sei. Und sie log von Ueberarbeit und mußte sich gefallen lassen, daß die alten Leute sie bedauerten und sie zärtlich zankten, so dürfe sie die Arbeit nicht übertreiben. Hierauf verfiel sie in eine nervöse Lustigkeit und scherzte und lachte, bis sie die Eltern darüber hinweggetäuscht hatte, daß sie selbst mit dem Essen fertig war, ehe sie nur recht begonnen. Sobald sie konnte, verließ sie die Stube. Als sie allein war, kam eine heftige Erschlaffung über sie. Sie setzte sich in die Grübelecke ihrer Kammer. Ihr Kopf war dumpf. Die Glieder dehnten sich kraftlos. Sie hatte ein tiefes Schlafbedürfnis. Eine Weile schlummerte sie auch wirklich. Aber als sie einmal halbwach nach der Uhr blinzelte, gewahrte sie, daß sie wieder ins Geschäft mußte. Sie raffte sich zusammen und machte sich taumelnd auf den Weg.

Die Luft und die Arbeit weckten sie. Dann konnte sie wieder denken. Die Angst kam zurück und das Grübeln, was werden sollte. Und das Grauen vor ihrem unwahren Leben war wieder da.

Sie konnte es kaum erwarten, bis es Nacht war und sie alle Alltagspflichten hinter sich hatte.

Als sie sich am Abend zu Bett legte, war der Leib müde, als sei er durch alle Weiten gehetzt worden, aber der Geist war aufgepeitscht und arbeitete. Sie überlegte, was das heißen wollte, daß Heini in die Stadt gekommen war. Und sie sagte sich, daß das die Gefahr war, die Gefahr, unter der ihr ganzes Leben stand. Die Entdeckung ihrer Schande war näher gerückt. Dann wußte sie, daß sie neue Wege suchen mußte, um diese Gefahr abzuwenden. Sie mußte die Verwunderung der Eltern davon ablenken, daß ihre Besuche in Feldstetten nicht erwidert wurden! Sie mußte dafür sorgen, daß Heini, da er auf dem

Lande nicht bleiben wollte, eine andere Unterkunft fand! Sie mußte ... mein Gott, was — was noch? Lügen, lügen, lügen!

Halt! Da war wieder ein Weg, eine Lüge!

Blitzschnell tauchte das immer auf.

Sie mußte nur etwas wagen!

Heini wollte in die Stadt! Hans Jakob Pfister war dafür, daß er in eine Lehre kam! Er hatte schon manchmal dazu geraten! Wenn sie Heini auswärts schickten, so war die Gefahr einer weiteren Begegnung vermieden — aber — die Pfisters wollten den Knaben nicht ganz weggeben, und sie selber, Salome, mochte nicht daran denken, sich völlig von ihm zu trennen. Wie also, wenn ... Sie brauchte nur ein wenig weiter noch zu — lügen. — Konnte Heini nicht der Bruder der — Freundin in Feldstetten sein? Als solchen — konnte sie ihn hier in der Stadt zuführen, wem sie wollte, ihm unauffällig eine Lehrstelle besorgen, ihn — ihren Eltern bringen ...

Heini mußte nur richtig belehrt werden, was er zu sagen hatte!

Zwanzig neue Pläne schossen aus dem einen auf. Es waren ihrer so viele, daß sie selbst nicht mehr unterschied, was Wahrheit und was Lüge war.

Am Ende schlief sie ein und hatte einige Stunden unruhigen, sie nicht erquickenden Schlafes.

Am anderen Morgen waren die Pläne noch da. Sie marterten ihr Gehirn während des kommenden Tages, während der Tage, die noch bis zum nächsten Sonntag fehlten. An diesem Sonntag aber griff sie aus den Plänen einen auf, plötzlich und fast aufs Geratewohl. Sie erzählte den Eltern, daß die Feldstettener Freundin wieder nach England zurückgehe, daß sie sie daher noch einmal sehen möchte. Uebrigens käme der junge Bruder des Mädchens vielleicht bald

nach St. Felix in eine Lehre. Den würde sie wohl einmal ins Haus bringen.

„Der Bruder?" fragte Vater Zeller ein wenig aufhorchend. „Du hast uns noch nie etwas von ihm gesagt, Sali."

„Wer spricht von derlei Buben," gab sie leichthin zurück.

Damit gaben sich die anderen zufrieden.

Gegen Mittag fuhr Salome nach Feldstetten. Sie ließ sich von ihrem Schicksal treiben. Sie hatte erzählt und mußte den anderen weiter — erzählen, was sie den einen gesagt hatte.

Hans Jakob Pfister war ernst und nachdenklich, sandte die Frau und Heini gleich aus dem Zimmer und hob an, Salome von dem Knaben zu sprechen. Sein Weglaufen hatte ihn gegen diesen erzürnt.

„Wenn es nicht meiner Frau wegen wäre," sagte er gleich zu Anfang, „so würde ich ihn nicht mehr im Hause behalten."

Salome geriet in Angst. Ihr Leben war ohnehin nichts mehr als Angst. Zitternd bat sie den Bauern, er möge es dem Knaben nicht allzusehr verdenken.

In langem Beraten kamen sie dann überein, daß sie Heini den Willen lassen und ihm Gelegenheit geben wollten, zu zeigen, ob er in Stadt und Lehre besser bestehe als in der Schule. Dann gestand Salome, daß ein Zusammentreffen des Knaben mit ihren Eltern in der Stadt sehr wahrscheinlich sein würde, daß sie diesen daher den Knaben lieber gleich zuführen möchte. Zum ersten Male erzählte sie mehr von den Eltern und daß Heini vor diesen ganz als sein, Pfisters, Kind gelten müsse.

Er hörte ihr ruhig zu, schüttelte nur manchmal den kahlen, klugen Kopf. Jetzt lehnte er sich auf der Bank zurück, die feisten Hände auf dem Tisch gefaltet,

und sagte: „Ich habe Ihnen nicht darein geredet. Aber — glauben Sie, Jungfer Zeller, daß derlei Verstecktheiten das Rechte sind?"

Mit herzlicher und teilnehmender Stimme fuhr er fort, ihr zuzureden. Sie habe den Fehltritt ihrer Jugend reichlich gebüßt und sich immer wacker gehalten. So möge sie den Eltern jetzt alles offen gestehen. Es werde sie erleichtern. Und es gäbe im Leben nichts Besseres als Wahrheit! Nur keine Lüge! Nur keine Lüge!

Salome hielt die Arme im Schoß, ihr Oberkörper bog sich vornüber. Klein und in sich zusammengesunken saß sie da. Ihr Gesicht sah verwüstet und gelb aus, und eine Menge Fältchen wurden sichtbar, die sonst nicht hervorgetreten waren.

„Wenn ich so könnte, wie ich wollte," sagte sie ganz leise. „Aber ich bin nicht allein. Da ist noch einer. Er ist hochgestellt und — und seine Eltern leben noch — wie meine Eltern. Und es würde an zwei Häusern rütteln — wenn —"

Hans Jakob Pfister wagte nicht, weiter in sie zu dringen. Er kannte wenig von ihrer Geschichte, ahnte vielleicht mehr, aber er betrachtete sie, wie sie ganz gebrochen dasaß, und getraute sich nicht, ihr weiter zu raten. Wer wußte, in welcher Wirrnis sie lebte? Das Geschick mußte wohl seinen Weg gehen!

„Armes kleines Ding," sagte er und legte eine Hand auf ihren krummen Rücken.

Da fuhr sie auf, und die blauen Augen, die noch immer jung waren, leuchteten ihn fast trotzig an. „Ich bin nicht so schlecht, wie Sie denken. Ich — ich tue nur, was ich tun kann — was mir das Beste scheint, damit niemand meinetwegen leide."

Er ließ das das Ende ihrer Beratung sein.

„Sie müssen es am besten wissen," sagte er, und

während des ganzen Nachmittags, den sie im Hause zubrachte, bewies er ihr seine ruhige, schlichte, väterliche Güte.

Sie fand einen Teil ihrer Tatkraft wieder und ließ sich von Heini am Abend nach dem Bahnhof begleiten. Auf diesem Wege sagte sie ihm, daß sie mit Hilfe seines Pflegevaters sich um eine Lehrstelle für ihn umsehen wolle und daß er ihre Eltern kennen lernen sollte, wenn er in St. Felix sei. Dann hastig und wie so nebenbei ließ sie ihn wissen, was sie vor ihren Eltern heimlichhalten müsse.

Er sah sie mit kühlen Augen an, sprach kein Wort, sondern ging dann nur mit gesenktem Kopfe neben ihr her.

„Hast du gehört, Heini?“ fragte sie erregt.

„Ja, ja,“ gab er zurück.

„Nun, und?“ fragte sie wieder.

„Ich werde alles so sagen, wie du es mich lehrst,“ sagte er.

Aber sie sah, daß er Gedanken hatte, an denen sie keinen Teil besaß. Und solange er an diesem Abend noch bei ihr war, fühlte sie, wie er sie heimlich beobachtete, und hatte Angst vor ihm, als ob er schon erwachsen wäre. Sie ahnte, daß er von ihrem Schicksal mehr verstand, als seinen Jahren zuzutrauen war.

Nachdem sie sich getrennt hatten, wich die Angst einem Gefühl fürchterlicher Schmach. Zum Lügen hielt sie das Kind an! Wo sollte das alles noch hinführen? Was mußte der Knabe von ihr denken? Mußte nicht seine Liebe nachlassen, wenn er nicht mehr die rechte Achtung für sie haben konnte?

Salome Zeller litt schwerer und schwerer. Kaum daß je mehr der Lichtstrahl einer süßen Erinnerung oder einer kleinen Freude der Gegenwart in das tiefe Dunkel ihrer Tage fiel.

In diesen Tagen sprach einmal ihr kleiner Vater das halb wehmütige, halb scherzhafte Wort zu ihr: „Du bist schon ein ganz altes Weiblein, Sali."

Sie hörte wohl das nie ausgesprochene Bedauern daraus, daß sie so lange allein geblieben war. Und sie brauchte nur in den Spiegel zu sehen, um zu wissen, daß sie alt wurde. Manchmal stand schon ein grauer Faden in ihrem braunen, vollen Haar. Und je trüber ihr Gemüt war, um so deutlicher wurden die Falten in ihrem scheinbar noch glatten Gesicht, als ob die Angst und die Qual mit Messern Stirn und Schläfen ritzten. Sie ging häufig in die Andachten der Glaubensbrüder in dieser Zeit. Vater und Mutter freuten sich, wenn sie ging. Sie hatten es immer ein wenig beklagt, daß ihr Sinn freier war. Die schlichten, mittelmäßig begabten, demütigen Menschen in der Stunde taten Salome wieder wohl. Sie nahmen ihr ganzes Leben, als von Gott kommend und zu Gott gehend, geduldig und willfährig und ein wenig tatlos hin. Weil sie selbst sich so ganz in die Barmherzigkeit Gottes gaben, waren auch sie barmherzig gegen alle Armen und Bedrängten. Ihr Mitleid und ihre Güte lagen in der sanften Freundlichkeit ihres Wesens ausgeprägt, sie äußerten sich in den Predigten ihrer geistlichen Vorsteher und sie lagen selbst in ihrer Kirchenmusik, ihrem weichen, maßvollen Gesang. Wenn Salome in der schwach beleuchteten Kirche unter den schwarzgekleideten Frauen saß, die kleine Orgel mehr lieblich als machtvoll klang, und die Gemeinde ohne Leidenschaft und wie aus lieber Gewohnheit Gott diente, war es ihr, wie wenn jemand ihr zuspräche: „Du bist nicht so schlecht, Sali! Wir verstehen dich. Du tust uns leid, und wir nehmen dich auf bei uns, wie wir noch keinen Sünder verstoßen haben."

Hier erwachte auch in Salome am meisten das Verlangen, alle Last von sich zu wälzen und irgend jemand alles, was sie zu verbergen hatte, zu gestehen. Allein immer waren Scham und Verschlossenheit stärker als dieses Verlangen. Und sie schwieg und — schwieg.

13

Nun war auch das wieder vorüber.

Heini war mit Salome bei ihren Eltern gewesen. Zwei Stunden hatte er in der Stube zugebracht. Und alles war gut gegangen, kein Verdacht entstanden; denn was der Knabe gefragt worden war, das hatte er beantwortet, ohne Salome irgendwie bloßzustellen. Seine verschlossene und abweisende Art hatte ohnehin allzuvielen Fragen gewehrt. Auch eine Lehrstelle bei einem Buchbinder hatte Heini nun inne und bekam nebenher Zeichenunterricht. Die Pfisters zahlten aus eigener Tasche das Lehrgeld. Der junge Mensch zeigte sich brauchbar und anstellig. Er lebte zurückgezogen, und im Zeichnen machte er wirkliche Fortschritte. Freilich, was dieses sein Talent und Steckenpferd betraf, war er manchmal etwas anspruchsvoll, brauchte allerlei teures Material, das Salome ihm kaufen mußte. Auch sein sonstiger Unterhalt kostete mehr als früher. So hatte Salome manchmal Sorge, wie sie alles bestritte, obwohl ihr eigenes Einkommen sich von Jahr zu Jahr hob.

Dennoch waren wieder friedliche Jahre. Manchmal schlief die Sorge wieder ein, und manchmal blühte eine spärliche Freude.

Der alte Herr Hirzel starb in diesen Jahren, und sein Sohn wurde Alleininhaber des Geschäftes. Er hatte keine Kinder und war ein einsamer Mann. Je

älter er wurde, desto mehr streifte er die Manieren des Weltmanns ab und nahm mehr das freie, etwas derbe Wesen des Vaters an, dem er ohnehin in vielen Dingen ähnlich war. Seine zimperliche Frau ertrug dieses Wesen nicht; auch seine Mutter konnte es nicht leiden. So war die Kluft zwischen den beiden Frauen und ihm mit der Zeit weiter geworden; sie und er gingen ihre besonderen Wege. Salome wußte darum, und es war für sie ein Grund mehr, zu schweigen. Wenn die Frauen jetzt etwas zu Heinrich Hirzels Nachteil erfuhren, so müßten sie ihm doppelt gram werden. Noch immer aber war dieser gut zu ihr, wenn sie sich begegneten; noch immer lag etwas in seinen Augen, als spräche er gern einmal mit ihr sich aus von dem Schönen, das gewesen, und Ueblem, das war.

In der Bank ging alles seinen gewohnten Gang. Johann Paul Brändli war jetzt der dienstälteste Beamte dort und stand unter den angesehensten voran. Zu diesen aber gehörte auch Salome Zeller, und ihr Eifer, ihre Freude an ihrer Pflicht erlahmten nie. Johann Paul Brändli war ein treuer, schweigsamer Freund. Manchmal besuchten sie sich gegenseitig, Brändli und seine Mutter die Zellers oder umgekehrt; manchmal taten sie auch wie früher einen Gang zusammen. Was sie da sprachen, waren Dinge, die mit ihrer Arbeit oder mit kleinen Lebensbetrachtungen zu tun hatten; nie aber zeigten die Brändlis, so nahe sie gelegen hätte, Neugier nach den Ursachen, die Salome bestimmt haben mochten, allein zu bleiben. Eine leise Verwunderung, zuweilen fast ein mitleidsvolles Verständnis glaubte Salome hier und da in Johann Paul Brändlis Augen zu lesen, wie wenn er sagen wollte: Auf dir, Salome Zeller, lastet etwas. Du täuschest mich nicht. Und ich möchte wohl wissen, was in deine Seele eine so tiefe Kerbe geschnitten hat.

Während Jahr um Jahr sich erfüllte, erfuhr Salome die Ueberraschung, daß Heini ohne ihre Hilfe bei ihren Eltern zeitweiliger Gast wurde. Es fing damit an, daß die Mutter ihr eines Tages, als sie vom Geschäfte nach Hause kam, erzählte, der Jüngling sei dagewesen, und er habe nur wieder einmal guten Tag sagen wollen. Seine Besuche wiederholten sich, doch kamen die alten Zellers und er sich nicht so recht nahe. Jene wunderten sich über Heinis unzugängliche Art. Er kam oft, grüßte, verweilte eine Viertelstunde, wortkarg, nur antwortend, wenn er gefragt wurde, und entfernte sich wieder, ohne daß ersichtlich gewesen, warum er überhaupt gekommen war.

Einmal — in Salomes Anwesenheit — kam zwischen den Eltern Zeller und ihm die Rede auf Heinrich Hirzel. Sie sprachen von seiner Tüchtigkeit, wie sie überhaupt nie aus dem Rühmen herauskamen, wenn sie den jungen Prinzipal nannten. Dabei erwähnten sie, wie diese Tüchtigkeit sich von Anfang an erwiesen habe, schon damals, als er aus England zurückgekommen sei. Irgendeine Bemerkung streifte dann die Tatsache, daß Hirzel damals in England auch Salome getroffen.

Da nun fuhr Heini plötzlich mit der erstaunten Frage dazwischen: „In England — Herr Hirzel und Jungfer Zeller?"

Die Frage war seltsam und an ihm, dem Wenigsprecher, doppelt auffällig.

Vater Zeller bejahte etwas befremdet, worauf Heini wie zur Erklärung seiner Verwunderung bemerkte, es sei ein spaßiger Zufall, wenn zwei Menschen aus demselben Hause sich in so weiter Ferne träfen.

Salome hielt sich der Unterhaltung fern. Sie beugte sich über eine Handarbeit, mit welcher sie beschäftigt war. Aber sie fühlte aufs neue, daß Heini

Gedanken hatte, um die sie nicht wußte, grübelnde, frühreife, seltsame Gedanken. Und sie bangte wieder vor dem, was hinter seiner hohen, gewölbten Stirn sich spann.

Heini hatte scharfe Ohren und war ein Grübler und Sucher. Nach und nach mußte er die Wahrheit erlauscht und ergrübelt haben. Es kam der Tag, an welchem er Salome gerade heraus fragte: „Sage mir, ob Herr Hirzel mein Vater ist."

Sie waren allein. Es war ein Sommerabend und die Arbeit des Tages für beide getan. Sie ergingen sich in den Anlagen, die am Nordende der Stadt zwischen den beiden Flüssen Limmat und Sihl lagen. In einem verlassenen Querwege standen sie still. Büsche verbargen sie fremden Blicken.

„Heini," stotterte Salome, ungewiß, was sie antworten sollte.

„Ich möchte es wissen," beharrte er. Sein glattes Gesicht und die kühlen, grauen Augen verbargen jede Empfindung. Er war jetzt schon viel größer als Salome, noch immer bartlos, aber ein schmucker, starker Mensch.

„Ich will nicht davon sprechen," sagte sie in heftiger Erregung, „und du sollst mich auch nicht fragen."

Er zuckte nur die Achseln, und sie gingen weiter.

Eine Weile harrte sie, daß er weiter in sie dringen werde. Ihr Atem flog vor Unruhe.

Aber er sprach nicht mehr davon.

Sie waren schon ein weites Stück gegangen, da machte er sie auf einen besonders reich blühenden Strauch am Wege aufmerksam. So ging er über die Sache hinweg, als ob nichts gesagt worden wäre. So sonderbar war er immer.

Aber das Zittern, das Salome im Innern hatte, wich lange nicht.

Viele Wochen noch konnte sie Heini nicht begegnen, ohne daß die Furcht vor weiteren Fragen sie quälte. Er aber fragte nicht mehr.

Wieder verstrich Zeit und Zeit. Vater Zeller begann davon zu sprechen, daß er wohl bald seine Stellung würde aufgeben müssen. Er war nicht eigentlich krank, nur ein wenig müde; die geschäftlichen Gänge wurden ihm manchmal sauer, und rauhe Witterung ertrug er nicht mehr so leicht wie früher. Vorläufig blieb es freilich beim Davonreden, in Wirklichkeit vermied er, seine Entlassung zu nehmen. Dagegen gab Frau Regula ihren Sitz neben ihren Fruchtkörben unter den Bögen auf. Luft und Feuchtigkeit hatten ihr im Laufe der Zeit ein Reißen in die Glieder gejagt, und so zog sich die stille, häusliche Frau in ihre Stuben zurück, die sie kaum zu anderen Gängen als zum Besuch des Gottesdienstes verließ.

Salome arbeitete. Rastlose Arbeit war der Inhalt ihres Lebens. Dieselbe lenkte ihre Gedanken ab, und sie brauchte etwas, was sie nicht zum Nachdenken kommen ließ. Mehr und mehr mied sie die Menschen und die Vergnügungen des Alltags. Außer mit den Brändlis verkehrte sie fast mit niemand. Wenn die Eltern sie gutmütig schalten, daß sie sich zu wenig Ablenkung und Erholung gönne, antwortete sie jetzt, Geselligkeit und Vergnügen sei für die Jugend. Und sie konnten alle nicht leugnen, daß sie selber nicht mehr jung sei. Einen Schatten warf freilich Salomes einsames Wesen in die Zufriedenheit der Alten. Es kam mit dem einzigen Kinde manches so ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatten! Die leise Schalkhaftigkeit, die früher an Salome gewesen, war tot oder hatte sich in ein fast schmerzliches kleines Lachen verwandelt. Die einstige Keckheit war Schärfe geworden. Und was sich in ihrem Charakter geändert,

das hatte auch ihrem Aeußeren seinen Stempel aufgedrückt. Ihre blauen Augen hatten ihr heiteres Licht verloren und dafür etwas Hartes, fast Zorniges im Ausdruck angenommen. Die runden Wangen entbehrten jetzt der weichen, jugendlieblichen Form, und es lief von ihnen aus eine knappe, eigensinnige Linie gegen den Mund. Und braun war Salome geworden, als ob sie viel im Wetter gewesen. Es gibt Gesichter, auf denen die Gewitter der Seele Spuren hinterlassen wie rauhe Wetter auf der Haut eines Vielgewanderten. Das alles, die hundert kleinen Hammerschläge und Messerstiche und Feilenstriche, mit welchen Gedanken, Sorgen und Alter im Menschenantlitz schreiben und bildnern, war in Salomes Zügen zu sehen. Nur die Gestalt des Mädchens war noch immer zierlich wie in der Jugend, und an ihr erinnerten sich die Alten, was sie früher für ein hübsches, keckes, rasches Kind gehabt hatten.

Während die Alten müde und die auf der Lebenshöhe Stehenden härter und ernster wurden, streckte sich Heini, der Jüngling, immer mehr wie ein junger Baum. Es gab Zeiten, in welchen Salome stolz auf ihn war. Nach wie vor auch warb sie um seine Liebe mit hundert kleinen Guttaten und ließ sich nicht merken, wie schwer ihr der Erwerb alles dessen wurde, was er zum Leben bedurfte.

Heini war vergnügt und glücklich. Außer seiner Mutter tat ihm auch die weiche und blindgütige Pfisterin zuliebe, was sie nur konnte, und ihr Mann, wenn er auch mit allem Beifall zurückhielt, sah mit ruhigem Wohlgefallen seinem leiblichen und geistigen Gedeihen zu. Der Jüngling war jetzt einundzwanzig Jahre alt und in dem Geschäfte, wo er bisher als Lehrling tätig gewesen, Geselle geworden. Da kam ein Tag, an welchem die drei Menschen, die bisher

für sein Wohl gesorgt hatten, gänzlich aus seinem langsamen und kühlen Herzen fielen.

Salome führte ihn an diesem Tage zum erstenmal ins Theater und saß neben ihm in der vordersten Reihe einer der Galerien. Auf der Bühne wurde ein Schillersches Stück gegeben. Heini war wortkarg, wie immer; das Stück schien ihm keinen Eindruck zu machen. Auf seiner anderen Seite saß ein junges Mädchen mit schwarzem Kraushaar, einem hübschen Gesicht und glänzenden, ausdrucksvollen Augen. Sie war ein unruhiges kleines Ding, und die Zuschauer waren ihr merkwürdiger als das Spiel. Besonders oft wendete sie sich nach Heini um. Dabei begegneten seine Augen nach einer Weile den ihrigen, hafteten darin und senkten sich. Die Blicke suchten sich abermals. Und später wieder. Dann war für beide junge Leute nichts mehr als nur sie zwei. Die Augen redeten, als fielen hundert glühende Worte. Sie selbst lehnten sich aneinander, ohne daß jemand es merkte.

Als das Stück zu Ende war, fand Heini im Tumult des Aufstehens Gelegenheit, des Mädchens Hand zu drücken. Die ihre kam ihm entgegen. Sie gaben sich damit gleichsam das Versprechen: „Wir sehen uns wieder."

Heinis Zerstreutheit fiel Salome auf. Sie fragte ihn, wie es ihm gefallen habe. Er zuckte nur die Schultern. Sein Blick wanderte und suchte unter der Menge, die das Theater verließ. Plötzlich murmelte er etwas Unverständliches und bahnte sich Weg durch die Schar der Leute. Salome verlor ihn aus den Augen. Sie wartete eine Weile, erst in der Vorhalle des Theaters, dann draußen. Als Heini nicht wiederkam, redete sie sich ein, daß jener, um den Spätzug nach Feldstetten nicht zu verfehlen, sich eilig nach dem

Bahnhof begeben habe. Erst später erfuhr sie, daß er in der Nacht nicht bei den Pflegeeltern gewesen.

Bald nachher wurde sie gewahr, daß in die Liebe des Sohnes, um welche sie warb, eine andere getreten war, um derentwillen er ihrer vergaß.

14

Sie hieß Luzia Petermann und war eines deutschen Geschäftsreisenden Tochter, eines etwas dunkeln Mannes, der manchmal Geld hatte und öfter keines, und der, wenn er welches hatte, gern damit großtat. Die Mutter ging als Näherin ins Kundenhaus und war eine brave, schwache Frau. Die Tochter war blutjung, leichtsinnig und verliebt. Sie hatte eine Anstellung als Verkäuferin in einem Großbasar. Das war Heini Zellers Verhältnis.

An jenem Abend hatte er die Kleine unter den das Theater verlassenden Menschen entdeckt, war ihr nachgegangen und hatte ihren Wohnort, der nicht allzuweit vom Zellerschen Hause entfernt war, ausfindig gemacht. Weil er darüber den Zug versäumte, blieb er in der Stadt und ging anderen Tages zur Arbeit. Von da an umstreifte er das Haus seines Mädchens und fand bald Gelegenheit, ihr mit Worten zu sagen, was sie bis dahin sich nur mit Blicken gesagt hatten.

Es war eine Liebe, wie sie Tausende gleich stürmischen Flammen aufschlagen. Das Mädchen war äußerlich die Leidenschaftlichere. Sie hatte sich an dem kühlen, blonden Burschen entzündet. Er dagegen konnte auch ihr gegenüber nicht aus sich heraus und blieb ruhig und steif. Nur daran, wie er manchmal sie jäh an sich preßte, und in der Häufigkeit, mit

welcher er sie aufsuchte, konnte sie merken, wie er an ihr hing.

Heini hatte einen rücksichtslosen Willen und kannte keine Furcht. So machte er sich zuerst an die Petermanns, sagte ihnen von seiner Liebe und hatte nicht schwer, deren Einwilligung zur Verlobung mit der Tochter zu bekommen. Darauf zog er Salome ins Vertrauen, nicht sie fragend, sondern sie vor die Tatsache stellend: Ich will heiraten. Die und die!

Salome erschrak. So oft schon aber war Schrecken und Unruhe in sie hineingefahren, daß zugleich eine Müdigkeit sie erfaßte: Wann würde der Mühe genug sein?

Sie begann Heini Vorstellungen zu machen. Er sei noch zu jung und habe kein Auskommen.

Da sah er sie mit den grauen Augen an und sagte: „Ich lasse nie, nie von der Luzia."

Er sagte das so ruhig, wie er immer sprach, aber mit einer kalten Bestimmtheit.

Sie seufzte und wußte sich keinen Rat seinem kühlen Eigenwillen gegenüber.

Zuletzt vertraute Heini sich den Pfisters an. An der Pflegemutter fand er nach einiger Ueberredung eine Bundesgenossin, ihr Mann aber widerstand.

„Dazu bist du nicht reif," sagte er fest, „und die Leute gefallen mir nicht. Solange du in meinem Hause bist, wird daraus nichts." Irgendwie enthielten seine Worte ein scharfes Entweder-Oder.

Heini schwieg. Er war kein Zänker, aber er ging mit verbissenem Trotz seinen eigenen Weg. Er begann, Salome zu erklären, daß er der allabendlichen Heimreise müde sei und sich eine Kammer in der Stadt zu mieten gedenke.

Hans Jakob Pfister stellte das richtig: „Er will Freiheit haben, Jungfer Zeller. Wenn er guten Rat

nicht hören will, so ist es jetzt Zeit, daß wir auseinandergehen. Ich bin nicht für Unfrieden."

Die Befürchtung, daß der redliche Mann seine Hand von Heini ziehen würde, warf eine neue Last auf Salome.

Heini zögerte aber noch eine Weile, es zu einem Bruch mit dem Pflegevater kommen zu lassen.

Tage danach sprach er Salome um Geld an.

Sie konnte es ihm nicht geben.

Halb verdrossen, halb wirklich bedrängt nahm er ihren Bescheid hin; er schien die kleine Summe durchaus nötig gehabt zu haben.

Da wuchsen die Schatten mächtig um Salome und wurden dunkel, wie sie nie vorher gewesen waren. Die kleinen, frohen Erinnerungen, die letzten, die noch manchmal gelebt hatten, starben. Bald war nichts mehr als nagende Reue und Angst. Aus allen Ecken sprang diese Angst auf sie ein und zeigte ihr hundert verzerrte Gesichter. Immer wieder verschiedene. Es war, als ob Teufel mit fratzenhaften Mienen sie narrten. Aus den Büchern, über die sie geneigt stand, schossen sie auf, als gebärten sie die Zahlen, die sie niederschrieb. Auf dem Heimweg fuhren sie aus allen Gassen auf sie ein. Wenn sie allein in ihrem Zimmer stand, kamen sie langsam, wie an ihrer Qual sich weidend, aus allen Winkeln geschlichen, und des Nachts huschten sie an ihr Bett, hockten auf der Lehne, auf der Decke und grinsten. Jetzt geht der Heini von den Pfisters weg, erzählte der eine. Der andere: Du magst allein für ihn sorgen, du, ledige Mutter. Ein dritter blies ihr ein: Alles kommt an die Sonne, Salome Zeller! — Die Schande wird die Eltern ins Grab bringen, die ehrlichen, einfachen Menschen, erzählte ein vierter. Da kicherte einer: Hahaha und die Hirzels! Ein sechster hob von den

Brändlis an. Und wieder einer weissagte ihr, daß sie um Stelle und Brot kommen werde, bald, ganz bald!

Hunderterlei wußten sie, nur nichts Gutes. Sie waren so emsig bei Tag und Nacht, daß sie Salome, die sonst gesund gewesen, krank machten wie ein am Leben siech gewordenes Weib, dessen Nerven keinen Laut und kein Licht mehr ertragen. Wenn eine Tür zufiel, zuckte sie zusammen. Bei der einfachsten Frage, die jemand an sie richtete, schoß ihr das Blut zu Kopf. Durch die Tür hätte der kommen können, der ihre Heimlichkeiten laut sagte, und die Frage hätte lauten mögen: Du, du, was verbirgst du vor der Welt? Ihre Hände wurden zittrig, ihre Augen scheu. Sie konnte nicht mehr essen, und weil sie nicht lachen mochte, half sie sich durch Verdrießlichkeit und Unduldsamkeit des Wesens und schuf den Eltern böse Tage.

Der Vater sprach ernstlich davon, daß sie Ferien nehmen müsse. Er werde es sich nicht ausreden lassen, sie zum Arzt zu führen.

Aber es kamen schlimmere Zeiten.

Es war im Sommer.

Heini setzte Salome in Kenntnis, daß er ein Zimmer in der Nähe des Geschäftes, in welchem er arbeitete, gemietet habe. Mit den Pflegeeltern hatte er gebrochen. Dann drang er neuerdings in sie, ihm Geld zu geben, legte ihr dar, wie er Schulden gemacht, habe machen müssen, bei seinen knappen Mitteln.

Salome versprach ihm Hilfe und holte heimlich den Rest eines Sparkassenbuches, das sie angelegt hatte.

Er war nicht undankbar, war auch kein eigentlicher Verschwender. Er hatte hinter anderen jungen Leuten nicht zurückstehen wollen, die es sich Sonntags zuweilen etwas kosten ließen. Auch ging er gern gut

gekleidet. Und für Luzia hatte er dann und wann ein kleines Geschenk gekauft. Als er das Geld empfing, fuhr er der Mutter von seiner stattlichen Höhe herab mit der Hand über den grauenden Scheitel. „Ich danke dir," sagte er. „Wenn ich eine bessere Stellung habe, sollst du alles wieder zurückbekommen."

Dann neigte er sich nieder und küßte Salome, was er nie getan hatte, und es war etwas Großes an der geringen Zärtlichkeit, die er seiner tiefverschlossenen Natur abgewann.

Salome umklammerte ihn mit beiden Armen und weinte. „Lerne zu sparen," bat sie, „tue es, tue es doch. Ich kann es nicht leicht für dich finden."

Es war aber nicht der leiseste Groll in ihr gegen ihn, nur Liebe. Er war in diesem Augenblick das Einzige und Höchste, was sie im Leben hatte. In ihm war gleichsam alles aufgestapelt, was sie sich aus der Jugend her gerettet. Die Liebe für ihn, seit sie an seiner spärlichen Erwiderung neue Nahrung gefunden, und die Angst vor Entdeckung bestimmten fürder ihr Leben und ihr Handeln.

Wegen Heinis eigenmächtigen Wegganges von Feldstetten nahm Salome Rücksprache mit den Pfisters. Frau Seline empfing sie bei ihrer Ankunft und konnte vor Kümmernis lange nicht sprechen. Endlich brachte sie hervor, daß ihr Heini wie ein eigenes Kind gegolten und daß ihr nun nicht anders sei, als sei ihr Leben erst jetzt völlig einsam geworden. Ihr Mann kam bald hinzu, und sie nahm sich mehr zusammen, als fürchtete sie seine Zurechtweisung. In seiner gemächlichen und ruhig überlegenen Weise setzte er sich nach der Begrüßung zu den Frauen und sagte: „Ich habe es kommen sehen, Jungfer Zeller, und es ist mir leid um uns alle. Ich hätte Ihnen gern geholfen, den jungen Menschen noch eine Weile zu

leiten; denn es ist eine schwere Aufgabe für eine Frau, die allein steht. Aber ich kann jetzt nichts tun. Er muß seinen Weg haben und sich vielleicht die Hörner abstoßen."

Salome wollte ihn bitten, ihr Rat und Freundschaft zu erhalten, doch schon forderte er sie auf, sich immer an ihn zu wenden, wenn sie seiner bedürfe. „Nur um Geld kommen Sie nicht," fügte er in schlichtem, festem Ton hinzu. „Daran müssen Sie auch Heini knapp halten."

Da war es Salome, als sei sie im Grunde jetzt allein mit dem Jungen. Doch war der Gedanke ihr mehr lieb als leid, zu wissen, daß er sie jetzt als die einzige betrachten mußte, die zu ihm stand.

Sie nahm nach einer Weile freundlichen Abschied von den Pfisters.

Als sie nach Hause kam, hörte sie, daß Heini dagewesen, nach ihr gefragt und nicht habe sagen wollen, was für ein Anliegen er an sie habe. Es beunruhigte sie, wie alles Außergewöhnliche sie in Unruhe warf, und obwohl kein eigentlicher Grund zur Besorgnis war.

Am anderen Morgen kam Heini in die Bank. Er klopfte an die Tür, Salome öffnete selbst.

„Du?" fragte sie in höchster Ueberraschung. Was wollte er hier und um eine Tageszeit, da er selbst an der Arbeit hätte sein sollen?

Heini warf einen Blick auf Brändli und tat fremd.

„Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?" fragte er ruhig.

Salome, zögernd und unsicher, was sie tun sollte, trat einen Schritt zurück, um ihn einzulassen.

Da sagte er mit Nachdruck: „Allein sprechen, meine ich."

Sie zitterte und wußte nicht aus noch ein.

Aber Brändli sprach hinter ihr mit leiser, ruhiger

Stimme: „Gehen Sie ins Wartezimmer nebenan. Es ist niemand dort."

Dem gehorchte sie mechanisch und öffnete die Doppeltür, welche sich zwischen den beiden Zimmern befand. Heini kam ihr nach. Er war im Arbeitsgewand, hatte einen leichten Zwilchrock an und hielt eine Mütze in der Hand, die er von dem graublonden Haar genommen hatte.

„Was — was willst du?" fragte sie hastig, als sie allein waren.

Er war scheinbar so still und zurückhaltend wie sonst, aber seine Augen hafteten ein wenig ängstlich auf Salome.

„Du mußt mir helfen," sagte er leise.

Sie wußte schon, daß irgendein Unglück an sie kam, und fiel in ein Fieber der Erregung.

„Was — was denn?" flüsterte sie zurück.

Und in heftigen, geflüsterten Sätzen setzten sie ihre Unterhaltung fort. Heini berichtete, daß seiner Luzia Vater eine Summe Geldes zu zahlen habe, ansonst er ausgepfändet werde und seine Stellung verliere. Er, Heini, habe versprochen, ihm zu helfen.

„Du hast versprochen?" fragte Salome. „Bist du von Sinnen? Du weißt, daß ich das Geld nicht habe."

Heinis hohe Stirn rötete sich, wie sie es nie gesehen hatte. Dann begann er in unwilligen und raschen Worten darzutun, daß er es unrecht finde, wie sie, die Mutter, mühsam das errackere, was sie ihm gebe, während der Vater, sein leiblicher Vater, der in glänzenden Verhältnissen lebe, nichts für sie und ihn tue. Warum er nicht hin sollte zu ihm? Einmal mit ihm zu reden, einmal zu sehen, ob er überhaupt nichts von ihm wissen wolle?

Salome wurde weiß. Ihr schwindelte. Woher ihm all diese Gedanken kamen? Sie wußte, daß er

in letzter Zeit viel mit allerlei unzufriedenen Arbeitern verkehrt. Ein paarmal hatte er Bemerkungen fallen lassen, die verrieten, daß er neidisch war auf Leute, die es besser hatten als er. Sie wollte sprechen, aber er fuhr weiter und schilderte Petermanns Notlage. Er erklärte leidenschaftlich, daß er das Geld haben müsse.

Endlich kam sie zu Wort. Ihre kleine Gestalt zuckte und bebte. Selbst was sie sprach, hatte etwas Zuckendes, Verzerrtes: „Was du verlangst, ist ganz unmöglich. Du hast auch keine Pflicht, zu geben, was du nicht hast."

„Ich lasse nicht von Luzia," hielt er ihr entgegen. „Ich meine es ehrlich mit ihr, so muß ich ihrem Vater helfen."

„Du mußt — mußt! — Und bin ich dir denn gar nichts?"

Er sah zu Boden. Sie wußte nicht, ob ihre Worte ihn getroffen hatten. „Ich sage dir, ich kann dir das Geld nicht geben," fuhr sie fort. „Ich habe es nicht."

Da antwortete er, immer ohne sie anzusehen und zögernd, ungern: „So gehe ich zu Hirzel. Ich muß es haben."

„Heini!" fuhr Salome auf.

Ich nächsten Augenblick besann sie sich. Brändli konnte sie hören. Sie legte die Hände ineinander, nach Ruhe ringend, und ging auf Heini zu. „Wenn du das tust!" drohte sie.

Nun sah er vielleicht, daß er sie in seiner Gewalt hatte. Er nutzte widerstrebend, aber trotzig und verstockt seine Macht. „Tu, wie du willst," sagte er, „ich — ich muß das Geld haben."

Salome lief zum Fenster und sah in die Straße hinab. Aber sie wußte nicht, was sie sah. In ihrem

Kopf war eine Marter von Gedanken. Das Mädchen, die Luzia, stahl ihr den Sohn! Dem war es nicht leicht geworden, so zu ihr zu kommen, aber die andere war stärker als sie. Wie angeschmiedet war Heini an das Mädchen! Und wenn sie, Salome, ihm nicht den Willen tat, verlor sie ihn ganz! Und — und — wenn er seine Drohung wahr machte? Zu Hirzel ging?

„Ich muß fort," sagte da Heini. „Und ich kann nicht helfen. Ich gehe zu Hirzel, zu — dem Vater."

„Das tust du nicht," sagte Salome.

Sie zitterte jetzt nicht mehr. Die Verzweiflung stieß sie vorwärts. Sie war nicht bei klaren Sinnen, sprach und handelte nur instinktiv aus der Erkenntnis heraus, daß er nicht tun durfte, was er drohte. „Laß mir Zeit bis morgen. Ich — ich will dir dann das Geld geben."

„Ich danke dir," sagte er. Er streckte ihr auch die Hand hin, aber sie nahm sie nicht. Da ging er der Tür zu. Er hatte das Bedürfnis, ihr ein abbittendes und liebevolles Wort zu sagen, aber er konnte nicht aus sich heraus. Er drehte sich auf der Schwelle noch einmal um. „Ich muß ihnen helfen, der Luzia und —" stotterte er, aber dann wendete er sich rasch ab. Ihr Anblick quälte ihn, und er wollte es nicht zeigen.

Sie hörte die Tür ins Schloß fallen. Mitten in der Stube stand sie und besann sich. Aber die Gedanken gehorchten ihr nicht. Dann fiel ihr ein, daß sie zu Brändli zurück mußte. Und — und das Geld — das Geld mußte her!

Sie ging der Doppeltür zu, aber sie stockte wieder, Sie hatte nicht den Mut hinüberzugehen. Dann biß sie die Zähne zusammen und öffnete die Tür.

Brändli blickte von seinem Buche auf, als sie eintrat.

„Es war der Bruder von der Freundin in Feldstetten," sagte sie kurz.

Sie begab sich an ihre eigene Arbeit zurück. Aber als sie schon zu schreiben begonnen, peitschte das Gewissen sie wieder auf. Warum sagte Brändli nichts? Verwunderte er sich? Hatte er irgendeinen Verdacht?

„Er hätte mir alles ebensogut hier sagen können. Es war kein Geheimnis," bemerkte sie lachend. Und als sie es gesagt hatte, war ihr, nun habe sie sich erst recht verdächtig gemacht.

Brändli schaute sie freundlich an. Und doch lag in seinen Augen wieder die Frage: Was mag mit dir sein, du armer Mensch, du?

15

Das Geld! Das Geld! Es mußte doch her.

So ging es vielleicht! — Und vielleicht so! — Nein, nein, so nicht! — Und so wiederum nicht!

Jede Minute im Tage hatte jetzt Stimme und sagte: Das Geld! Und jede Minute am Tag und am Abend und in der Nacht wußte einen Rat. Aber viele der Räte taugten nichts. Nur einen wiederholten sie immer wieder: Du hast es doch in der Gewalt, kannst es aus einer der Kassen nehmen. So und so machst du die Einträge. Niemand merkt es. Und später kannst du es — vielleicht wieder zurücklegen. Natürlich wirst du es können!

Salome war nicht umsonst so völlig eingearbeitet in alle Zweige ihrer Geschäftstätigkeit. Sie sah einen genauen, sicheren Weg, hatte alles in der Hand. Es machte ihr keine Mühe, den Betrag zusammenzubekommen, wenn sie einmal entschlossen war, ihn so zu finden.

In der Nacht kam ihr der Entschluß. Es hatte ihr gegraut. Sie war nicht zu Bett gegangen, saß angekleidet in einem Winkel ihrer Stube und fror, obwohl es Sommer war. Die Sehnsucht war wieder gekommen, alle Last von sich abwälzen, reden, reden zu dürfen. Und die andere Sehnsucht, daß alles noch wäre wie einst, als sie jung gewesen. Dann ergriff sie eine tiefe Erschöpfung. Und müde, nur um endlich des Grübelns überhoben zu sein, wählte sie den Weg, der am nächsten lag und am einfachsten war.

Am folgenden Morgen nahm sie das Geld und machte die nötigen Buchungen, welche das Fehlen der Summe verdeckten. Johann Paul Brändli war nicht anwesend, als sie es tat. Am Abend brachte sie den Betrag Heini und erntete einen augenblicklichen Lohn. Er hatte vielleicht wenig Hoffnung gehabt. Nun schoß ihm die Freude heiß in Gesicht und Augen, und wie tief es ihm ging, das verriet ein Aufschluchzen, das er wohl verbarg, das Salome aber doch hörte. Seine Hand drückte die ihre und ließ lange nicht los. Sie empand eine müde Befriedigung und trug sie nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war doch sonderbar, wie Brändli sie jetzt immer anschaute! — Und der Vater! Er war so grau und vielleicht noch furchtsamer als früher, der kleine Mann! Und er fragte jetzt manchmal so sonderbar: „Es ist mir immer, du habest einen Kummer, Sali." Und die Mutter? Ihre Augen folgten ihr immer. Die beiden Alten berieten heimlich miteinander, und sie sah, daß von ihr die Rede war! Und die Menschen auf der Straße! Wußten die etwas? Oder sahen sie etwas Besonderes an ihr? So hatten die Leute sie früher nie angesehen! — Und die Vorgesetzten auf der Bank — hatten die einem immer so gerade in die Augen geschaut? Sie gab sich Mühe,

diese Blicke auszuhalten, stracks und fest, aber sie konnte es nicht helfen, sie war nicht Herr über die eigenen Augen. Immer suchten sie einen Ausweg vor den prüfenden anderen oder senkten sich gar zu Boden, und sie fühlte, wie ihr das Herz zu klopfen anfing, und wie ihr das Blut stieg.

Wenn es doch Nacht geblieben wäre! Aber der Tag kam immer wieder. Man erwachte und mußte sich aufraffen, den neuen Tag zu leben; mußte aus der Kammer, in welcher man wie in einer Zuflucht war, wieder hinaus unter die Menschen, die Gaffer und — und die Gefährlichen, die es vielleicht — vielleicht wußten! — — —

*

Die Natur stand in ihrer vollsten Pracht. Ein Reichtum von Blumen leuchtete aus allen Gärten und der Himmel war aller Wolken bar, ein Wunder von Licht. Die Abende waren voll wehender Kühle und leiser Klarheit. Es war alles schön, so schön. Aber wenn man sich daran freuen wollte, brach plötzlich etwas im Herzen, und die Freude war zu Scherben und war Schmerz.

So war es mit dem Lachen. Manchmal sollte man lachen, weil die Freunde lachten und das Lachen von einem erwarteten. Aber es brach, wie die Freude brach, eben, da man glaubte, daß es lebendig geworden.

Salome Zeller alterte. Mehr Grau spann sich in ihr Haar, und mehr Furchen und Schnitte grub ein heimliches Messer ihr ins Gesicht.

„Welch ein vergrämtes kleines Jüngferli," sagte einmal ein hochgewachsener, frischer und lebensfroher Schulknabe zu seinem Kameraden, als sie an ihr vorübergingen. Sie hörte es deutlich.

Sie betete viel. Oben in ihrer Kammer saß sie gebückt in einer Ecke oder lag auf den Knien vor ihrem Bett und schlang die Finger ineinander. „Gott, o Gott, laß nichts an den Tag kommen, nicht meinetwegen, nur um der anderen braven Menschen willen."

Bei keiner Andacht der Stundenbrüder fehlte sie. Es wärmte sie da etwas, wie ein warmer Mantel ein frierendes Kind. Und Gott war auch da nahe. Der einzige, mit dem sie reden konnte!

Zuweilen sah sie Heini.

Einmal als sie einsam einen Spaziergang in den Wald machte, konnte sie den Jüngling und Luzia Petermann selbst ungesehen beobachten, wie sie auf einem Seitenpfad heran- und vorüberkamen. Sie waren beide im Sonntagsstaat, ein wenig geschniegelt, aber ein schönes Paar, Heini steif, stark und blond, Luzia beweglich und eitel. Sie schienen vergnügt und verliebt. Salome stand in ihrem fadenscheinigen Kleide, das sie schon im dritten Jahre trug, hinter einem Busch. Ein bitterer Gedanke stieg in ihr auf. Die zwei waren sorglos, leichtlebig und trugen sich vornehm; sie aber darbte um ihretwillen.

*

Es ging gegen den Herbst hin, als Salome eines Morgens in die Bank kam und zu ihrem Erstaunen Johann Paul Brändli schon da fand, während er sonst letztlich erst eine Stunde später seinen Dienst anzutreten hatte. Eine Beklommenheit befiel sie. Der Gruß wollte ihr nicht aus der Kehle. Während sie Hut und Jacke abnahm und aufhängte, fand sie indessen ihre Selbstbeherrschung wieder.

„Sie sind sehr früh," bemerkte sie zu Brändli.

Er stand vor seinem Pult und rechnete. Zuerst schien es, als habe er sie nicht gehört, aber als sie an ihren Platz kam, hielt er in der Arbeit inne und

sah sie, wie einer, der von Gedanken ganz benommen ist, an.

„Ich bin schon lange da," sagte er.

Er war ihr noch nie so bleich erschienen. Dann erst bemerkte sie, daß er eines ihrer Bücher vor sich liegen hatte. Sie schluckte. Die Angst stieg in ihr auf und würgte sie. Aber sie machte sich an die Arbeit, obgleich ihr die Hände wie im Frost schüttelten und die Zahlen und Worte vor ihren Augen tanzten.

Brändli rechnete und manchmal wiegte er den Kopf wie einer, der etwas nicht begreift. Auf einmal stand er neben ihr, ebenso zitterig wie sie selber. „Denken Sie, Fräulein Sali," sagte er, „es fehlt uns Geld."

„Uns," sagte er, sie wie immer sich völlig gleich stellend und ihr Mißgeschick zu dem seinen machend. „Es hat sich erst durch eine Klage bei unserem Direktor ergeben," erzählte er weiter. „Er sprach mir gestern abend davon. Und — nun suche ich seit Stunden und Stunden und kann es nicht finden, keine Spur. Ich wollte Sie nicht damit beunruhigen, aber nun muß ich es Ihnen doch sagen."

Salome stellte sich erregt und sofort bereit, ebenfalls zu suchen. Dabei spürte sie seine Augen auf sich, die den Blick heimlicher, wohltuender Wärme hatten. Einmal meinte sie auch etwas anderes darin zu gewahren, so etwas wie einen leisen Verdacht und daneben doch eine gütige, abbittende Sicherheit, daß der Verdacht ja nicht möglich sei.

Sie rechneten gemeinsam eine Weile. Brändli sprach mitunter in kurzen, knappen Sätzen: „Die Polizei ist benachrichtigt. — Irgendwie muß es sich doch erklären. — Ich selbst bin der Erstverantwortliche. Sie müssen mich verhaften. Sie werden es auch tun."

Plötzlich leuchtete sein Gesicht auf: „Ich bin froh, Fräulein Sali, daß ich da bin," sagte er jetzt. „Ich kann Ihnen vielleicht Unannehmlichkeiten ersparen."

Immer mit derselben Güte sprach er, und doch stand hinter seinen Worten ein Zweifel: Oder wäre es möglich? Er schlug ihn immer wieder nieder, und immer von neuem erhob er sich.

Nach Stunden begab er sich auf die Direktion. Statt seiner kam der Direktor. Er sprach mit Salome von dem Vorfall, klug zurückhaltend, aber freundlich. Sie merkte, wie ihre einfache Lebensweise, vor allem das Ansehen der schlichten Eltern und ihre eigene Unbescholtenheit sie gegen Mißtrauen schützten. Dagegen wollte der Direktor wissen, ob sie glaube, daß Brändli die Mittel besessen, ein Grundstück, das er jüngst erworben, bar zu bezahlen.

Sie bejahte, was man sie fragte, kurz, knapp und geschäftsmäßig. Sie hatte sich jetzt mehr in der Gewalt, die Worte aber riß sie sich aus einem verschnürten und verworrenen Innern.

Der Direktor entfernte sich, und nach einer Pause kam Brändli zurück, stellte sich vor sein Pult und schrieb. Er sprach jetzt nicht, und Salome konnte ihn nicht fragen, obwohl sie wußte, daß sie fragen sollte.

Die Minuten vergingen, eine Uhr an der Wand tickte sie den beiden Schweigsamen vor.

Salomes Herz hämmerte im Gleichtakt dazu, und sie stöhnte mit dem Ticken der Uhr und des Herzens gleichklingend immer das eine: „Gott, o Gott, o Gott, o Gott!"

Gegen Mittag trat Brändli an den Wandschrank, nahm seinen Straßenrock und seinen Hut heraus und hing sie an einen Nagel, wie um rasch bereit zu sein, wenn er gerufen würde. Wenige Augenblicke später tönten im Flur Schritte und Murmeln. Dann klopfte

es hart an die Tür. Zwei Polizisten in Zivil traten ein.

„Es tut uns leid, Herr Verwalter," sagte der eine zu Brändli.

Im Flur war der Direktor vorübergegangen, als wollte er nicht sehen, was vorging.

Brändli war schon bereit, noch ehe der Beamte ausgesprochen hatte.

Salome stand an ihrem Platz und sah nicht auf, rührte sich nicht.

Brändli zögerte einen Augenblick und sah sie an. „Es muß sich erweisen, daß ich von nichts weiß," sagte er ruhig und halb zu sich selber, halb zu Salome.

Dann schickte er sich an, gebückt, als ob er grübelte, den Polizisten zu folgen.

Da fuhr die kleine, verkümmerte Salome Zeller von ihrem Pult auf.

„Lassen Sie ihn," sagte sie hastig, „ich —"

Ihre Stimme versagte, aber sie trat gegen die Tür hin und machte seltsame, abwehrende Bewegungen.

Die drei Männer standen und staunten. Dann brachte sie es heraus: „Ich habe es getan."

Sie sah aus wie aller Kraft bar, aber noch war ein Trotz an ihr, als ob sie sagen wollte: Fragt mich nicht. Ich werde kein Wort sagen. Ihr Kopf hing vornüber. Brändli sah zum erstenmal, wie grau sie war.

„Fräulein Sali —" sagte er und dann zu den Polizisten: „Es kann nicht sein, daß sie es in böser Absicht genommen — ich meine — sie kann es nicht gewußt —"

In seinem Bemühen, sie zu entschuldigen, fand er die rechten Worte nicht.

Salome stand schon auf der Schwelle. Sie hörte und sah nicht. Einer der Polizisten sagte, daß sie so

barhaupt nicht gehen könne. Brändli holte ihr Hut und Jacke, und sie reichten sie ihr. Den Hut steckte sie auf, die Jacke hing sie über den Arm. Aber sie sprach nicht und tat alles wie im Schlafwandel.

16

Salome saß in Untersuchungshaft. Wann und wie sie sich die Geldsumme angeeignet, hatte sie wahrheitsgemäß erzählt. Nur warum sie es getan, war nicht aus ihr herauszubekommen. Sie sprach überhaupt nicht mehr. Zusammengedrückt von einer überschweren Last saß sie in dem sparsam möblierten Raum, der ihr angewiesen war. Als die Eltern zu ihr wollten, war sie aufgeschreckt und hatte den Gefängnisvorsteher gebeten, sie nicht vorzulassen. Jetzt nicht, später vielleicht möchten sie kommen! Es hatte dem Manne geschienen, als sei da eine Saite zum Zerreißen gespannt, die nicht noch mehr angezogen werden dürfe. Die stille Verzweiflung im Wesen des Mädchens hatte ihm Angst eingejagt, und er hatte den alten Leutchen im Wartezimmer von dieser Angst gesprochen. Sie sahen einander an, stumm und scheu wie sie gekommen waren; der kleine Zeller drehte den Hut in den Händen in großer, mitleiderweckender Hilflosigkeit, dankte dem Vorsteher demütig und verloren und sagte zu Frau Regula: „So — so ist es wohl besser, wenn wir wieder gehen."

In schweigender Uebereinstimmung entfernten sie sich auch wieder, und ebenso, ohne daß sie ein Wort zueinander gesagt hatten, suchten sie die stillsten und engsten Gassen auf, um heimzukommen. Zeller schritt voraus, aber nicht emsig wie sonst, sondern unsicher, fast wie ein Betrunkener, hinter ihm her wackelte

Frau Regula. Sie, die sonst so freundlich waren, grüßten nicht, sondern liefen wie durch Spießruten.

So kamen sie in ihre Wohnstube herauf. Vater Zeller legte seinen Hut beiseite und setzte sich, als ob der Gang ihn erschöpft habe. Er faltete die Hände und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Es ist doch nicht möglich, Vater," sagte Frau Regula mit zuckenden Lippen. „Sie ist tags ihres Lebens recht und brav gewesen."

„Ich weiß nicht," sagte Salomon.

Dann saßen die beiden Alten lange Zeit da, das eine hier, das andere dort, nichts als manchmal ein Wort stöhnend: „Ich weiß nicht. Ich verstehe es doch nicht."

Sie vergaßen die Essenszeit und unterließen alles, was sonst ihr Tagewerk war. Und als sie an diesem Abend in ihr Schlafzimmer gingen, war es nur, um auf dem Bette zu liegen und weiter zu grübeln: „Ich weiß nicht. Ich verstehe es doch nicht."

Die Untersuchung nahm dann ihren Fortgang. Die beiden Alten mußten über manches Rede und Antwort stehen. Beim Verhör erwähnte Vater Zeller der Pfisters in Feldstetten, und daß diese möglicherweise mehr wüßten als er selber. Das war die Spur und führte bis ins Innerste von Salome Zellers Lebensgeheimnis. Die Pfisters erzählten von Heini, und als dieser befragt wurde, hielt er mit nichts von allem zurück, was er wußte.

Als ihre ganze Geschichte klar am Tage lag, trat der Verhörrichter in Salomes Zelle und sagte ihr, was er ermittelt.

Sie hörte ihm anfänglich kaum zu, bald aber wurde sie aufmerksam, und als er Heinrich Hirzels Namen nannte, starrte sie ihn, die Augen aufgerissen, an. Dann schien ihre letzte Kraft sie zu verlassen.

Die Starrheit, mit welcher sie bisher jede weitere Aussage verweigert, wich. Auf ihrer Bank sitzend, lehnte sie den Kopf an die nackte Wand, von ihrem Besucher abgedreht und die Hände im Schoß gefaltet. „Es ist alles so, wie Sie es wissen," sagte sie leise.

Der Beamte tat, was seines Amtes war, protokollierte die Aussage und forderte ihre Unterschrift. Sie kam und schrieb mit unsicheren Zügen wie eine Schlafende. Dann ging sie zurück an ihre Wand und setzte sich, wie sie vorher gesessen hatte.

Der Wärter, der bald, nachdem der Untersuchungsrichter den Raum verlassen hatte, eintrat, fand sie wirklich schlafend.

Sie erwachte aus diesem Schlafe tagelang nicht recht, so zwar, daß sie wohl in einer Art Dämmerzustand aß und sprach, aber ihre Seele die Kraft des Fühlens, ihr Körper diejenige der Bewegung verloren hatte. Sie fragte nicht nach den Eltern noch nach Heini, noch irgend jemandem und heischte nichts, als daß sie allein gelassen werden möge.

Draußen spielten sich inzwischen die Begegnungen ab, welche die Folge der Aufdeckung dessen waren, was sie so lange verborgen gehalten.

Wie die Zellers war auch Heinrich Hirzel, der Kaufherr, einvernommen worden und hatte nichts verhehlt. Vom Gericht weg aber war er zu seinem Ausläufer gegangen, der an diesem Tage nicht ins Geschäft gekommen war. Frau Regula nahm ihn an der Tür zum Wohnzimmer in Empfang. Wortlos führte sie ihn in die Wohnstube, wo ihr Mann, mit dem Hauskäppchen auf dem Kopf, rechnend über seinem Haushaltungsbuche saß. Frau Regula verließ gleich die Stube wieder, und so standen die beiden Männer einander allein gegenüber. Heinrich Hirzel, stattlich und überlegen, legte seinen Hut auf einen Stuhl. Wenn

ihm die Szene lästig war, so verbarg er das hinter der Energie seines Wesens. Salomon hatte das Käppchen vom Kopfe genommen und wartete, bis der andere sprach.

„Wir haben miteinander zu reden, Zeller," begann Heinrich.

Beide blieben stehen, da es dem kleinen Manne nicht einfiel, zum Sitzen aufzufordern.

„Ihr könnt mich schelten," fuhr Hirzel weiter. „Aber wir — Eure Tochter und ich — waren damals jung, und ich — wußte nicht, daß ich eine Schuld an ihr hatte. Sonst würde ich mich anders benommen haben. Ich habe alles erst jetzt erfahren."

„Ich — wir haben kein Recht — irgend jemanden zu beschuldigen," sagte Zeller.

Er nahm dabei seine Kappe auf und legte sie an einen anderen Platz, vielleicht um Zeit zu gewinnen für das, was er weiter sagen wollte.

„Ich werde für die Zukunft Heinis sorgen," nahm Hirzel wieder das Wort. „Hätte Salome früher gesprochen, wäre ihr viel Kummer erspart geblieben. Auch für sie —"

Zeller unterbrach ihn: „Ich danke Ihnen, Herr Hirzel, wir — wir wollen vielleicht lieber nicht davon sprechen. Eher von dem, was uns direkt angeht."

Der andere horchte auf. Ein wenig stach ihn der Stolz, weil der Untergebene ihm widersprach. Er hob den Kopf.

„Ich — ich möchte Sie bitten, Herr Hirzel," fuhr Zeller weiter, „mich zu entlassen. Und vielleicht so, daß ich schon jetzt nicht mehr ins Geschäft zu kommen brauchte."

Als er das gesagt hatte, wurde es ganz still. Es war doch nichts Kleines, was eben geschah. Ein Ver-

hältnis, das ein ganzes Menschenleben hindurch gedauert hatte, wurde plötzlich gebrochen.

Heinrich Hirzel wußte den Wert des ehrlichen kleinen Mannes zu wohl zu schätzen, als daß er nicht die Undankbarkeit empfunden hätte, die darin lag, daß die Firma den treuen Angestellten plötzlich gehen ließ. Er wollte Einreden machen.

Aber Zeller sagte: „Es wäre für Sie und für mich eine Plage, einander täglich zu sehen."

Das brachte Hirzel zum Schweigen. Er sah ein, daß der andere recht hatte. Er nahm sich vor, ihm irgendeine große Auszeichnung zuteil werden zu lassen. Und als sein Herz in diesem Augenblick weich war für den treuen, schüchternen Menschen und langjährigen Arbeitsgenossen, trat flüchtig auch Salomes Bild vor seine Seele, so wie er sie als jung gekannt hatte, und sein Herz schlug höher für den Vater um der Tochter willen. Nun erinnerte er sich auch, daß ihm noch ein übler Augenblick bevorstand. Er hatte seinen Frauen von dem, was geschehen war, Mitteilung zu machen. Er wußte, daß es eine stürmische und häßliche Stunde werden würde. Dabei ergriff ihn Bitterkeit darum, daß sein Leben überhaupt so viel Unfrieden und Gezänk in sich trug. Und jetzt gestand er sich, daß jene junge, heiße Zeit mit Salome die glücklichste seiner Tage gewesen und keine Nachfolge noch Wiederholung gehabt, die sich mit ihr hätte messen können. Er verließ endlich die Stube, ohne die Worte gefunden zu haben, die er aus dem Gefühl der Dankbarkeit und Schätzung dem alten Zeller hätte sagen mögen, und nahm ein Empfinden der Traurigkeit mit sich fort, wie es den nüchternen und starken Mann noch nie befallen hatte.

Sein Zusammentreffen mit Gattin und Mutter ließ nicht auf sich warten. Die beiden empfindlichen

und standesstolzen Frauen ersparten ihm keinen all der Vorwürfe, die er erwartet hatte; aber sein Verhältnis zu ihnen konnte durch dieses Vorkommnis kaum noch kühler werden, als es ohnehin schon war.

Ein paar Tage später fand die öffentliche Schwurgerichtsverhandlung gegen Salome Zeller statt.

Da kamen alle diejenigen zusammen, die bisher kaum gewußt hatten, wie nah ihre Schicksale miteinander verknüpft waren. Hans Jakob Pfister war da, das Urbild eines schlichten Biedermanns und klugen, gütigen Menschen, wie er in schwarzem Anzug, den mächtigen kahlen Schädel in aufmerksamem Horchen vorgeneigt, auf der Zeugenbank saß. Neben ihm hatte Frau Seline ihren Platz, und sie führte unablässig ihr Taschentuch an die Augen, während ihre Blicke von Heini zu Salome gingen. Heini stand aufrecht neben Luzia, mit welcher er sich öffentlich versprochen hatte. Wer ihn mit Heinrich Hirzel, dem Kaufherrn, verglich, der neben Salomes Verteidiger Platz genommen hatte, der wußte, daß er Vater und Sohn vor sich hatte. Es war eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihnen, die nicht nur auf die Gesichtszüge sich erstreckte, sondern mehr noch in Haltung und Gebärde lag. Heinis schöne Züge verbargen seine Gefühle. Er vermied es aber, die Mutter anzusehen, und sprach mit Luzia kein Wort. So mochte ihm wohl die Sache näher gehen als er zeigte. Luzia war verwirrt und fühlte sich unbehaglich. Sie war ein leichtsinniges junges Ding, aber sie liebte Heini wirklich, hatte Angst vor den Zellers und vor Salome und noch mehr vor Heinrich Hirzel. Sie hatte die Empfindung, daß niemand im Saal eben freundlich gegen sie gesinnt sei und daß sie ohne Wollen eine entfernte Schuld an dem trage, was über die Angeklagte hereingebrochen. So war ihr schwül in dem heißen Saal.

Eine schwüle Stimmung lag aber über allen. Es war, als ob hinter ihnen einer stände, der ihnen zuflüsterte: Siehst du das arme, verpfuschte Leben, von dem da die Rede ist?

Die alten Zellers besonders saßen wie unter eine Faust geduckt. Auch Johann Paul Brändli stützte den Kopf in die hohle Hand, aber in seinen grauen Augen leuchtete es manchmal. Vielleicht war es eine Hoffnung, vielleicht ein Mitleid, vielleicht nur die leise freudige Ruhe, daß die Fäden der übeln Vorkommnisse sich entwirrt und daß die Schuld Salome Zellers sich kleiner und kleiner darstellte, je tiefer man in das eindrang, was sie zur Sünde geführt hatte.

Alle Blicke, die der Geschworenen und die der müßigen Zuhörer, suchten immer wieder Salome selbst. Sie saß auf ihrem Stuhl in nächster Nähe des Verteidigers, deshalb auch Heinrich Hirzel nahe genug, und trug ein schwarzes Kleid mit einer schwarzen Halskrause. Das braune Haar war glatt gescheitelt und leuchtete besonders an den Schläfen weiß. Noch hatte die kleine Gestalt volle Formen, aber die Handgelenke trugen die Farbe kranker Tage. Das Gesicht hatte einen harten Zug, der in den Linien des Mundes lag, und verriet, daß das Mädchen geizig geworden war mit Worten und mit Liebe.

Die Eltern sah Salome seit ihrer Verhaftung heute zum ersten Male. Sie hatte sich immer noch geweigert, sie zu empfangen. Auch jetzt blickte sie nicht nach ihnen hin, beachtete überhaupt niemand im Saale. Manchmal nur zog sie die Schultern wie in leisem Unbehagen hoch, als ob die Blicke der hinter ihr sitzenden Zuschauer sie stächen. Sie wußte, daß sie eine Schmach sondergleichen erlebte, unter welcher unschuldigerweise und um ihretwillen noch andere

Menschen litten. Sie erinnerte sich auch, daß sie aus Verhältnissen stammte, denen gemäß eine solche Wendung ihres Geschicks unmöglich hätte erscheinen sollen. Aber so hart hatte das Schicksal im Laufe der Zeit die kleine Salome Zeller gehämmert, daß sie jetzt wie abgestumpft gegen alles dasaß, was geschah. Ihre einzige Sehnsucht ging jetzt nach Stille, nach Nichtmehrhören und Nichtmehrsehen.

Die Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang. Es lag alles klar am Tage und war unendlich einfach.

Plötzlich hörte Salome, daß die ganze Summe, die sie der Bank schuldete, gedeckt worden sei. Das weckte sie, und sie machte eine Bewegung. Ihr Blick fiel auf die zusammengekauert sitzenden Eltern. Ihr Verteidiger bemerkte es und flüsterte ihr zu, daß Heinrich Hirzel vollen Schadenersatz geleistet. Diesen schaute sie nicht an, aber es war flüchtig eine leise Wärme in ihrem Herzen. Die Bank, so hörte sie ferner, hatte in Anbetracht ihrer tadellosen Führung die Klage zurückgezogen, und es wurde daher ihr Fall nur von Gesetzes wegen verhandelt.

Nach einer Weile begann der Staatsanwalt seine Rede, die fast mehr zu einer Verteidigung als einer Anschuldigung wurde. Er zeigte, wie aus den Irrungen einer Jugend, aus der Tatsache, daß ein Mensch einem vielleicht begreiflichen Wunsch nach Glück nachgegeben habe, ein Netz von Unwahrheiten sich gesponnen. Er geißelte die Lüge als die Wurzel alles Uebels und wies nach, wie unabwendbar Schuld auf Schuld in Salomes Leben habe folgen müssen. Heinrich Hirzel als Vertreter der sorglos genießenden Jugend bekam ein scharfes Wort zu hören: insbesondere aber fiel sein harter Tadel auf Heini, den Sohn, der die Mutter zur Sünde gezwungen und der Hauptschuldige am Orte sei.

Salome hatte lange seine Worte als etwas Fernes, Fremdes über sich hingehen lassen. Nun stand sie plötzlich auf und tat einen Schritt gegen Heini hin, als ob sie das, was gegen ihn gesagt wurde, von ihm abwehren wollte. Noch einmal wurde die Liebe in ihr wach, die ihr ganzes Leben bestimmt hatte. Es war ein Aufflammen eines Feuers, das der Gebrochenen noch einmal Kraft und Jugend gab. Das Blut kehrte in ihre gelben Wangen zurück.

„Nicht! Nicht!" stammelte sie, gegen den Staatsanwalt gewendet.

Heini hatte indessen noch immer aufrecht und kühl, als kümmerten ihn Menschen und Dinge nicht, dagestanden. Als er die Worte des Anklägers und seinen Namen hörte, verzog er den Mund, aber niemand hätte aus seinem gleichmäßig ruhigen Gesicht zu lesen vermocht, ob es aus Verlegenheit oder aus Trotz geschehe. Nun stutzte er und sah erschreckt auf Salome. Das Mädchen, das neben ihm saß, bedeutete ihm in diesem Augenblick nichts. Es trieb ihn eine seltsame Gewalt, daß er auf die Mutter zuging und ihre Hand nahm.

„Es ist mir leid," sagte er mit bebender Stimme. „Es — ich wußte nicht, daß — du es so schwer hattest, mir zu helfen."

Vielleicht erinnerte das, was er sagte, Salome an die Gegenwart und ihre Last. Das Aufflackern ihrer Kraft war vorbei. Sie ließ Heinis Hand fallen, murmelte etwas Unverständliches und setzte sich wieder.

Auch Heini kehrte an seinen Platz zurück.

Der Verteidiger nahm dann das Wort und hatte keine schwere Aufgabe. Die Geschworenen berieten nicht lange. Ihr Spruch lautete auf eine kurze Gefängnisstrafe, welche durch die Untersuchungshaft verbüßt war.

Salome Zeller war frei.

Sie verstand es anfänglich nicht; der Verteidiger mußte es ihr erklären. Dann kamen Vater und Mutter auf sie zu. Jener reichte ihr zuerst die Hand, aber er mußte sich abwenden, die Tränen kamen ihm. Da nahm die Mutter Salomes andere Hand, und so standen sie einen Augenblick und sprachen nicht. Weder Vorwürfe noch Entschuldigungen fielen zwischen ihnen. Die Alten hatten kein anderes Gefühl, als daß es nun eben miteinander zu tragen galt, was geschehen war. Salome aber war ihnen fern wie allen anderen. Die dumpfe Gleichgültigkeit lastete auf ihr, die sie alles nehmen ließ, wie es kommen wollte.

Der Verteidiger riet ihnen, in ein Nebenzimmer zu treten, bis die neugierige Menge sich verlaufen. Das taten sie mechanisch, und da fanden sich alle zusammen, die zu Salomes Leben gehört hatten.

Die Pfisters kamen und grüßten sie mit einem ernsten, würdigen Gruß.

„Ich habe lange gesehen, daß Sie ein schweres Leben haben, Jungfer Zeller," sagte der alte Bauer und fügte hinzu: „Und es wird Ihnen doch leichter werden — jetzt."

Dann wendete sich der biedere Mann zu Salomes Vater und sagte: „Ich habe heute viel Gutes von Ihnen gehört. Es muß Ihnen ein großer Trost sein, zu wissen, wieviel Achtung die Menschen vor Ihnen haben."

Und er drückte dem kleinen Manne fest die Hand.

Inzwischen stand Heinrich Hirzel bei Salome und sprach leise mit ihr, wie sie hätte Vertrauen zu ihm haben und ihm früher alles sagen sollen, daß er fürder sich Heinis annehmen werde und auch sie bitte, für sie sorgen zu dürfen.

Salome sah vor sich nieder. Auch seine Stimme drang nicht in ihre Dumpfheit.

Endlich, als es in den Fluren des Gerichtsgebäudes still geworden war, verließen alle das Haus. Einer war bei ihnen geblieben und hatte nichts gesprochen, sondern hielt sich als ein kluger, stiller Tröster zur Seite, nur durch seine Anwesenheit denen wohltuend, denen er wohlwollte. Das war Johann Paul Brändli. Er ging auch jetzt stumm, ein Stücklein hinter den anderen, aus dem Hause und blieb schließlich ohne Abschied zurück, als er sah, daß niemand auf ihn achtete.

Ende.

Salome Zellers Leben verlief in der Stille eines kleinen gartenumgebenen weißen Bauernhauses am See von St. Felix. Das lag auf der Morgensonnenseite zwischen der Stadt und dem nächsten Dorfe. Am Morgen hatte es goldene Fenster, und am Abend lag im Sommer früh ein kühler, köstlicher Schatten darüber. Nach langem Weigern hatte ihr Vater das kleine Gut, das Heinrich Hirzel gehört hatte, von diesem zur billigen Miete genommen. Da wohnten die beiden Alten, und Salome führte den Haushalt. Es hatte nie eine Beratung stattgefunden, was mit ihr werden sollte. Ihre Beliebtheit war bei den Vorstehern der Bank, in welcher sie gearbeitet hatte, so groß gewesen, daß sie vielleicht in eine bescheidenere Stellung dahin hätte zurückkehren dürfen. Niemand aber sprach davon, wie die drei Menschen auch dessen, was geschehen war, nicht Erwähnung taten. Eine große Herzensgüte und ein seltsames Feingefühl ließ die Eltern schweigen. Sie hatten nach jener Gerichtsverhandlung das Alltagsleben wieder begonnen, und das Einerlei des Alltags war über das Geschehene

hingewuchert wie Gras über ein Grab. Nur in die Kirche waren sie gleich am Tage nachher gegangen, alle drei, und hatten lange in ihren Stühlen gesessen. Aber nur die Eltern hatten gebetet. Salome taumelte von Geschehnis zu Geschehnis. Sie begann auch zu Hause zu arbeiten, ungeheißen, ja, mit einer gewissen Gier nach Arbeit. Aber eine Bitte um Verzeihung vermochte sie nicht auszusprechen.

In dem kleinen, kahlen Häuschen setzten sie das Leben fort. Lange Zeit war es ein dürres Leben. Die drei Menschen fanden nicht die rechten Worte füreinander. So sprachen sie eben nur, was sie zur Not zu sprechen hatten. Wie ihre Umgebung ihnen fremd war, so war es auch ihr Tagewerk, und an beides mußten sie sich erst gewöhnen.

Vater Zeller trug schwer daran, daß er seine regelmäßige liebe Tätigkeit nicht mehr hatte, fast so schwer wie an dem Kummer um seine Tochter. Dann begann er den kleinen Garten zu bebauen, und manchmal setzte er sich mit der Angelrute an den See. Am Abend aber saß er mit der Zeitung auf der Bank am Hause, und Frau Regula kam mit dem Strickzeug. Da tat der See ihnen seine Schönheit auf, zeigte ihnen im blauen Spiegel die Rebhügel des jenseitigen Ufers und die Wolken, die am Himmel, und die Schiffe, die auf seiner Fläche segelten. Und die Stimmen des Abends klangen aus den Dörfern, ein Lied feiernder Mädchen, ein Kinderjauchzen und wandernde Glocken. Friede und Freude lag über dem Land, und Frieden lernten die beiden Alten wieder und lernten, Freude zu haben an kleinen, unscheinbaren Dingen.

Es dauerte lange, bis Salome sich zu ihnen gesellte.

Oftmals ging an solchen Abenden die Mutter ins Haus, wo jene geschäftig war, um sie zu rufen, aber

Salome fand stets einen Vorwand, drinnen zu bleiben, oder schnitt alle Mahnung mit dem scharfen Worte ab: „Ich will nicht kommen."

Eines Sonntags aber, der heiß gewesen war und in Klarheit und Kühle endete, sahen Vater und Mutter sie an der Hausecke stehen und in die Weite staunen, hinab, wo die Türme von St. Felix ragten und auf dem goldenen Zifferblatt des einen, des St. Petersturmes, zu dessen Füßen Salomes Leben begonnen hatte, noch ein Sonnenstrahl lag. Sie riefen das verschlossene Mädchen nicht heran, und sie trat an diesem Abend nicht zu ihnen, aber von da an kam sie öfter in den kleinen Seegarten.

Einmal begab es sich, daß es nach einem Gewitter war. Der Blitz hatte in ein Haus am jenseitigen Ufer geschlagen und man sah in die Flammen des Brandes. Die Erregung über das Unglück gab Salome, die mit den Eltern ans Ufer geeilt war, Worte. Man unterschied undeutlich das Rennen und Retten der Menschen drüben, und die drei sprachen von dem, was sie sahen. Als sie aber nach langer Zeit sich von dem Bilde des Brandes abwendeten, weckten ein paar Nichtigkeiten ihres eigenen Gartens ihr Interesse. Da war ein Stock mit großen, hellroten Rosen, die noch von den Regentropfen, die das Gewitter auf sie geworfen, schwer hingen. Eine wunderbare Frische lag über den Blumen, und Vater Zeller nahm eine oder zwei der größten beim Stengel und zeigte sie erst Frau Regula, dann Salome. Sie wechselten auch jetzt und in Ruhe, wie vorhin im Schrecken, ein paar Worte. Salome entdeckte einen bunten, zierlichen Käfer auf einem Blatte, und ohne daß sie es helfen konnte, sprang eine kleine, frohe Ueberraschung in ihr auf und zeigte sie mit rascher Bewegung das Tierchen den Eltern. Gleich darauf

und als ob sie sich selbst das seelische Aufhellen mißgönnte, wendete sie sich ab und ging mit bleichem Gesicht ins Haus zurück.

Es war aber doch von da an eine leise Brücke zwischen ihr und den Ihrigen gebaut. Sie fanden manchmal den alten Ton, welcher einst ihrem Zusammenhausen die köstliche Behaglichkeit gegeben. Was aber ihrem Wesen den Stempel gab, das war ihre Frömmigkeit. Auch Salome begann sie zu teilen. Sie lag ihrer zerbrochenen und müden Seele näher als einst ihrem starken und freien Geiste.

Zuweilen kam Heini zu Besuch, und er störte sie nicht, noch brachte er ihnen, was sie hätte reicher machen können. Er hatte die Luzia geheiratet, und sie war ihm zwar eine putzsüchtige, aber im ganzen keine üble Frau. Er aber machte seinen Weg, hatte seine zeichnerischen Fähigkeiten weiter ausgebildet und gründete mit Heinrich Hirzels Hilfe eine eigene Buchbinderei, in welcher er sich durch das Selbstentwerfen künstlerischer Einbände einen gewissen Namen erwarb. Er sprach aber nie von seinen Erfolgen und Geschäften. Wie Salome im Alter verschlossen und schwer zugänglich geworden, so war er es jung und sein Leben lang.

Auch die Pfisters kamen, und als genug Zeit vergangen war, daß Wunden verharschen konnten, sah Heinrich Hirzel dann und wann bei seinem alten Angestellten herein.

Noch war aber kein volles Jahr seit jener Gerichtsverhandlung vergangen, da erschien auch Johann Paul Brändli eines Tages in dem kleinen Hause.

Es war Herbst und ein Sonntag. Die Eltern Salomes waren seltenerweise ausgegangen, und vielleicht ahnte oder wußte es der Gast, den Salome bekam. Tagsüber war es am See lebhaft gewesen, von Schiffen auf dem Wasser und von Wanderern

an den Ufern. Auch hatten in einigen Weinbergen die Winzer gearbeitet. Jetzt wurde es still um das Haus. Das leise Herbstbleichen lag in der Natur, da die Blätter hell werden, die Sonne weiß und der Himmel matt. Im Garten am See blühten Dahlien und Astern, und die Wege waren feucht von Abendtau. Salome saß auf der Bank am Hause, im schwarzen Sonntagskleid, aber barhaupt. Sie las in einem Buche, das ihr auf den Knien lag, und hielt das braune, herbe Gesicht gesenkt. Die weiße Sonne fiel auf ihren glatten Scheitel und zeigte, daß er grau war wie der eines alten, alten Weibleins.

Hinten am Hauseingang scholl die Glocke.

Salome achtete nicht darauf, wollte nicht achten; denn die Eltern konnten noch nicht zurück sein, und sie begehrte keinen Besuch.

Es läutete noch einmal, und der Ton schreckte sie aus ihrem Trotz. Sie wollte aufstehen und sehen, wer da sei. Da hörte sie Schritte, die sich durch ein neben dem Hause in den Garten Einlaß gebendes Törchen näherten, ärgerte sich über die Zudringlichkeit des Ankömmlings und blieb nun doch sitzen. Unfreundlichkeit und Unzugänglichkeit lagen in ihrer ganzen Haltung.

Und nun stand Johann Paul Brändli ein Stück weit von ihr ab und sah sie an. Er trug einen leichten schwarzen Ueberzieher und einen schwarzen weichen Hut. Sein Gesicht hatte immer die gleiche Stubenhockerfarbe. Der rote Bart verdeckte den verdrießlichen Zug nicht, der sozusagen von Amts wegen immer darin lag. Die Augen aber sahen jetzt verlegen durch die goldene Brille.

„Ich bin es nur, Fräulein Sali," sagte er, als sie ihm keine Aufmerksamkeit schenkte und er die Absicht fühlte, mit welcher sie tat, als sehe sie ihn nicht.

Da fuhr sie doch nach ihm herum und sah ihn an wie eine Erscheinung.

„Warum sollte ich nicht kommen?" sagte er linkisch und doch mit unbewußter Güte, als er ihre Ueberraschung bemerkte.

Demütig, wie sie es vielleicht vor Jahren getan haben würde, als der Vater sie zum ersten Male in die Nähe ihres Vorgesetzten Brändli gebracht hatte, stand sie auf.

„Sie wollen zum Vater?" stotterte sie verwirrt. „Er ist ausgegangen, aber — wollen Sie nicht — in die Stube treten oder — hier Platz nehmen?" Sie wies dabei auf die Bank, und er ließ sich nieder.

„Ich will zu Ihnen, Fräulein Sali," erklärte er.

Dann nötigte er sie, sich neben ihn zu setzen, und seine eigene Verlegenheit verlor sich, je mehr er ihre Hilflosigkeit gewahrte. Er fragte nach den Eltern und erzählte, was sie schon wußte, daß er den Vater wiederholt gesehen. Dann fragte er schonend, weshalb sie nicht habe in die Bank zurückkommen wollen. Er habe ihrem Vater angedeutet, daß sie gerne wieder aufgenommen würde.

„Ihnen zulieb hätte man es getan," sagte Salome hastig, mit erregter, halblauter Stimme. „Ich konnte nicht."

Darauf begann er ihr in stiller und gelassener Weise zuzusprechen, sie dürfe nicht zu übel von den Menschen denken. Sie seien nicht so blind und unverständig, wie man sie haben wollte, wüßten wohl noch den Dingen auf den Grund zu gehen, dächten auch von ihr viel besser als sie meinte.

Sie hatte den Kopf gesenkt und sah auf ihre Schuhe. Der eine Fuß wippte in verhaltener Ungeduld auf und nieder, aber Brändli ließ sich nicht beirren. Er machte nur eine kleine Pause und betrachtete sie ernsthaft, mitleidig und ein wenig auch wieder ängstlich.

„Fräulein Sali," hob er dann wieder an.

Sie antwortete nicht.

Er wiederholte ihren Namen.

Und plötzlich nahm er sich zusammen und legte vorsichtig eine Hand auf die ihre. „Sie haben einmal geahnt, wieviel Sie mir galten, und haben mir damals" — er lächelte — „gleichsam die Antwort gegeben, ehe ich zum Fragen kam. Jetzt ist viel Zeit darüber vergangen. Und vielleicht sehen Sie meine Frage jetzt in anderem Licht. Meine — — Mutter würde sich auch freuen."

Salomes Fuß hatte in seiner ungeduldigen Bewegung aufgehört. Sie hob, während er sprach, den Kopf und bog sich nach rückwärts, als müßte sie ihn besser sehen können. Ihre scharfen Augen öffneten sich weit.

„Sie — Sie fragen mich jetzt noch?" sagte sie. „Jetzt noch?"

„Sie sind für mich nicht anders, als Sie immer waren," entgegnete er. „Nur daß Sie durch eine bittere Schule gegangen sind."

Sie stand auf und ging durch einen der kleinen Wege an die Seemauer hinab. Still schritt sie zwischen den blühenden Astern und kam ein Stück wieder zurück und rief ihn zu sich.

Er kam zu ihr, wo sie im schmalen Wege zwischen den Herbstblumen stand.

„Ich muß Ihnen etwas sagen," begann sie, „was mir gerade jetzt und von dem, was Sie mich gefragt haben, vielleicht geweckt, durch den Sinn geht. Sehen Sie, ich habe in mir gleichsam gar keine Hoffnung, kein grünes, junges Leben mehr. Es ist etwas Eigentümliches. Einmal, als ich jung war — und ich habe Ihnen das schon angedeutet — habe ich mich so ganz, so mit jedem Atemzug an ein Glück gehängt,

von dem ich meinte, daß ich es durch mein ganzes Leben hindurch würde festhalten können. Mit bewußtem Willen habe ich das Ungewohnte und Unerlaubte getan, weil ich dadurch dieses Glück erreichte, das sonst oder dem ein ähnlich großes ich nie zu gewinnen hoffen durfte. Ich habe, wenn Sie wollen, dabei die Augen zu etwas erhoben, was mir nicht zukam, aber ich sah nicht ein, warum einem Menschen verschlossen sein sollte, was für andere offen war. So kam ich zu meiner ersten Sünde, und aus der ersten sind sie gewuchert wie Unkraut und haben langsam, langsam die eine Blume, die mir im Leben geblüht ist, erstickt. Jetzt" — sie fuhr sich über die Stirn, wie eine, die müde vom Denken ist — „weiß ich nur, daß ich es still um mich haben muß, daß — daß ich keine Kraft habe zu etwas Neuem."

Er wollte sie unterbrechen und sagen, daß es auch in seinem Hause still sei; allein sie kam ihm, vielleicht seine Gedanken erratend, zuvor.

„Wenn aber diese Kraft oder eine Freude wiederkäme," fuhr sie fort, „so fühle ich, daß es doch nur eine wäre, die von der Vergangenheit lebte, also eine leise und späte Erfüllung dessen, was ich mir damals gewünscht habe. Ich wollte immer nur eine Erinnerung haben, eine —"

Sie brach plötzlich ab. Vielleicht versagten ihr die Gedanken, vielleicht auch kehrte ihr jäh die eigensinnige Verschlossenheit zurück, in welcher sie sonst lebte.

Johann Paul Brändli hatte wohl nicht alles verstanden, was sie gesagt hatte. Sein Leben war zu sehr zwischen Alltag und Zahlen verlaufen, als daß er mit seinem Gefühl das ausgeschöpft hätte, was auch Salome nur in einem Augenblick des Klarsehens und der Abrechnung mit sich selbst erkannt und in

der großen Erregung der Stunde zum Ausdruck gebracht hatte. Aber er ahnte das, was sie bewegte, und irgendwie empfand er, daß er und sein Anliegen nichts dagegen bedeuteten, noch bedeuten konnten. Er sprach nicht weiter, und sie setzten sich wie auf Verabredung wieder langsam in Bewegung, dem Hause zu.

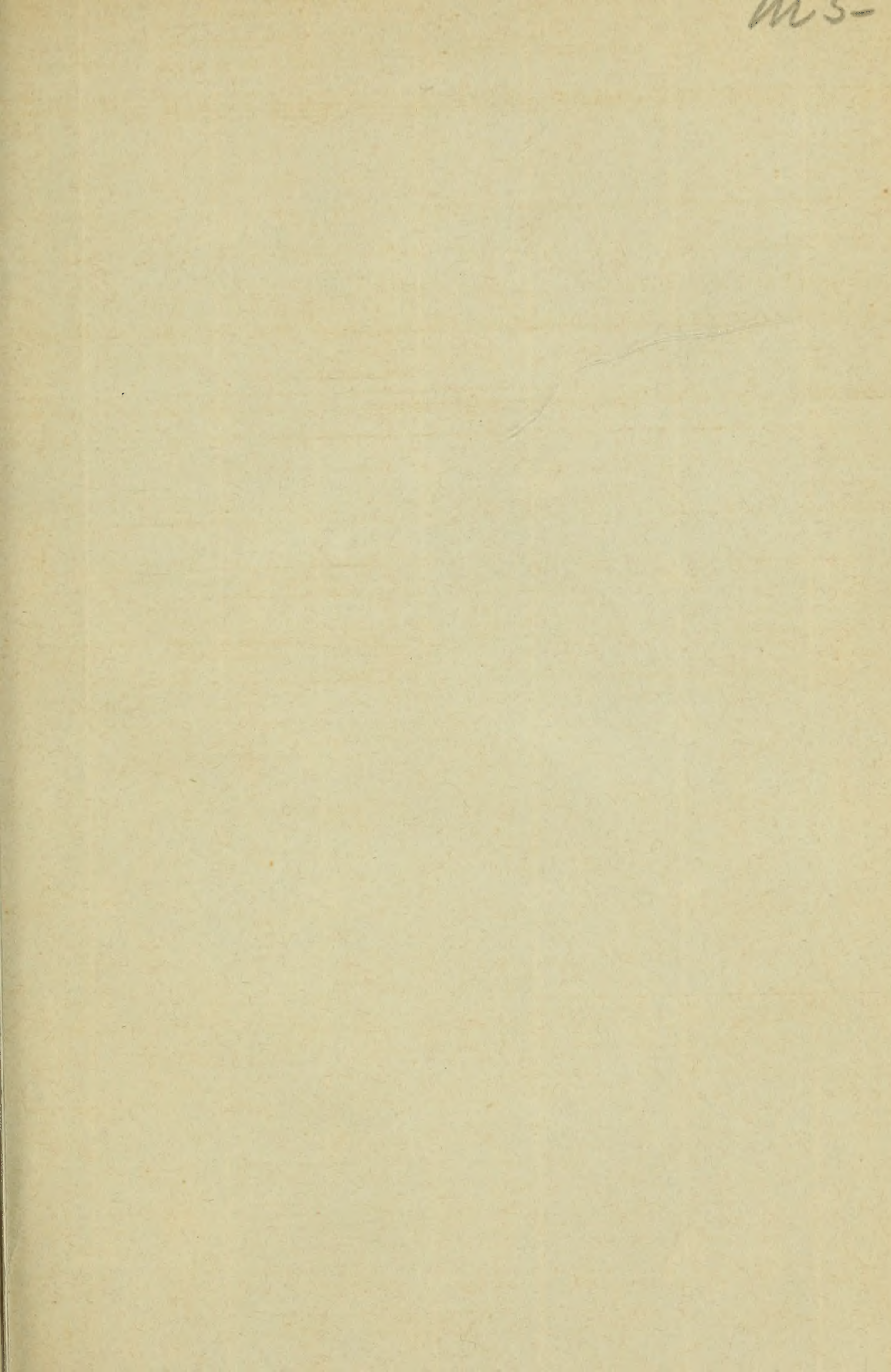
Salome erinnerte sich noch einer Schuld. Sie sagte plötzlich: „Und doch danke ich Ihnen, daß Sie — mich noch so wert gehalten haben."

Ihre Augen leuchteten auf und sie reichte Brändli die Hand.

Bald nachher entfernte er sich ein wenig kleinlaut.

Aber er hielt Salome und den Ihren auch fernerhin Freundschaft, und da sie genügsame Menschen waren, brachte sie ihnen späterhin manche helle Stunde. Und ein wenig neuen Mut hatte er mit seinem Antrag Salome doch gegeben.

Das stille, kleine Haus am See sah friedliche, ereignislose Jahre der anspruchslosen Menschen. Frau Regula verließ es zuerst, einer kurzen Krankheit erliegend. Der Vater und die Tochter waren zäh, wie sie klein waren. Sie waren unzertrennlich, ähnelten sich sehr, und eine nie ausgesprochene, verleugnete, aber leidenschaftliche Liebe war in diesen späten Tagen zwischen ihnen, als ob die Härte des Lebens sie um so fester zusammengeschmiedet hätte. Auch Vater Zeller starb dann. Die kleine Salome lebt allein, alt, verschrumpft, einsam und herb. Aber die paar Menschen, die in ihr Leben gehört hatten, suchen sie zuweilen auf und sprechen mit ihr von Dingen, die lange gewesen sind. Heini hat ihr seinen Knaben gebracht. Wenn sie mit dem allein ist, geht manchmal die frühe Erinnerung durch ihre Seele, so wie eine leise Sonne, so wie sie es einmal sich — gedacht hatte.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 05 10 012 4